This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

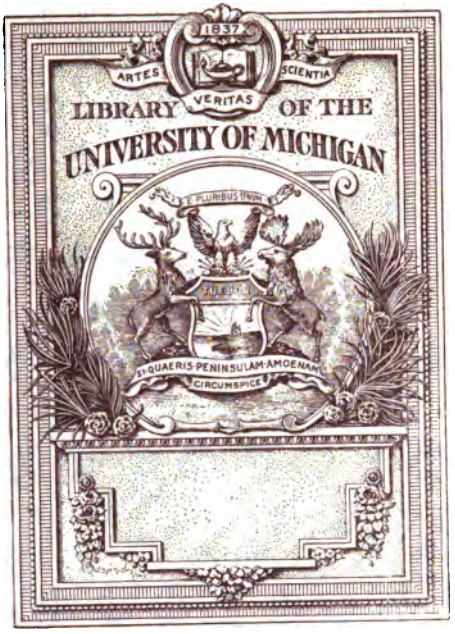
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 501420


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

GN
315
.M94

Das Problem

der

Völkerverwandtschaft.

Von

Dr. Joh. Richard Mucke,
ord. Professor an der K. Universität Jurjeff (Dorpat).

Es ist nicht überflüssig zu zeigen, wie unbeschreiblich dumm vieles von dem ist, was für Geschichte gelten will.

Niebuhr, Röm. Gesch. 2. Ausg. S. 243.

Greifswald.
Verlag von Julius Abel.
1905.

Den

Manen seines Schwiegervaters

Dr. Fr. Leopold George

weil. ord. Professors der Philosophie an der Universität Greifswald

(gest. d. 24. Mai 1873)

und

seiner Schwiegermutter

Auguste George

zum 84. Geburtstage

(d. 25. November 1904)

gewidmet

vom Verfasser.

172799

Vorwort.

Die vorstehende Abhandlung steht in unmittelbarem Zusammenhang mit meinen früheren urgeschichtlichen Untersuchungen „Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung. Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage. Stuttgart 1895“ und „Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. Greifswald 1898“. Alle drei beruhen auf einer gleichen und gleichzeitigen Durchforschung völkerkundlichen Materials, und obwohl jede derselben ein einheitliches Ganzes besonderer Kombinationen bildet, so verfolgen sie doch den gleichen Zweck, die hohe Bedeutung des Wohnraums für das Urleben der Menschheit zu veranschaulichen.

In „Horde und Familie“ wird gezeigt, wie der Wohnraum die ersten geselligen Beziehungen und eine natürliche Ordnung der Dinge begründet, die für das ganze spätere Leben der Menschen bedeutsam geworden ist. Die „Urgeschichte des Ackerbaues pp.“ stellt den Einfluß des Wohnraums auf die Ausnutzung des ihn umgebenden Lebensraums und die daraus entspringende Organisation der ältesten wirtschaftlichen Verbände dar und weist auf die beiden Grundformen des Wohnraums, das Längslager auf den Ebenen einerseits und das Rundlager auf den Höhen anderseits hin. Die vorliegende Schrift knüpft daran unmittelbar an und will zeigen, wie sich aus jenem die Nähe, aus diesem aber die Ferne der Völkerverwandtschaft erklären läßt. Sie will beweisen, daß die Völkerverwandtschaft auf Hordenverwandtschaft beruht, weil aus den eigentümlichen Gesetzen, nach denen sich die Menschheit über die Erdoberfläche ausgebreitet hat, mit voller Bestimmtheit hervorgeht, daß jedes Volk sich selbstständig, d. h. unabhängig von den übrigen durch einen Vermischungsprozeß von Bewohnern der Ebenen mit Bewohnern des Hochlandes entwickelt hat. Demnach verwerfe ich die Urvölkertheorie, die ich schon in meiner „Urgeschichte“ als auf einer reinen Fiktion beruhend gekennzeichnet habe und wofür mir bereits vor sechs Jahren eine geographische Zeitschrift ein „Bravo“ zugerufen hat. Es soll gezeigt werden, wie vom Standpunkt der Geographie aus solche Fragen:

„wo liegt die Urheimat der Arier?" falsch gestellt sind, daß die Frage vielmehr lauten muß: auf welchem geographischen Individuum finden wir Arier? Denn wir dürfen uns nicht erst in der Idee ein Volk bilden und dann für dieses ideelle Volk einen Wohnort suchen, sondern wir müssen umgekehrt vom Tatsächlichen ausgehen, und das sind die geographischen Kleinsträume, auf denen uns Arier historisch gemeldet worden sind.

Weshalb überhaupt meine Theorie vom Urleben der Menschheit in Widerspruch zu den jetzt herrschenden Ansichten steht, liegt in dem abweichenden Erkenntnisprozeß, mit dem ich in das völkerkundliche Material eingedrungen bin. Obwohl ich dies schon in „Horde und Familie" genügend dargelegt hatte, so scheint es mir in diesem Vorwort angezeigt, darauf nochmals zurückzukommen. Am einfachsten werde ich dies darlegen können, wenn ich berichte, wie meine gesamten urgeschichtlichen Arbeiten, die bereits erschienenen und die eventuell noch zu veröffentlichenden, entstanden sind.

Ich bin an das von mir durchforschte Material der Völkerkunde nicht mit einer fertigen Idee herangetreten, ja ich habe das Material nicht einmal zu dem Zwecke durchforscht, um Bücher zu schreiben, indem ich mir etwa ein Thema gestellt hätte, wie es derjenige tut, der eine Schrift ad hoc schreiben will. Sondern das Material, auf dem meine Untersuchungen beruhen, ist mir gleichsam von selbst durch meine akademische Lehrtätigkeit als Statistiker zugewachsen, und daß ich es zu einer Theorie verarbeitet habe, ist ein reiner, ebenfalls mit meiner Stellung als Professor zusammenhängender Zufall gewesen.

Die Statistik ist, wie schon ihr alter historischer Name besagt, die Erkenntnis (notitia) vom Verhalt (status) der Sachen (rerum): die Wissenschaft vom Sachverhalt oder vom Tatsächlichen. Sie sucht die Erscheinungen nicht aus einer Idee zu begreifen, sondern will aus den objektiven Merkmalen der Erscheinungen erfahren, wie die Dinge, um die es sich jeweilig handelt, unter einander zusammenhängen, sei es um gegenwärtige Verhältnisse in ihrer Objektivität zu erfassen, sei es um einen Zustand der Vergangenheit zu rekonstruieren, sei es um einen zukünftigen Zustand vorauszusagen.

Infolgedessen besteht der Erkenntnisprozeß der Statistik in einem permanenten wechselweisen Analysieren und Synthesieren, in einem fortwährenden Auflösen und Wiederverbinden; und weil die Statistik in ihrem Erkenntnisprozeß nur die Tatsachenmerkmale berück-

sichtigt, so erfordert die Statistik von ihren Jüngern in erster Linie Kombinationsgabe. „Hier (im Kombinieren) zeigt sich Genie und Gelehrsamkeit des Statistikers", schrieb gerade vor hundert Jahren selbst Ludw. von Schlözer noch in seiner 1804 erschienenen „Theorie der Statistik" (S. 45), obwohl Schlözer von der Achenwallschen Schule schon stark angekränkelt war. Statistae nannte man Personen, die mittels ihrer Kombinationsbegabung aus vorhandenen Tatsachenmerkmalen einen Zustand der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft konstruieren oder rekonstruieren können.

Was anderes als dies verstand z. B. Shakespeare unter einem Statist, wenn er in Cymbeline (2. Akt, 4. Szene) den Posthumus auf die Darlegung von Philarios Tatsachenmerkmale sagen läßt: „Obwohl ich nicht Statist bin und's nie sein werde, so glaube ich doch, daß es Krieg bringen wird." Das heißt doch nichts anderes als: wenn ich auch nicht zu den zünftigen Gelehrten gehöre, die die Fähigkeit besitzen, aus dem zurzeit vorliegenden Tatsächlichen den kommenden Zustand mit Hilfe meiner Kombinationen festzustellen, so glaube ich doch an Krieg.

Auf statistischer Grundlage beruht eine Erkenntnis dann, wenn sie das Ergebnis eines Urteilsprozesses ist, der frei von jeder Subjektivität durch eine logische Kombination rein tatsächlicher Merkmale zustande gekommen ist. Daher nannte man in früheren Jahrhunderten statistisch klug einen Mann, der Klugheit in bezug auf tatsächlich Gegebenes besitzt; und wenn jemand etwas frei von aller Subjektivität zur Darstellung brachte, so bezeichnete er diese seine Darstellung als eine statistische. So nannte Helenus Politanus sein 1687 erschienenes objektiv gehaltenes Kleinbild ein Microscopium statisticum, und ebenso nannten die Männer der Nachreformationszeit ihr „nicht nach dem Grunde des Verstandes oder speculative", sondern aus den Lehren der heiligen Schrift abgeleitetes Christentum religio statistica. Und wer sich über die Aufgabe der Statistik klar und kein bloßer schablonenhaft sich betätigender Faiseur ist, weiß, daß die Statistik, wenn sie gleichartige Dinge zählt, Durchschnitte zieht und Messungen vornimmt, dies um eines höheren Zweckes willen tut und daß das dabei angewandte numerische Verfahren nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist. So richtig auch sein Zählen und Rechnen gewesen sein mag, hat der Statistiker Nichtidentisches d. h. durch gleiche Merkmale Gekennzeichnetes zusammengezählt und hat er überhaupt falsch kombiniert, so ist sein Resultat ein falsches, weil der Sachverhalt ein unwahrer ist.

Es kann keine törichtere Auffassung von der Statistik geben, als die, daß sie durch Zählungen gekennzeichnet würde. Wenn der Statistiker durch die Eigentümlichkeit gewisser Stoffe zu Zählungen genötigt wird, so ist der Erkenntnisprozeß in bezug auf die Feststellung der äußeren Wahrheit nahezu schon vollendet. Denn um die Auszählung dem Kalkulator übertragen zu können — der Statistiker kann auch sein eigener Kalkulator sein —, müssen bereits die Begriffe gebildet sein, unter die die als gleichartig erkannten Erscheinungen durch Zählung subsumiert werden können und es muß ebenfalls bereits begrifflich untersucht sein, was gleichartig ist. Ich möchte sogar behaupten, daß es wenige Wissenschaften gibt, in denen es so auf exakte Bestimmung der Nomenklaturen ankommt, wie gerade in der Statistik, und da Nomenklaturen nur auf begrifflichen Untersuchungen gegründet sein können, so kann nur der Statistiker, der vom Zweck seines Tuns auch nicht die leiseste Ahnung hat, behaupten, daß die Statistik durch jenes numerische Hilfsverfahren, das man zuweilen auch „statistische Methode" genannt hat, das aber mit gleichem Rechte auch „meteorologische" Methode genannt werden könnte, charakterisiert werde. Eine bloße Methode und noch dazu eine solche, die nur ein technisches, auch in anderen Wissenschaften beliebtes Hilfsverfahren ist, kann nie eine Wissenschaft begründen, da eine selbständige Wissenschaft ein klar erkanntes Prinzip haben muß. Wer sich einer Methode ohne Ziel in der Wissenschaft bedient, der gleicht einem Bummler, der einen Weg geht, ohne zu wissen, wohin.

Weil die Wissenschaft Statistik (status rerum notitia) ein klar erkanntes Prinzip hat, nämlich Sachverhalte festzustellen, so fällt dem Lehrer der Statistik nicht etwa die Aufgabe zu, seinen Schülern Zählen und Rechnen beizubringen, sondern die Aufgabe, zu zeigen, wie man einen Sachverhalt feststellt. Das Material, an dem man dies demonstriert, kann ein sehr verschiedenes sein. Ein guter Pädagog wird solchen Stoff wählen, der im Konnex mit dem besonderen Studium steht, dem sich der Schüler widmet. Da ich an hiesiger Universität, wo ich seit 21 Jahren den Lehrstuhl der Geographie, Ethnographie und Statistik innehabe, teils Studenten der politischen Oekonomie und Statistik, teils Studenten der Geographie, Ethnographie und Statistik auszubilden berufen wurde, habe ich versucht, beiden gerecht zu werden. So habe ich denn, was ich übrigens bereits in Greifswald, obwohl ich dort nur Professor der Nationalökonomie und Statistik war, auch statistische Uebungen mit völkerkundlichem Material abgehalten.

Das Erste, was ein zukünftiger Statistiker erlernen muß, ist, weil

ja doch die Statistik ihrem Jahrhunderte alten historischen Prinzip gemäß es nicht mit Urteilen, sondern mit Sachen zu tun hat, an einem Bericht unterscheiden zu lernen, was an ihm Tatsache und was Auffassung der Tatsache ist; er muß sich üben, das subjektive Moment vom objektiven zu trennen. Was nach Auslösung der Idee aus einem Berichte übrig bleibt, ist ein durch Merkmale charakterisierter Inhalt. Wird dieser auf Blätter eingetragen, so entstehen Karten in der Form, wie sie jedem meiner Leser von einer Volkszählung her bekannt sind. Diese Karten nennt man bei Volkszählungen Zählkarten, wofür man in der Statistik meist den Ausdruck „Individualkarten" gebraucht. Auch der Laie weiß, daß die sog. Zählkarten von den statistischen Behörden nicht eigentlich zum Zwecke der Auszählung, sondern zum Zwecke des Kombinierens in Anwendung gebracht worden sind. Denn zum Auszählen der statistischen Individuen gibt es andere und für die Gewährleistung des richtigen Zählungsergebnisses sogar viel bessere Hilfsmittel als diese Karten. Zählkarten sind lediglich ihrem Wesen nach Kombinationskarten.

Solcher Karten haben sich die Statisten von jeher bedient; denn ihre besondere Kunst (ars statistica) bestand ja im Kombinieren, da ohne Verknüpfungen der Sachen das Verhalten der Sachen, der status rerum, nicht festgestellt werden kann. Die Anwendung solcher Kombinationskarten ist uralt, und ihr hohes Alter erklärt sich, weil ihre Erfindung von selbst dadurch gegeben ist, daß jemand zur Unterstützung seines Gedächtnisses unwillkürlich die Charakteristika der zu erforschenden Einzelheiten sich auf Zettel schreibt. Selbst Philosophen haben sie verwendet. Männer wie der Spanier Raimundus Lullus (1235—1314), der mit seiner Ars magna bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein in der von ihm begründeten Schule weiter gelebt hat, stehen in dieser Hinsicht nicht vereinzelt da, und auch an „logischen Maschinen", wie die von Wilhelm von Soissons erfundene, hat es nicht gefehlt.

Es versteht sich von selbst, daß diese Kombinationskarten nicht den logischen statistischen Erkenntnisprozeß ersetzen, sondern ihn nur erleichtern; es handelt sich dabei um „Handgriffe", die dem Gedächtnis zu Hilfe kommen, aber doch auch ein Sicherheitsventil gegen das Eindringen subjektiver Auffassungen abgeben. Denn wenn man sich beim Kombinieren nur an die von ihnen gebrachten Tatsachenmerkmale hält, so kann sich eine Idee schwer einschleichen.

Man kann auch mit Volkszählungskarten kombinieren lernen, und ich habe ganze Semester hindurch mit solchen „Zählkarten" Uebungen

abgehalten. Aber sie haben für den akademischen Unterricht das Unangenehme des zu vielen Zählens. Hat man nicht eine Anzahl von Kalkulatoren zur Seite, die das Auszählen besorgen, so leidet der Unterricht; die Studenten langweilen sich, zählen falsch aus und streiken schließlich. Auch läßt ein mit Zählungen verbundenes Material, weil es sich dabei um gleichartige Individuen handelt, um derentwillen sich ja das Zählen erst notwendig erweist, regelmäßig sehr wenig Kombinationen zu. Man denke nur an die dürftigen Kombinationen, die an den meisten statistischen Bureaus mit Zählungsmaterial gemacht werden. Das Allergefährlichste aber ist, daß die Studenten über das Auszählen, das Eintragen in die Konzentrationsformulare, die Durchschnittsberechnungen usw. leicht den Zweck dieser „Handgriffe" verkennen und schließlich gar nicht mehr wissen, zu welchem höheren Zweck man das so macht.

Das war der Grund für mich, daß ich dieses mit geisttötenden Zählungen verknüpfte Material mehr und mehr mit ethnographischem, bei dem das Zählen in Wegfall kommt, zu vertauschen begann. Man lernt mit letzterem viel besser kombinieren und Tatsachenzusammenhänge in einem *vergrößerten* Maßstabe feststellen, sobald man nur die Beobachtung über das gesamte Völkerleben erstreckt. Die Völkerkunde ist überreich an Berichten. Löst man von den Berichten den subjektiven Erkenntnisstandpunkt aus und notiert man den objektiven Inhalt in Form von Merkmalen auf Karten, so gewinnt man ein Kombinationsmaterial, wie man es sich für Unterrichtszwecke nicht besser wünschen kann. Aber auch die *Anfertigung* der Karten selbst hat erzieherischen Wert. Denn wenn der Schüler zur Herstellung solcher Karten angehalten wird, so gewöhnt er sich an ein *objektives* Erfassen fremder Aussagen. Er verwächst ähnlich wie der Naturwissenschaften Studierende mit dem Stoffe selbst und lernt begreifen, daß nicht Urteile, sondern *Stoffe* durchforscht werden müssen. Insofern der Schüler später aber auch noch die objektiven Merkmale verbinden und das Identische vom Gegensätzlichen sondern muß, so lernt er zugleich an einem *realen* Stoffe *logisch denken*, also nicht bloß abstrakt denken. Er wird durch das Material gefesselt und entläuft durch sorgfältiges sachliches Beobachten und Vergleichen der Umstände, unter denen eine Erscheinung stattfindet, der Gefahr einer wüsten Spekulation.

Wie mangelhaft es in beiderlei Hinsicht bei vielen Schriftstellern auf dem Gebiete des Völkerlebens noch bestellt ist, davon wird der Leser sich aus vorstehendem Buche sattsam zu überzeugen Gelegenheit

finden. Und er wird zugleich die hohe Bedeutung der Statistik — nicht im Sinne jener modernen Kalkulatorenkaste, sondern im Sinne ihrer ganzen Jahrunderte langen historischen Vergangenheit als status notitia, wie sie von den zielbewußten praktischen Statistikern auch in der Gegenwart noch aufgefaßt wird — für die übrigen Wissenschaften, denen sie eine ebenso unentbehrliche Hilfswissenschaft wie die allgemeine Logik ist, kennen und schätzen lernen (vgl. meine Schrift: über das historische Prinzip der Statistik, Dresden 1900).

Auf solchem, aus meinen praktischen Uebungen hervorgegangenen Kartenmaterial baut sich meine urgeschichtliche Theorie in ihrer Gesamtheit auf. Es standen mir rund an 35000 solcher Karten, von denen ich den allergrößten Teil im Laufe der Jahrzehnte selbst angefertigt hatte, zur Verfügung, als ich mit einer Anzahl von Schülern die ersten Kombinationen begann. Leider schmolz wegen der veränderten Verhältnisse, denen die Universität Dorpat entgegenging und zu denen die Aufhebung der bis dahin geradezu blühenden selbstständigen Studien der mit der Statistik verbundenen Nationalökonomie einerseits und der mit ihr verbundenen Geographie und Ethnographie anderseits gehörte, die Zahl meiner Zuhörer immer mehr zusammen. Da mir der Wert dieser Kombinationen tagtäglich klarer wurde, habe ich schließlich so gut wie allein Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr sie ununterbrochen fortgesetzt. Sie einmal literarisch zu verwerten, lag mir durchaus fern.

Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich nur ungern schriftstellere, da ich den Beruf dazu nie in mir gefühlt habe. Deshalb schrieb ich schon im Jahre 1886 einmal im Vorwort eines größeren statistischen Werkes: „Auf schriftstellerischen Ruhm erhebe ich ohnehin keinen Anspruch, da mein Beruf der akademische ist und mein Ehrgeiz dahin zielt, dem Wohle der Menschheit dienliche Wahrheiten auf dem mir zugewiesenen Lehrgebiete in zweckmäßiger Weise durch m ü n d l i c h e n Vortrag zu verbreiten.“ Nicht um ein Buch zu schreiben, sondern zum Zwecke des Unterrichts und lediglich zu meiner e i g e n e n Belehrung auf dem Gebiete der Ethnographie war ich bestrebt, einen neuen Erkenntnisstandpunkt zu gewinnen.

An die Ausnutzung seiner Ergebnisse denkt ja überhaupt kein Statistiker, weil es gar nicht im Wesen der Statistik liegt. Das taten die Statistae im Mittelalter nicht, die ihre notitiae den Chronikenschreibern, Historiographen und Kosmographen überließen, das taten auch nicht die späteren sog. Spezial- oder Politiko-Statistiker, die sich in „das Interesse der Potentaten“ stellten, das tun die amtlichen Sta-

tiſtiker auch heute nicht: ſie ſchaffen den Regierungen nur Unterlagen für Geſetzgebung und Verwaltung. Denn die Statistae ſind nicht aktuelle, ſondern gleichſam nur ſtumme Perſonen, weshalb ja bekanntlich auch die Schauſpielkunſt den Ausdruck Statiſta im Sinne einer nicht handelnden Perſon adoptiert hat. Die Statiſtik iſt „dienende Magd".

Es war eine äußerliche Veranlaſſung, nämlich, wie ich ſchon im Vorwort zu „Horde und Familie" mitgeteilt habe, die Folge einer Doktorpromotion eines Nationalökonomen, die dieſe Schrift veranlaßte. Der Promovend hatte in ſeiner Schrift über Urſprung des ruſſiſchen Artels die Behauptung aufgeſtellt, daß das Artell (die Orta) eine Nachbildung der Urfamilie ſei. Als der von der Fakultät ihm geſtellte Hauptopponent wies ich ihm nach, daß das Artel oder die Orta geradezu der begriffliche Gegenſatz zur Familie ſei. Um dieſen meinen Beweis auch einem größeren Publikum darzulegen, ſchrieb ich dann jene Schrift. Das konnte ſelbſtverſtändlich nur in der Form einer Entwickelungsgeſchichte geſchehen. Denn daß ich mein Material nicht in Tabellenform zur Darſtellung bringen durfte, bedarf kaum der Erwähnung: wer würde ſolche Tabellen leſen, wer würde ſie überhaupt verſtehen? Gegen dieſe Darſtellungsform ſind oft genug ſchon Einwände erhoben worden. Und Hoernes ſchreibt in ſeiner „Urgeſchichte des Menſchen" (S. 235) mit Recht: „Die Tabellenform ſieht zwar ſehr ſtreng und gelehrt aus, paßt aber meiner Anſicht nach beſſer für die Wiedergabe von Schädelmaßen, als für die Darſtellung eines kulturhiſtoriſchen Prozeſſes, in welchem man das geiſtige Band nicht durch horizontale und vertikale Striche erſetzen kann."

So faßte ich denn die Schrift in Form einer Theorie ab. Eine Theorie will eine Ueberſchau ſein und eine Geſamtheit von Einzelerſcheinungen aus einem gemeinſamen Grunde (einer Hypotheſe) erklären. Es muß alſo der Grund bereits vorhanden ſein, um eine Theorie ſchreiben zu können, d. h. der Erkenntnisprozeß muß abgeſchloſſen ſein, bevor man an eine Darſtellung denken kann. Da nun mein Erkenntnisprozeß der ſtatiſtiſche war, ſo nannte ich mein auf Grundlage der gewonnenen Erkenntnis abgefaßtes Buch „eine neue Theorie auf ſtatiſtiſcher Grundlage" und zur Vorbeugung jedes Mißverſtändniſſes fügte ich im Vorwort (S. IX) hinzu: ‚Ich habe die vorliegende Abhandlung auf dem Titelblatt eine Theorie auf ſtatiſtiſcher Grundlage genannt, weil ihre Reſultate nicht auf apriorer Erkenntnis beruhen, ſondern durch Analyſe und Syntheſe zu einem Syſtem von Tatſachen gebracht worden ſind. Die Statiſtik, welche

Böckh sehr richtig als die Wissenschaft vom Tatsächlichen bezeichnet, hat vor allem die apriore Erkenntnis, welche Beobachtungen anhaftet, abzustreifen. Denn jeder Beobachtung liegt außer der sinnlichen Wahrnehmung eine vorgefaßte Meinung zu Grunde, welche letztere in der Wissenschaft immer das Resultat früherer Forschung ist." Daraus geht das, was ich oben dargelegt habe, deutlich hervor, nämlich daß jeder einzelne Bericht von mir seines subjektiven Bestandteils entkleidet und an den übrig gebliebenen reinen Tatsachenmerkmalen ein Erkenntnisprozeß vorgenommen worden ist und daß das Resultat desselben die Grundlage meiner Darstellung gebildet hat.

Wie wenig manche Menschen die Fähigkeit besitzen, den Gedanken eines andern aufzufassen, zeigt folgende geradezu humoristische Auffassung, die einer meiner Rezensenten zu Tage gefördert hat; er sagt: „Der Titel war geeignet, Interesse und zugleich Bedenken des Statistikers von vornherein zu erwecken. Das Interesse knüpft sich an das Versprechen (sic!) der Anwendung der statistischen Methode (sic!), das Bedenken daran, daß diese auf eine urgeschichtliche Entwickelung von Horde und Familie stattfinden soll." Kann man sich wohl eine schiefere Auffassung meiner Ausdrucksweise denken? Sind denn „auf Grundlage" und „nach Methode" identische Begriffe? Wenn ich auf Grundlage der Bundestagsprotokolle eine geschichtliche Entwickelung des Zollvereins darstelle, so gebe ich doch nicht das Versprechen, die Methode der Bundesprotokolle solle Anwendung finden auf die geschichtliche Entwickelung des Zollvereins? Oder wenn eine Regierung auf statistischer Grundlage ein Gesetz formuliert, so formuliert sie es doch nicht nach der statistischen Methode! Fragt man sich, wie eine solche Begriffsverwechslung überhaupt möglich ist und daß jemand so wenig Befähigung besitzen kann, sich auf den Standpunkt eines andern zu stellen, so liegt das nur in der mangelnden Gewöhnung, selbständig und scharf zu denken. Sowie wir bisweilen Personen im Leben begegnen, die in ihre Aemter einheiraten und durch fortgesetzten Nepotismus immer höher rücken, so gibt es auch in der Wissenschaft eine Art Einheiratung in ein Bereich von Ideen, die jeweilig die Geister beherrschen. Man schließt sich ihnen nur deshalb an, weil sie modern sind und weil man leichten Kaufes durch ihre Vermittelung eine Tätigkeit üben kann, von der man gewiß ist, eine zustimmende Beurteilung Anderer zu erfahren. Aber weil man von diesen Ideen nur geschoben wird, so lernt man die Schwierigkeit selbständigen Forschens niemals kennen und entwöhnt sich, selbständig zu denken. Die Folge davon ist ein ewiges Hasten, das äußerlich in Vielschreiberei auftritt, und ein

falsches Selbstgefühl, das sich bis zum Größenwahnsinn steigern kann und alles von sich abweist, was der Idee widerspricht, in die man „eingeheiratet" hat. Nur das selbständige Forschen lehrt Bescheidenheit, weil ihm die Schwierigkeiten der Forschung selbst bekannt sind. Es ist ein aus geistiger Beschränktheit entstandener Größenwahn, wenn jemand im Namen seiner Wissenschaft es für seine „Pflicht" erachtet, Einspruch gegen eine abweichende Meinung zu erheben.

In der wissenschaftlichen Forschung widerlegt man mit Gründen; denn sie geht ja selbst den Erscheinungen auf ihren Grund, bezw. sie führt sie auf ihren Grund zurück. Daß meine Theorie vom Urleben der Menschheit im Widerspruch steht zur herrschenden Lehrmeinung, das ist auch mir klar. Denn während letztere als menschlichen Urzustand einen regellosen Geschlechtsverkehr, einen Zustand des Hetärismus annimmt und eine Entwickelung zu Gruppenehe, Mutterrecht und Vaterrecht behauptet, habe ich eine natürliche Ordnung der Dinge im Anfang konstruiert, die erst durch die Vermischung mit Fremden gestört worden ist. Und daß dem so gewesen ist, wird das vorliegende Buch von neuem beweisen, indem ich durch eine neue Kombination, dieses Mal *geographischer* Natur, den wirklichen Sachverhalt darlege. Die Ansiedelung der Menschen nach geographischen Individuen soll dieses Mal jene herrschende Lehrmeinung widerlegen, und es wird jedem meiner Leser, der nicht ganz befangen ist, einleuchten, daß Horde und Familie die beiden Grundbegriffe sind, ohne die man, man mag Historiker, Sprachforscher, Ethnograph, Theolog, Jurist usw. sein, das Völkerleben in seiner Entstehung gar nicht verstehen kann. Denn alles läßt sich auf den ursprünglichen Wohnraum der Menschen, auf Horde und Familie, zurückführen.

Einer meiner Gegner tut so, als ob meine Lehre von der ursprünglichen Ordnung der Dinge aus einer idealen Gefühlsduselei entsprungen sei und im Gegensatz stände zu der „durch den Aufschwung der Naturwissenschaften hervorgerufenen Anschauung und deren Methode". Aber gerade von naturwissenschaftlicher Seite her „wird das Mucke'sche Buch mit Freude begrüßt, da es die von den Biologen auch in urgeschichtlichen Fragen als notwendig anzusehende exakte empirische Basis besitzt" (Naturwissenschaftl. Rundschau 1898 Nr. 24), und es wird von dieser Seite hinzugefügt: „Ob Verfasser mit seiner Theorie bei seinen engeren und weiteren Fachgenossen Beifall finden wird, kann nicht vorausgesagt werden; die Zustimmung der Biologen wird dem Verfasser sicherlich nicht mangeln."

Was bei den Vertretern der sog. Geisteswissenschaften den Ein-

gang einer neuen Theorie erschwert, das ist das Konstruieren der gesellschaftlichen Zustände aus der Idee heraus und die Nichtberücksichtigung der rein tatsächlichen Merkmale der Erscheinungen. Deshalb habe ich es im vorliegenden Buche mehr als in den früheren Büchern für notwendig erachtet, an den von mir vorgeführten Erscheinungen zu zeigen, wie wenig manche Vertreter der sog. Geisteswissenschaften „die Tatsache" von der „Auffassung von der Tatsache" zu unterscheiden wissen. Da sie die von vornherein (a priori) vorhandenen Ideen beweisen wollen, so besteht ihre ganze Tätigkeit darin, möglichst viel Material aneinander zu reihen, das ihre Idee stützen soll; aber was sie in Wirklichkeit stützt, ist nicht die Tatsache selbst, sondern das Urteil, was Andere von der Erscheinung haben. Nicht eine Masse von Berichten, in denen ja immer Tatsache und Auffassung von der Tatsache zugleich liegt, kann Beweismittel sein, sondern der innere Zusammenhang, in welchem die objektiven Bestandteile der Berichte zu einander stehen. Ich bringe daher möglichst wenig Berichte und wähle nur solche aus, an denen ich meinen Erkenntnisprozeß, der auf einer Kombination unendlich vieler Einzelheiten beruht, erläutern kann.

Daß meine Schrift über Horde und Familie nicht als eine bloße „Sammlung von Ergebnissen gelegentlicher Einzelbeobachtungen", sondern als ein einheitliches, auf zahlreichen Kombinationen beruhendes Bild von Tatsachen aufgefaßt worden ist, beweisen mir mehrere Rezensionen. So sagt z. B. der bekannte Kulturhistoriker O. Henne am Rhyn in seiner sehr ausführlichen Besprechung: „Mit erstaunlicher Kombinationsgabe hat Professor Mucke die Einzelheiten zu einem Bilde zu verbinden gewußt, das zwar erst Hypothese ist, aber große Wahrscheinlichkeit für sich hat und in der Wissenschaft Epoche machen dürfte."

Um die vorliegende Schrift abfassen zu können, war, wie jeder aufmerksame Leser leicht erkennen wird, eine Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte einer größeren Anzahl von Völkern erforderlich. Derartige Rekonstruktionen habe ich mit einigen Schülern zunächst in praktischen Uebungen gemeinsam vorgenommen, dann aber auch bereits seit mehreren Semestern über die Entstehung und Verwandtschaft der (vornehmsten) Völker Vorlesungen gehalten. Letztere zu veröffentlichen halte ich so lange für untunlich, als ich nicht durch die Vorführung des Problems selbst bei einem größeren Leserkreis festen Boden gewonnen habe. Beliebig von mir herausgegriffene Beispiele dürften vorläufig zur Darstellung meiner Theorie genügen.

Bei der großen Menge völkerkundlichen Materials, das im Laufe

der Jahrhunderte angehäuft worden ist, ist es, wenn jemand zu lesen und zu schreiben versteht, gar keine Kunst mehr, nach einer im voraus gemachten Disposition, den Stoff formgerecht aneinander zu reihen. Denn dazu bedarf man nur der Schere und des Kleisters. Was wir in der Wissenschaft vom Völkerleben bedürfen, ist eine auf lauter Sachverhalten aufgebaute Theorie, die imstande ist, aus einem einheitlichen Gesichtspunkte die große Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Erscheinungsformen in ihren ersten Anfängen zu erklären. Wenn meine Theorie, an der ich über ein volles Menschenalter zu meiner eigenen Belehrung gearbeitet habe, auch Anderen zum Nutzen gereichen sollte, dann würde sich ihre Veröffentlichung lohnen, für deren Uebernahme und sorgfältige Ausstattung ich meinem langjährigen Herrn Verleger hierdurch meinen besten Dank abstatte.

Meine hochverehrte Schwiegermutter bitte ich, diese Schrift, über die ich schon viel mit ihr gesprochen habe, zu ihrem 84. Geburtstage freundlichst entgegennehmen zu wollen, zugleich als Zeichen meines Dankes für die vielen Anregungen, die ich aus meines mir persönlich unbekannt gebliebenen Schwiegervaters Werken gewonnen habe.

Dorpat, im September 1904.

Richard Mucke.

Inhaltsübersicht.

Erster Abschnitt.

Das Zerstreut- und Durcheinanderwohnen der kleinen ethnischen Gebilde nach geographischen Individuen.

Das Problem der Völkerwandtschaft ist unlösbar ohne die Vorfrage, welcher Sonderwissenschaft die führende Stellung bei der Lösung zufällt (1). Die Unklarheit des Begriffes Volk (2), und die Fiktion von den sog. Urvölkern (3). Das indogermanische Urvolk wird von Sprachforschern zwar angenommen (4), jedoch weder in seiner räumlichen Existenz noch in seiner Kultur erwiesen (5) und die Ausscheidung der Semiten von den Indogermanen nicht begründet (6). Das Problem der Völkerverwandtschaft ist das Problem der Völkerentstehung (7). Nur durch den Prozeß der Völkeranalyse und durch das Studium der ethnischen Elemente ist die Verwandtschaft der Völker zu ergründen (8). Diese Elemente wohnen über große Räume hin zerstreut und durcheinander (9), wie die Völkerstämme der Gegenwart in Asien, Afrika, Amerika und größeren Inseln uns zeigen (10). Dasselbe war auch im Altertum der Fall, z. B. in Griechenland (11). Da diese Erscheinung charakterisiert wird durch Merkmale geographischer Natur, so fällt ihre Untersuchung der Geographie anheim (12). Die Geographie hat ihre Probleme selbständig ohne Rücksicht auf die übrigen Wissenschaften zu lösen (13), nicht mit Hilfe der Sprachvergleichung und Geschichte (14). Die Geographie ist sich in einigen ihrer Vertreter ihres Prinzips nicht klar (15) und schießt in ihren beiden Richtungen, der historischen einerseits und der naturwissenschaftlichen anderseits, über ihr Ziel hinaus (16). Durch die Dualisten in der Geographie wird der Wirrwarr nur noch vergrößert (17). Die Unklarheit über das geographische Prinzip führt Ratzel zu einer falschen geographischen Betrachtung (18). Da Ratzel nicht vom Erdraum, sondern vom Menschen ausgeht (19), so ist dessen Anthropogeographie keine Geographie, sondern ein Gemisch von Ergebnissen verschiedener Wissenschaften (20). Daraus erklären sich die Widersprüche von Ratzel's Behauptungen (21). Wenn die Geographie das Völkerleben berücksichtigt, muß sie die Wechselbeziehungen der kleinsten Räume mit den kleinsten ethnischen Gebilden untersuchen (22), darf aber nicht von der Erdoberfläche im ganzen ausgehen (23). Je mehr die Ethnographie auf die Zergliederung der Oberflächenform der Erde achtet, desto mehr kann sie ihre Erkenntnis vertiefen (24). Die verschiedenen Formen des trockenen Landes kommen in allen größeren Landschaften zerstreut

vor als geographische Individuen (25). Die Bestimmung der Größe solcher Individuen hängt vom Zwecke der Forschung ab; für urgeschichtliche Untersuchungen müssen sie möglichst klein sein (26). Beim Kombinieren der geographischen Kleinsträume mit der sie bewohnenden Bevölkerung ergibt sich, daß jedes gleiche Raumindividuum ursprünglich seine gleiche Bevölkerung gehabt hat (27). Die Landschaften Griechenlands können von ihrer verschieden wohnenden Bevölkerung nicht gleichzeitig besetzt worden sein (28). Ihre ethnische Zerrissenheit hat die Aufmerksamkeit der Philologen längst erregt (29). Daß Ethnographen eine so allgemeine Erscheinung bisher ununtersucht ließen, ist auf vorgefaßte Meinungen zurückzuführen (30). Zu letzteren gehört die von Ratzel vertretene Ansicht, es gäbe im Völkerleben kein Autochthonentum. Denn die Wanderung der Völker sei eine Grundtatsache der Menschheit (31). Diese Ansicht widerspricht den Tatsachen der Geographie (32) und zugleich der Lehre der Logik vom Grunde (33). An einem Berichte über die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Indianerstämme Südamerikas (34) wird ihr Durcheinanderwohnen auf verschiedenen geographischen Individuen gezeigt (35) und geographisch erklärt (36). Ein gleiches geschieht an einem Berichte über die Malaien (37) und es wird auf die Unklarheit von Ratzel's Deutung hingewiesen (38). Alle in Sprache, Sitte, Gemütsart und Lebensweise verwandten Stämme haben sich auf gleichen geographischen Individuen niedergelassen (39) und ein Sprachgewirr herbeigeführt. An den Tupi Brasiliens (40) wird gezeigt, daß sie in ihren Sitten mehr untereinander übereinkommen als die sie umringenden Horden (41), daß mitten zwischen mehreren hundert verschiedenartigen Sprachen die Tupisprache ein geistiges Band darstellt (42) und daß die Bildung der Tupidialekte nur durch den Verkehr mit den fremdsprachigen Horden entstanden sein kann (43). Das Zerstreutwohnen der Tupi auf gleichen geographischen Individuen ist nur durch ihre allmähliche Ausbreitung (44), das Durcheinanderwohnen mit fremdsprachigen Horden nur durch Einwanderung der letzteren zu erklären. Dadurch erhält die übliche Lehre von den Völkerwanderungen (45), die sowohl vom Standpunkt der Geographie als auch der Wirtschaftslehre unbegreiflich ist, eine andere Beleuchtung (46). Das Durcheinanderwohnen der Völkerstämme ist nicht als das Resultat eines Zertrümmerungsprozesses (47), sondern als ein Entwickelungsprozeß zur Völkerbildung zu betrachten, wie die älteste Schilderung der zerstreut lebenden Hottentotten (48) und der Mangel ihrer politischen Organisation beweist (49). Ihre große Verbreitung läßt keinen Schluß auf ihr vormaliges Zusammenwohnen zu. Auch die ältesten Berichte über die Slaven zeigen deren Zerstreutwohnen (50) und zugleich das Eindrängen fremdsprachiger Elemente des Nordens (51). Wo wir Slaven erwähnt finden, wohnen sie zerstreut, ohne eine politische Einheit zu bilden (52). Bauten bestimmter Gegenden weisen besondere Eigentümlichkeiten auf, welche ihnen allen gemeinsam sind, den Bauten benachbarter Gebiete aber fehlen (53). Jeder Stamm bleibt der ihm typischen Hüttenform und der Art, die Wohnungen zu gruppieren, treu (54). Versuch Hösel's, dies zu erklären (55). Unvollkommenheit seiner Erklärung (56). Erklärung durch das geographische Individuum (57). Ist ethnographisch nur sprachlich? (58) Verschiedene Hausformen dicht beieinander (59). Jede ethnographische Betrachtung hat von den geographischen Individuen auszugehen. Bestimmte Schädelformen (60) sind an gewisse Lokalitäten gebunden. Ebenso Sitten und Gebräuche (61). Unklarheit des Begriffes Kulturkreis (62).

Zweiter Abschnitt.

Die Entstehung und Entwickelung der ethnischen Gebilde im allgemeinen.

Die Frage nach dem Werden der Völker ist die erste Frage der Völkerlehre (63). Wissenschaftliche Terminologie muß auf Begriffen gegründet sein (64). Unterschied von Begriff und Idee (65) für das wissenschaftliche Arbeiten (66). Verschiedenheit von Idee und Tatsache. In völkerkundlichen Berichten ist beides vereint (67). Das Urteil ist vor der Benutzung eines Berichtes auszulösen (68). Der Urteilsprozeß an den reinen Tatsachenmerkmalen beginnt mit Induktion und endet mit Deduktion (69). Bedeutung des Experimentes für völkerkundliche Erscheinungen (70). Verwerfung des Autoritätsglaubens (71). Verständnislosigkeit der Ethnologie für Darstellung eines Sachverhalts (72). Dieser ist nur durch einen Denkprozeß an reinen Tatsachenmerkmalen zu gewinnen (73). Ein ethnographischer Bericht ist noch keine ethnographische Tatsache (74). Es wird dies gezeigt an dem Bericht Kubary's über die Stammesverhältnisse auf den Mortlockinseln (75—77). Die Unklarheit des Berichts wird aufgedeckt (78). Die Aufgabe des Reisenden ist in der Völkerkunde eine andere als die des Fachgelehrten (79). Dieser hat an den objektiven Merkmalen der Berichte zu erkennen (80). Aus Kubary's Bericht ergibt sich, daß die einheimischen Männer auf den Mortlockinseln im großen Hause, deren Schwestern und Fremde aber in Hütten wohnen (81), und daß diesem Zustande vorangegangen ist (82) der Zustand der Geschwisterehe im großen Hause (83), weil es fremde noch nicht gab (84). Durch Ansiedelung von Fremden zu Dienstleistungen entstanden Hütten und Familien (85). Bachofens Mutterrecht beruht nicht auf begrifflicher Untersuchung der Tatsachenmerkmale (86). Die Merkmale des sog. Mutterrechts sind die Merkmale der Geschwisterehe (87), modifiziert durch außerehelichen Umgang mit einem fremden im Dienste der Frau stehenden Mann (88). Das Avunkulat ist das Kontinuum aus der Geschwisterehe (89). Die Gynäkokratie ist nicht Folge, sondern Ursache des Mutterrechts (90). Die Gynäkokratie ist ebenso nur eine Familienform wie die Androkratie (91). Beide ergänzen sich und entstehen gleichzeitig (92). Das sog. Männerhaus ist die Folge der Bildung gynäkokratischer Familien (93), nach Schurtz aber auf einen Geselligkeitstrieb zurückzuführen (94). Wie Schurtz zu Entwickelungsreihen kommt (95) und mit welcher naiven Willkür dies geschieht (96). Der Geselligkeitstrieb bildet ein noch ungelöstes Problem (97). Probleme findet man erst durch Eindringen in den Stoff (98). Schurtz gewann sein Ergebnis unabhängig vom Material (99). Das Erklären aus der Idee hemmt den wissenschaftlichen Fortschritt in der Ethnologie (100). Weshalb wir auch die Grenzgebiete dieser Wissenschaft kennen müssen (101). Daß der Geselligkeitstrieb aus dem Wohnraum zu erklären ist, ahnte man schon im 15. Jahrhundert (102). Der Wohnraum war ursprünglich Ruhelager (103); er entstand nicht aus einem Schutzbedürfnis (104). Klassifikationen der Wohnstätten nach ihrer Bauweise haben keinen Wert für die Völkerkunde (105). Das Baumaterial kann kein Prinzip für eine Klassifikation der Wohnungen abgeben (106). Wohnraum und Lebensraum sind scharf zu scheiden (107). Ein Ruhelager Mehrerer ist nur in Reihenform zu denken (108). Die Horde ist ein Reihenlager (109) und eine natürliche Ordnung der Dinge (110); in ihr bestand keine Promiskuität (111), sondern Geschwisterehe; sie ist der Urzustand (112). Unterschied zwischen

Hordenehe und Familienheirat (113). Die Familie entstand durch Raub von Fremdlingen (114). Der Weiberraub ist nicht entstanden, um ein eheliches Verhältnis zu begründen (115). Die Ehe bestand vor dem Weiberraub (116). Unklarheit des Begriffes Instinkt der Scheu vor Blutnähe (117). Das Verbot der Verwandtenheirat beruht auf der Hordenregel, daß sich Geschwister nicht beherrschen dürfen (118). Horde und Familie sind die wichtigsten Grundbegriffe der Wissenschaft vom Völkerleben (119). Wie die Familie aus der Sippe entsteht (120); wie sich der Stamm entwickelt (121). Im Stamm sind Eingesessene und Zugewanderte (122). Wie sich der Auszug der Sippenglieder aus dem großen Hause in die Familienhütten allmählich vollzog (123). Wie Schurtz dagegen sich diesen Vorgang unabhängig vom Tatsachenmaterial konstruiert (124). Welch unklare Begriffe dadurch entstehen (125) und was für verkehrte Deutungen daraus hervorgehen (126). Falsche Auffassung der Entstehung der Geheimbünde (127). Sie sind keine von Individuen geschlossenen Bündnisse (128). Nur die Eingesessenen können Traditionen haben (129). Unklares Denken darüber (130). Die sog. Geheimbünde sind Phratrieen (131). Das Verhältnis der Männerhäuser zu den Familienhütten (132) wird von Ratzel unrichtig gedeutet (133), weil ihm die beiden Grundbegriffe der Völkerkunde, Horde und Familie, fehlen (134). Warum Frauen von ihren Männern getrennt essen (135) und weshalb diese Sitte aufhört (136). Weshalb es im Völkerleben Weibersprachen gibt (137) und warum sie verschwinden (148). Zur Bestimmung der Verwandtschaft muß man auf die Urzelle des gesamten Völkerlebens, die Horde, zurückgehen (139).

Dritter Abschnitt.

Die durch die Ehene vermittelte Verwandtschaft der Völker.

Rückblick auf den ersten und zweiten Abschnitt (140). Für das Problem der Völkerverwandtschaft hat das lange Haus auch bei untergegangenen Völkern Bedeutung (141). Bei Benutzung historischen Materials muß dem Werden der Erscheinungen nachgegangen werden (142). Da es im Auffassen und Darstellen eines Ereignisses keine absolute Wahrheit gibt (143), so ist die Loslösung der Idee vom Tatsachenmaterial geboten (144). Die Idee gehört dem, der die Geschehnisse durch seine Darstellung überliefert (145). Die Bildung eines Tatsachenzusammenhangs aus der Idee ist ein Mythos (146). In der Sage sind wirkliche Tatsachen gegeben (147). Verwandtschaft des Mythos mit der Geschichtsschreibung (148). Woran man den Mythos erkennt (149). Wann kann überhaupt die Geschichtsschreibung beginnen? (150) Mythos und Sage sind auseinander zu halten (151). Wie kam der Mensch zur Errichtung von Pfahlbauten? (152) Die Zweckmäßigkeit derselben erkannte der Mensch erst später (153). Die angeblichen Motive ihrer Entstehung (154). Reste von alten Pfahlbauten (155). Der Pfahlbau mitten im See Phrasias (156). Gestalt der Pfahlbauwohnung (157). Die Lauben am Langhause (158). Die Leviten in den Anschlüssen (159) und das große Haus bei den Israeliten (160). Pfalbauhäuser gleichen umgekehrten Schiffen oder Schalen der Schildkröten (161); wichtig für den Mythos (162). Lückenhafte Verbreitung dieser Häuser (163). Aehnlichkeit ihrer Benennung bei weit von einander abliegenden Volksstämmen (164). Falscher Weg der Deutung

(165). Nur eine allgemeine Völkerbeobachtung kann dies erklären (166). Verschiedene Ausdrücke kehren für das große Haus im Völkerleben wieder (167). Völker führen mehrere Namen zugleich (168), weil sie sie von andern empfangen (169). Die Langobarden wohnen in kleinen Gemeinschaften zerstreut und umringt (170). In Germanien bestand ein buntes Durcheinanderwohnen (171). Die Unkenntnis dieser Erscheinung hat zu einer falschen Kritik der Völkerstellungen geführt (172). Alle Barden wohnen an Seen und Flüssen (173). Die gleiche Lokalität der Sitze der Völkerschaften (174) weist auf nähere Verwandtschaft als mit deren unmittelbaren Nachbarn hin (175). Die Völkerbildung erfolgte durch Sumpferzeugung (176). Warum das deutsche Volk mit den Persern verwandt ist (177). Perser und Turanier als Horden (178). Pfahlbaureste bei den Friesen (179). Mystik der Aufschriften an den Säulen und Erklärung derselben (180). Falsche Zeitbestimmung des Auftretens geschlechtlicher Extravaganzen (181). Die Hütten und das Liebeshaus (182). Hetärismus kann kein Urzustand sein (183). Der Pfahlbau im Mythos (184). Ausdrücke in Mythen können nicht aus späteren Schriftsprachen gedeutet werden (185). Die Entwickelung der Wortbedeutung hängt von der Entwickelung der Vorstellungen ab. Wie man sich das zu denken hat (187). Die Entstehung der Dialekte (188). Ihre Zahl war sehr groß (189), was an einer Anzahl von Mythen dargelegt wird (190). Die Pelarger sind kein mythisches Volk (191). Die Ereignisse im Pfahlbau bilden den Inhalt der ersten Sagen und aus diesen entstehen Mythen (192). Die Mitwirkung der Sprache bei der Mythenbildung wird veranschaulicht am Worte lam (193). Mythos von Laomedon (194) und die mit ihm verbundenen Namen (195). Die Unglücksfälle der Kinder in den Sumpfhäusern (196). Die Lüsternheit der Lamien (197). Die sumpfigen Gerüche im Mythos von den langobardischen Weibern (198) und die ihn schaffende Idee (199). Die Idee im Mythos von den stinkenden Frauen auf Lemnos (200). Wenn man statt der Sage den Mythos zur Erklärung urgeschichtlicher Erscheinungen benutzt (201), so wird das Kausalitätsverhältnis umgekehrt (202). Der Mythos ist das spätere Erzeugnis des Volksgeistes (203). Lamech in Verbindung mit Ada und Zilla (204) sind vorvolkliche Namen und daher nicht mittels der hebräischen Sprache zu deuten (205). Die Erzählung von den sieben Knaben und vom Lamicho der Langobarden (206). Die Sieben im Mythos der Israeliten (207). Die sieben Stämme der Toba auf Sumatra (208). Die Sieben in Theben (209). Die Sieben ein Charakteristikum der Seenbewohner (210) auch bei den Babyloniern (211), die doppelte Sieben (212). Die Sieben spricht gegen die Urvölkertheorie (213). Die Mythe von den sieben Persern (214), ihr Verhältnis zu den Magern (215). Fara und Maga (216). Der Weiberraub der Sabiner (217), der Weiberraub in Silo (218), der Weiberraub der Entstehungsgrund der Hüttenfeste (219). Der Stamm Benjamin (220). Verwandtschaft zur linken Hand (221). Mystik der linken Hand und des Schildes (222). Heimliche Kinder sind Familienkinder (223). Ausbreitung der Pfahlbauer durch Wegschwemmung der Wohnungen (225). Der Vogel auf dem Pfahlbau (226). Die Flutsage von der Milath auf Palau (227) in Parallele zu anderen Sagen (228). Die Flut bei den Langobarden (229). Die babylonische Flutsage (230) in Parallele zu der des Noah (231). Unterschied der mythischen Tendenz beider Sagen (232). Die mythische Tendenz in der babylonischen Ueberlieferung (233). Die Weisen (234).

Vierter Abschnitt.

Die durch das Hochland begründete Völkerverwandtschaft.

Das Hochland begünstigt die Isolierung (235) und leistet der Kunstfertigkeit im kommunistischen Haushalt Vorschub (236). Die Naturschätze in ihrer Gesamtheit kommen auf der Erde zerstreut vor (237). Unterschied zwischen Arbeitsteilung und Berufsgliederung (238). Als was die ersten Kunsterzeugnisse aufzufassen sind (239). Wie die Kunstfertigkeit in die Familien gekommen ist (240). Die Abgeschiedenheit der Horden des Hochlandes von denen der Ebenen (241). Entstehungsgrund der Isolierung ist unbekannt (242). Die Höhenbewohner waren Wanderhorden (243). Waren die Arier ein Volk? (244) In Indien hießen die Bewohner der Höhen Dasyu (245), die Horden der Ebenen Arya (246). In Palästina ist Ares das ebene Land und Wohnort der Nephilim (247), das Hochland ist Sitz der Giborim oder Elohim. In Griechenland (248) sind Giganten oder Aloaden Gegensatz zu den Bewohnern der Ebenen (249). Die Entstehung von Adam (250). Sündenfall und Baum der Erkenntnis (251). Der Fall der Persephone (252). Athamas und Nephele (253). Nibelungen und Gibichungen (254). Was diesem Mythos zugrunde liegt (255). Nephthys und Typhon (256) und ihr Verhältnis zu Osiris (257). Waiblinge und Welphe (258). Die sieben Dvîpa der Inder (259) sind wie die Welphe Hüttenbewohner (260). Hüttennamen und Tiernamen (261) und die mythenbildende sprachliche Mystik (262). In der Schriftsprache waltet über den Lautgesetzen (263) das Gesetz der Orthographie (264). Völkersprachen sind nicht Dialekte einer Urvolkssprache (265). Gleiche Wörter verschiedener Sprachen sind in bezug auf ihre Etymologie rein sprachlich nicht zu vergleichen (266). Erklärung der Mythen von der Verwandlung der Menschen in Tiere (267). Das Land Mylias und die Lykier (268). Das Verhältnis der Pelasger zu den Athenern nach Herodot (269). Die Pelasger rauben hellenische Weiber (270) und deren Nachkommen sind die in Hütten wohnenden Athener (271). Analoge Erscheinung zwischen Milesiern und Joniern (272). Die zweierlei Stände der Jonier (273). Warum unsere Deutungen mythisch und mystisch werden (274). Karier sind Hügelbewohner (275). Ihr Herabkommen vom Hochlande (276) wird an den Chatten des Tacitus illustriert (277), der ihren künstlichen Hügelbau schildert (278). Die an sie grenzenden Chauken (279) bewohnen nach Plinius ebenfalls Hügel (280) mitten unter andern Stämmchen (281). Die Landschaft von Kujavien (282) und die dort gemachten Ausgrabungen (283). Die Chauken sind nicht auf Germanien beschränkt (284). Die Kioko in Afrika und die Hakka in Ostasien (285). Mystische Auffassung der Hügel (286), deren Benutzung und Deutung (287). Auch Tschechen sind Hügelbewohner (288). Deren Urgeschichte ist mythisch (289). Rephaim, Samsummim und Emim (290). Mythische Geographie (291). Die Ripen bezw. Riphäen (292) und die Zaloi. Sage vom Rübezahl (293). Der Standpunkt der Sprachforscher in bezug auf Wörter (294). Der Mythos von den Greifen (295) ist auf die Grubenbau treibenden Horden zurückzuführen (296), deren verlassene Hügel als Schatzkammern angesehen wurden (297). Dialekte sind die Folge lokaler Vermischungen (298). Verwandtschaft der Sumerier mit den Suomi (299). Die einheitliche Idee in der babylonischen Geschichte (300). Widersprüche und Unklarheiten in dieser Geschichte (301). Ansichten über die sumerisch-akkadische Sprache (302). Sprache der Weiber und

Diener (303). Sumerier sind Horden des Sumpflandes, Akkader Horden des Hochlandes (304). Beispiele sprachlicher Mystik (305). Hüttenfeste sind Erinnerungsfeiern an die Familiengründungen (306). Saken als Hütten- und Hügelbewohner (307). Künstliche Hügel in Babylonien (308). Verwandtschaft der Babylonier mit den Semiten (309). Das Fahrzeug der Hügelbewohner (310), von welcher Gestalt es war (311) und wie es benutzt wurde (312); sein Vorkommen in Mythen (313). Mystik zwischen Hügel, Fahrzeug und Roß (314). Personifikationen des Rundhügels (315). Wohnhügel als Arbeitsstätten (316) und ihre Nachahmungen im Kleinen (317). Wie man die Hügel gedeutet hat (318). Sie sind nicht nach ihren inneren Befunden zu bestimmen (319); sie haben nicht ursprünglich zum Schutze und zur Verteidigung gedient (320). Die künstlichen Hügel sind selbst erst Nachahmungen früherer Wohnsitze (321). Bedeutung dieser Hügel für das Problem der Völkerverwandtschaft (322). Wie Hügelnamen zu Königsnamen geworden sind (323), wird an Egil und Ottar veranschaulicht (324): Urbild der Königskrone (325). Tacitus' Schilderung der Sitten der Chatten (326). Die Vorliebe der Rundlagerer für das Runde (327). Chasarenstämme mit zwiefacher Rasse (328). Die Yadu in Indien sind die Chatti in Germanien (329). Arier sind nirgends Hügelbewohner (330). Die dunkelen Schattierungen in den Gebirgsvölkern und die lichten in den Völkern der Ebenen (331) bilden ein geographisches Problem (332). Die Germanen zu Tacitus' Zeit waren eine Masse heterogener Völkerelemente (333), die auch außerhalb Germaniens zu finden sind (334). Die Hügelbewohner lagen verschiedenen Beschäftigungen ob (335). Warum Boji Czechen sein können (336). Die weite Verbreitung des Namens Boji (337). Auch Peuciner sind Hügelbewohner (338) und ethnisch-geographischer Gegensatz zu den Veneten (339). Verwandtschaft von Hügelnamen (340). Nationale Stellung der Autoren zu den Völkern (341). Schafarik's Urvolk der Slaven (342) ist bisher von niemandem nachgewiesen (343). Die große Verbreitung von Slaven (344). Andere Stämme wohnen zwischen ihnen (345). Erstere sind Wanderhorden vom Hochland (346), mit denen diese sich vermischen (347). Slaven sollen in die verlassenen Sitze der Germanen gedrungen sein (348). Entstehen der Völkerstämme in Germanien (349). Nomadismus ist nicht dem Ackerbau vorangegangen (350). Der Nomadismus ist seßhaft (351). In Germanien fehlt lange Zeit eine nationale Geschichtsschreibung (352). Anfänge zu einer Nationalsprache (353). Verschiebung der Wohnsitze (354) durch Vertreibung der Ackerbauer seitens der Zugewanderten in Germanien (355). Es gab hier noch keinen ausgebildeten Nomadismus (356). Die große Völkerwanderung ist späteres Erzeugnis der Historiographen (357). Völkerbewegungen in Afrika (358) sind analog den Verhältnissen in Altgermanien (359). Warum sich hier der Zustand der Unruhe in Seßhaftigkeit verwandelt (360). Wer die Wenden waren (361). Angebliches Eindringen der Slaven in verlassene Wohnsitze der Germanen (362). Das Langobardenreich in Italien (363). Slaven sind von alters her in Germanien seßhaft (364) unter verschiedenen Namen stets an Gewässern (365). Vermischung zugewanderter Horden mit Slaven (366). Es gibt keine einheitliche slavische Sprache (367). Ungenügende Auffassung des Begriffes Völkerverwandtschaft durch die Sprachvergleichung (368).

Erster Abschnitt.

Das Zerstreut- und Durcheinanderwohnen der kleinen ethnischen Gebilde nach geographischen Individuen.

In allen Sonderwissenschaften, welche sich mit dem Völkerleben beschäftigen, gilt die Frage nach der Verwandtschaft der Völker untereinander nicht blos für das interessanteste, sondern auch schwierigste Problem. Ja, es erscheint den meisten für so schwierig, daß man es überhaupt für unlösbar hält. Daraus erklärt es sich, daß bisher niemand ernstlich daran gedacht hat, der Frage tiefer auf den Grund zu gehen. Indem immer eine Wissenschaft von den Forschungen der andern das Beste hofft, verabsäumt es eine jede, die Vorfrage zu erörtern, welcher von den Sonderwissenschaften bei der Lösung des Problems der Völkerverwandtschaft die führende Stellung eigentlich zukommt.

Diejenige Wissenschaft, welche sich vorzugsweise mit dem Völkerleben beschäftigt und sich Völkerkunde oder auch Ethnologie nennt, weiß in ihren jungen Vertretern unendlich viel von Methoden zu reden: Aber da sie sich um das Prinzip ihrer Wissenschaft ebensowenig wie viele andere Wissenschaften kümmert, wird sie zu einem Sammelsurium einer Menge zusammenhangsloser Notizen und verabsäumt es, sich über die einfachsten Grundbegriffe Klarheit zu verschaffen.

Nicht einmal die Frage, was ein „Volk" ist, hat die Völkerkunde auf wissenschaftlichem Wege bisher zu beantworten versucht, sondern denselben Weg eingeschlagen, den die übrigen Wissenschaften in dieser Hinsicht gehen, indem sie es dem einzelnen überläßt, sich selbst eine Definition zu bilden, bezw. sich aus den mehreren eine auszusuchen. Und doch müßte die Völkerkunde wissen, daß die Vertreter der übrigen Wissenschaften, insbesondere Historiker, Sprachforscher, Psychologen, längst über die Unklarheit des Begriffes Volk wohl geklagt, ja ihn auch festzustellen versucht haben, aber an der Feststellung desselben gescheitert sind, weil sie es verabsäumten, die Vorfrage zu erörtern, wie

XI 431.

ein Volk entsteht. *Man kann eine Sache nicht begreifen, wenn man sie nicht zugleich in ihrer Entstehung kennt.* Trotz der Unbestimmtheit des Begriffes Volk sprechen wir gleichwohl von Völkerverwandtschaft. Wir sprechen von Brudervölkern, von Vettern unsers Volksstammes, ja sogar von einem Muttervolk, von dem unser eigenes Volk sich, gleichsam wie ein Kind aus dem Mutterschoße, einst abgelöst und verselbständigt hat.

Dabei handelt es sich, wie wohl jeder fühlt, um bildliche Ausdrücke. Aber die Anwendung der Bildsprache ist in der Wissenschaft immer ein Kennzeichen geistiger Unklarheit: wir wollen mit ihr etwas erklären, wozu unsere eigenen Kenntnisse dermalen noch nicht ausreichen. Werden bildliche Ausdrücke durch gedankenloses Nachsprechen in einer Wissenschaft heimisch, so können sie für dieselbe höchst gefährlich werden. Das ist denn auch mit dem Ausdruck „Muttervolk" der Fall. Wir würden schwerlich heutzutage von „Urvölkern" sprechen hören, aus denen andere Völker sich einst losgelöst haben sollen, hätte dazu nicht der Ausdruck Muttervolk als Verführer mitgewirkt.

Von allen Seiten wird eingestanden, daß man von der inneren Beschaffenheit der Urvölker ebensowenig etwas weiß, als von den Wohnsitzen, auf denen sie sich einst befunden haben. Wir *vermuten* nur, daß es Urvölker gegeben habe, auf Grund gewisser Merkmale, die wir bei mehreren Völkern übereinstimmend antreffen. Weil wir gewisse übereinstimmende Merkmale bei mehreren Völkern finden, deshalb — so folgern wir — müssen diese Völker einen gleichen Ursprung haben; und diesen Ursprung suchen wir nur deshalb in einem andern Volke, weil wir das Bild der Abstammung der Kinder von ihrer Mutter in uns tragen. Nur dieses bereits in uns fertige Bild ist es, was nach dem psychologischen Erfahrungsgesetze, daß sich für uns die sinnlichen Eindrücke nur nach Maßgabe der Vorstellungen, die wir zu ihnen hinzubringen, ordnen, unser Urteil bestimmt. Unser Urteil würde aber anders ausfallen, wenn das Bild, bezw. die Idee, mit der wir gegenwärtig die Erscheinung des Verwandten bei den Völkern zu erklären versuchen, anders wäre.

Es ist also bei dieser Deutung der Verwandtschaft unsere geistige Tätigkeit gegenüber dem Stoffe *aprioristisch*; unser Urteil ist in diesem Falle ein *Vorurteil*, eine Prämisse. Sie genügt uns blos deshalb, weil wir höchst einseitig nur das in Betracht ziehen, was sich unserer oberflächlichen Betrachtung als verwandt ergibt, *das aber unbeachtet lassen, was nicht verwandt ist.* Und doch gehört zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Betrachtung beides, nicht

blos das, was die Völker gemeinsam haben, sondern auch das, was sie unterscheidet. Die Frage nach der Verwandtschaft der Völker ist also einseitig gestellt, und daher kann die Antwort auch nur eine ungenügende sein. Aber die Frage ist nicht blos einseitig, sondern auch ganz unabhängig von dem das Völkerleben betreffenden Material gestellt und daher *aprioristisch*.

Ist aber eine Frage einseitig und aprioristisch gestellt, so wird die Antwort darauf immer eine ungenügende und unbefriedigende sein müssen. Die Folge davon ist alsdann ein unnützes Hin- und Herstreiten, ein Auftürmen von Behauptungen und Gegenbehauptungen. Denn über nichts läßt sich mehr streiten als über das, worüber niemand etwas Bestimmtes zu sagen weiß. Die Abhandlungen, die beispielsweise über den Wohnsitz des „Urvolkes" der Arier geschrieben sind, zählen zu Dutzenden, wenn nicht zu Hunderten, und man verwendet und verschwendet dabei nicht selten einen Scharfsinn, der der Wissenschaft anderwärts mehr zu Gute kommen könnte. Doch das Merkwürdigste an der Sache ist, daß diejenige Wissenschaft, welche am allermeisten von Urvölkern, wie Urariern, Ursemiten usw. zu sprechen weiß, in mehreren ihrer Vertreter selbst eingesteht, daß die Frage über die Urheimat, bezw. das Urvolk der Indogermanen usw. von seiten der Sprachforschung selbst niemals zu lösen sein dürfte; daß aber die Sprachforscher gleichwohl, wenn Vertreter einer andern Wissenschaft dem Problem von einem andern Gesichtspunkt aus nahen, die von letzterer Seite gewonnenen Resultate deshalb verwerfen, weil sie mit den Ergebnissen der Sprachwissenschaft in Widerspruch stehen.

Sie scheinen gar nicht zu begreifen, daß Unbefangenheit im Urteil das allererste Gebot in der Wissenschaft ist und daß jeder Fortschritt in der Gesamtwissenschaft nur gewährleistet wird, wenn die Vertreter der Sonderwissenschaften unabhängig von den andern sich selbst ein Urteil bilden. Denn jedes Urteil, das ich von einem andern übernehme, um damit etwas zu erklären, wird für mich immer Vorurteil. Wenn die Sprachwissenschaft selbst einräumt, daß sie ihr „Urvolk" weder in seiner *Genesis*, noch in seiner *räumlichen Existenz* nachweisen kann, so ist doch ihre Behauptung, es habe einst bestanden, eine reine *Fiktion*. Somit sind auch alle ihre Folgerungen über die angebliche Abstammung der Völker von diesem „Urvolk" ebenfalls nur Fiktionen; und was sie über die Entwicklung der Völkersprachen mitsammt ihren sog. „Lautgesetzen", die gar nicht so unbestritten dastehen, zu sagen weiß, kann doch unmöglich für den bindend sein, der es sich zur Aufgabe macht, diese Fiktion in ihrer

ganzen Richtigkeit nachzuweisen. Wie kann also die Sprachwissenschaft diesen Nachweis deshalb für unbegründet halten, weil er in Widerspruch zu ihrer Fiktion steht? Ein Urvolk, von dem man gar nicht weiß, wo es einst gewohnt hat, ist nicht viel besser, als die „große Seeschlange", die alljährlich in den heißen Sommermonaten an den Redaktionstischen unserer großen Tagesblätter herumzüngelt, ohne daß sie jemals von einem Menschen gesehen worden ist.

Es macht doch einen sonderbaren Eindruck, wenn z. B. Friedrich Müller[1]) sagt: „Bekanntlich wird darüber heftig gestritten, ob es ein indogermanisches Volk je gab, d. h. ob jene Völker, welche die sog. indogermanischen Sprachen, die Abkömmlinge einer einzigen ihnen zugrunde liegenden Ursprache, reden, auch auf ein Volk, welches diese Ursprache redete, zurückzuführen sind. Dies ist eine ziemlich müßige und allzu neugierige Frage. Daß es einmal ein indogermanisches Volk gab, das beweist die Sprache und Kultur dieses Volkes, welche sich bei den jetzigen Völkern indogermanischen Stammes erhalten haben. Ob aber die jetzigen indogermanischen Völker leiblich von diesem Volke abstammen, dies ist eine andere Frage und hat mit dem Volkstume wenig zu schaffen. Wenn es sich auch herausstellen sollte, daß in den Adern der jetzigen indogermanischen Völker blos ein Zehntel echt-indogermanisches Blut fließt, so sind diese Völker ihrem Volkstum nach doch echte Indogermanen, und würde dies nur beweisen, daß das kleine indogermanische Völkchen (sic!) eine hoch entwickelte Nation war, welche nach und nach eine große Menge anderer Völker sich assimiliert hat. Und für die Wissenschaft ist es immerhin besser, eine bekannte als eine unbekannte Größe vor sich zu haben. Wir kennen das indogermanische Volk und seine Sprache, die wir mit Sicherheit aus den uns bekannten Sprachen indogermanischen Stammes uns rekonstruieren können, während wir von jenen Völkern, deren Blut größtenteils in unsern Adern rollen soll, nichts wissen und im besten Falle nur deren Knochen kennen. Dann ist es doch wohl besser, die Völker nach ihren Sprachen, als nach den Knochen ihrer Vorfahren zu klassifizieren."

Ganz gewiß ist es „für die Wissenschaft immer besser, eine bekannte als eine unbekannte Größe vor sich zu haben." Aber was für die Wissenschaft unbekannt ist, ist eben das indogermanische Volk. Müller behauptet, „daß es einmal ein indogermanisches Volk gab, beweise die Sprache und Kultur dieses Volkes." Aber wer hat

1) Abstammung und Nationalität. Im Globus 66. C. (1894) S. 178.

denn die Kultur dieses Volkes bisher bewiesen? Daß Müller in der Sprache allein die Kultur nicht erblickt, gibt er dadurch zu erkennen, daß er von Sprache und Kultur spricht. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß Müller zur Kultur z. B. auch Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und Handel, Kunst usw. rechnet. Aber er wird doch einräumen müssen, daß man, um Ackerbau zu treiben oder um sich gewerblich zu betätigen, unbedingt eines bestimmten Lebensraumes bedarf und daß man, um die Kultur eines Volkes als erwiesen hinzustellen, unbedingt nachweisen muß, auf welchem Raume das Kulturleben erblühte. Ein Volk ohne Land ist ein unfaßbarer Begriff und eine Tat ohne Oertlichkeit ist nicht denkbar. Der Richter, der einen Menschen eines Einbruchsdiebstahles beschuldigt, wird ihm den Beweis für dieses Verbrechen so lange schuldig bleiben, als jener nicht mit voller Sicherheit den Ort, wo, und die Umstände, unter denen jener den Diebstahl begangen haben soll, festgestellt hat. Solange die Sprachforscher uns nicht beweisen, auf welchem Teile der Erdoberfläche „das kleine indogermanische Völkchen eine hochentwickelte Nation" war, hängt dieses Völkchen in der Luft.

Da wir also über das Lebensgebiet des angeblichen indogermanischen Volkes bisher noch von niemandem aufgeklärt worden sind, so wissen wir auch nichts von der Kultur dieses Volkes. Aber von seiner Sprache? Auch seine Sprache ist bisher noch nicht entdeckt, sondern sie muß eingestandenermaßen erst aus den sogenannten indogermanischen Sprachen „rekonstruiert" werden. Das kann nur dadurch geschehen, daß man von sämtlichen sogenannten indogermanischen Sprachen alles das, was im Laufe der Jahrtausende durch die Sprachen der „großen Menge anderer Völker", die das indogermanische Völkchen „sich assimiliert hat", in die indogermanische Ursprache hineingebracht worden ist, in Abzug bringt.

Aber es ist mehr als fraglich, ob diese Elimination genügt, um die letztere wieder herzustellen. Es gibt ja nicht wenig Gelehrte, z. B. R. v. Raumer und Ascoli, welche behaupten, daß die sogenannten semitischen und indogermanischen Sprachen unter sich ebenfalls verwandt seien. Jedenfalls muß, wenn die erwähnte Elimination durchgeführt und dadurch die indogermanische Ursprache rekonstruiert sein wird, wenigstens der Versuch noch gemacht werden, nachzuweisen, ob eine Verwandtschaft zwischen der indogermanischen Ursprache und den semitischen Sprachen besteht oder nicht. In unserer Zeit, wo noch nicht einmal die Elimination der Sprachen der „großen Menge anderer Völker", die sich das indogermanische Völkchen assimiliert hat, erfolgt,

d. h. die Ursprache dieses Völkchens noch nicht rekonstruiert ist, kann man ganz und gar noch nicht wissen, ob nicht vielleicht doch zwischen den beiden sog. Ursprachen, der semitischen einer- und der indogermanischen anderseits, eine Verwandtschaft besteht.

Dieser Beweis scheint mir um so notwendiger zu sein, als nach Fr. Spiegel „von niemandem die nähere Zusammengehörigkeit semitischer und indogermanischer Sagen und Mythen bisher angefochten worden ist", so daß z. B. Ewald[2]) glaubt, diese Ursagen müßten zurückgehen „in die uns sonst gänzlich verborgene Urzeit eines unbekannten aber früh gebildeten Volkes, welches sich längst in die damaligen Völker aufgelöst hatte, aber von seinem Urdasein durch manche wunderbare Ueberbleibsel Kunde gibt". Diese Sagenverwandtschaft wird nach dem oben genannten Autor (Spiegel) „selbst von solchen Gelehrten, die, wie Renan, eine sprachliche Verwandtschaft zwischen Semiten und Indogermanen ganz ableugnen, bestimmt angenommen." Wenn man sich nun begnügen will mit der Erklärung, es handele sich bei der Sagenübertragung nur um einen bloßen Verkehr zwischen Semiten und Indogermanen, so setzt doch unzweifelhaft ein solcher Verkehr, der Sagen von einem Volke zum andern hinüberträgt, eine Sprachverständigung voraus. Um sich mit jemandem so verständigen zu können, daß der andere den Inhalt einer Erzählung genau so auffaßt, wie man sie ihm darstellt, genügt keine bloße Zeichensprache, sondern es ist erforderlich, daß wenigstens der eine von beiden zwei Sprachen beherrscht, eine Sprache, in der die Sage gegeben ist und die andere Sprache, welche der spricht, dem die Sage berichtet wird. Eine Beeinflussung in sprachlicher Hinsicht wird unter allen Umständen eintreten.

Mag man annehmen, daß die Semiten die Indogermanen oder daß die Indogermanen die Semiten sprachlich beeinflußt haben, einerlei: jedenfalls muß das festgestellt werden, will man die Sprache „des indogermanischen Völkchens" vollständig rekonstruieren. Wenn Müller sagt: „Wir kennen das indogermanische Volk und seine Sprache, die wir mit Sicherheit aus den uns bekannten Sprachen uns rekonstruieren können," so wundere ich mich eigentlich, weshalb man die Rekonstruktion noch immer nicht vorgenommen hat. Aber wenn diese Sprache auch wirklich endlich rekonstruiert wäre, so würde man doch bestenfalls nur eine fertige Sprache erlangen, nichts aber über deren allmähliche Entstehung erfahren. Da nun aber

1) Geschichte des Volkes Israel. 2. Aufl. I. S. 344.

eine Sprache zugleich mit seinem Volke und durch das Volk sich bildet, so würden wir trotzdem noch nichts von dem „Urvolke" selbst wissen.

Das Problem der Völkerverwandtschaft kann — das sagen auch einige hervorragende Sprachforscher selbst — durch rein sprachliche Untersuchungen nicht gelöst werden. Denn der Grad der Verwandtschaft bestimmt sich bei allen Dingen darnach, wie weit die Dinge in ihrer natürlichen Entwickelung übereinstimmen und wo die Abweichungen eintreten, die die neue Gestaltung bedingen. Man kann die Verwandtschaft zweier oder mehrerer Dinge nicht begreifen, wenn man von den Dingen, um deren Verwandtschaft unter einander es sich handelt, nicht jedes einzelne Ding in seiner Entwickelung kennt. Es ist ein durchaus falscher Standpunkt, von den Dingen, deren Verwandtschaft man feststellen will, ein Ding als Urding anzunehmen oder vollends gar ein Urding zu fingieren, das alle andern Dinge hervorgebracht haben soll. Auch das Problem der Völkerverwandtschaft ist zugleich das Problem der Völkerentstehung.

Wenn man die Verwandtschaft mehrerer Völker darlegen will, muß man die Frage beantworten, wie die betreffenden Völker entstanden sind, d. h. wie sie sich entwickelt haben. Das ist der Weg, den die Naturwissenschaften zur Bestimmung der Verwandtschaft längst eingeschlagen haben und den auch die sog. Geisteswissenschaften betreten müssen, wenn sie über leere Fiktionen hinauskommen wollen. Es genügt nicht, nur abgeschlossene, fertige Zustände mit einander zu vergleichen, sondern man muß die Faktoren aufsuchen, welche die Zustände herbeiführten. Auch die Naturwissenschaften haben sich in früherer Zeit den fertigen Gestalten und den meist entwickelten Gattungen zugewandt, aber die Unfruchtbarkeit eines solchen Verfahrens längst eingesehen. Die moderne Naturwissenschaft geht mit Vorliebe auf die einfachsten Formen und deren Bildung zurück, weil sie erkannt hat, daß gerade in den einfachsten Elementen die wichtigsten Merkmale liegen, welche allen Objekten (Tieren, Pflanzen) zukommen, und daß nur aus dem Einfacheren das Kompliziertere und Zusammengesetzte, wie es sich allmählich daraus entwickelt, erklärt und verstanden werden kann.

Wenn es unmöglich ist, die Verwandtschaft der Dinge unter einander anders nachzuweisen als dadurch, daß man auf ihre Entstehung zurückgeht, so kann auch das Problem der Völkerverwandtschaft nur in der Beantwortung der Frage liegen, wie Völker entstehen. Es müssen also die uns historisch bekannt gewordenen Völker in ihre einzelne Bestandteile vorerst zerlegt und jeder Bestandteil in seinem

wesentlichsten Merkmal untersucht werden. Nur in denjenigen Merkmalen, in welchen die Völker übereinstimmen, können sie als verwandt gedacht werden. Es ist also keinem, der sich mit Völkerverwandtschaft beschäftigen will, erspart, den mühsamen Prozeß der Völkeranalyse zu betreten und die Elemente zu studieren, aus denen die Völker das geworden sind, als was sie sich in ihrem relativ fertigen Zustande erweisen.

Jedes Volk ist das Erzeugnis einer allmählichen Entwickelung, die Entwickelung aber ein Prozeß, in welchem durch die Einwirkung einer größeren Anzahl von Faktoren *Modifikationen* der einzelnen in der Entwickelungsreihe liegenden Stadien derartig entstehen, daß jedes einzelne Stadium mit den übrigen eine *Kontinuität* bildet. Sind Völker mit einander verwandt, so kann ihre Verwandtschaft immer nur auf der Verwandtschaft der Elemente beruhen, durch welche die Völker zu dem geworden sind, was sie sind. Wären die Faktoren, welche beim Entwickelungsprozeß eingewirkt haben, überall genau dieselben, so würde es bei Voraussetzung eines gleichen Urzustandes keine verwandten, sondern nur *identische* Völker geben. Daß es sie nicht gibt, beweist, daß beim Prozeß der Völkerbildung die Mannigfaltigkeit der modifizierenden Faktoren eine sehr große gewesen sein muß. Diese Faktoren im *einzelnen* zu bestimmen ist die Aufgabe wissenschaftlichen Erkennens.

Es wird dem intelligenten Leser meiner früheren urgeschichtlichen Bücher längst klar geworden sein, daß die allermeisten Irrtümer auf dem Gebiet der Völkerkunde auf die Unklarheit über den Begriff Entwickelung zurückzuführen sind. Es kann etwas nichts anderes werden, wenn es nicht mit etwas anderem in Verbindung kommt und durch die Vermittelung mit diesem modifiziert wird. Bei jeder Entwickelung handelt es sich also teils um ein Inneres, auf welchem die Kontinuität beruht, teils um ein Aeußeres, welches die Modifikation veranlaßt. Der oft zu lesende Ausdruck „*innere* Entwickelung" wirkt in dieser Hinsicht sehr irreführend. Eine innere Entwickelung kann es nicht geben, weil der modifizierende Faktor immer von außen kommt.

Nie würde ein Volk mit der Fülle seines Reichtums an Kultur in Sprache und Sitte, in Kunst und Wissenschaft, in Recht und Wirtschaft und in allen übrigen Lebensseiten haben entstehen können, wäre nicht von grauer Vorzeit an ein ursprünglich gegebenes Element in Verbindung mit einem andern gekommen und durch Vermittelung mit diesem abgeändert worden und wäre nicht durch immer neues Hinzutreten anderer Elemente dieser Prozeß von Wirkung und Gegenwirkung

anhaltend gewesen. Die Menschheit müßte ein großer fader Brei sein, in welchem jedes Atom dem andern gleich wäre, wenn nur durch männliche Zeugung und weibliche Befruchtung irgendwo ein Geschlecht dem andern gefolgt und die Erde auf diese Weise besiedelt worden wäre. Alsdann könnte von Entwickelung gar keine Rede sein.

Schon das einfache logische Denken sagt uns, daß alle Verwandtschaft nur auf Identität und Gegensatz beruhen kann. Ohne jene gäbe es ebenso wenig Verwandtschaft wie ohne diesen. Denn die Identität erklärt uns, weshalb eine gewisse Einheitlichkeit unter den Völkern besteht, der Gegensatz aber lehrt uns, warum die Völker nicht einheitlich sind. Beide Bestandteile gehören dazu, um die Verwandtschaft zu bestimmen. Es ist durch und durch unwissenschaftlich, nur die Identität dabei zu berücksichtigen, und diese Unwissenschaftlichkeit ist es denn auch, welche das Problem der Völkerverwandtschaft auf falsche Bahnen geleitet hat.

Die Folge ist, daß eine Menge von Erscheinungen im Völkerleben, die ganz auffälliger Natur sind, der wissenschaftlichen Beobachtung entrückt werden, oder daß, wenn man sie bemerkt, man ihnen entweder keine allzu große Bedeutung beilegt oder aber sie nur einer rein subjektiven Deutung aus einem bereits fertigen Erkenntnisstandpunkt würdigt, wie das Folgende beweist.

Seit alten Zeiten schon begegnen wir in Berichten über das Völkerleben der Erscheinung, daß Stämme nicht zusammenhängend, sondern in ihren einzelnen Bestandteilen über große Räume hin zerstreut wohnen, so daß zwischen ihnen leere Räume erkennbar sind. Es wird uns aber auch berichtet, daß leer gelassene Stellen von andern Stämmen besetzt wurden, indem sich in diese Zwischenplätze fremde, mit den bereits festgesessenen Völkern nicht verwandte Völker eindrängen. Endlich wird uns geschildert, wie auf verschiedenen Erdteilen Völker, die unter sich in ihrem physischen Aeußern, sowie in ihren Sitten und Gewohnheiten, ja sogar in ihren Sprachen nichts Verwandtes haben, bunt durcheinander wohnen.

Es fragt sich nun, wenn man diese von Alters her bis in die Gegenwart hinein häufig beobachteten Zustände im System betrachtet, ob zwischen ihnen nicht ein Zusammenhang besteht. Sie werden uns namentlich von neueren Reisenden oft als etwas ganz merkwürdiges geschildert, was ihr Erstaunen so erregt, daß jeder derselben in gleicher Weise hervorheben zu müssen glaubt, wohl nirgends anderwärts könne ein solch buntes Durcheinanderwohnen in Erscheinung treten als gerade hier, wo der Reisende es jeweilig beobachtete. Wollte ich diese Berichte

sämtlich hier aufführen, so könnte ich den Leser fast bis zum Ermüden damit bedienen.

Denn das Zerstreut- und Durcheinanderwohnen von Völkerschaften in irgend einer Landschaft ist eine so häufig anzutreffende Erscheinung, daß, mag man sich mit der Ethnographie des Altertums, des Mittelalters oder der Neuzeit beschäftigen, man geradezu Mühe hat, Landschaften ausfindig zu machen, wo dies nicht der Fall ist. Ja sehr oft, wenn man glaubt, eine Landschaft gefunden zu haben, wo Einheitlichkeit herrscht, muß man sich schon bei der alleroberflächlichsten Analyse überzeugen, daß in Wirklichkeit doch ein solches Durcheinanderwohnen statt hat.

Wenden wir uns nach irgend einer Landschaft Asiens, z. B. in die Mandschurei, so ersehen wir, daß „abgesehen von den beiden Hauptnationalitäten, den Chinesen und Mandschuren, mongolische, tatarische und tungusische Stämme, die Sibo, Solonen, Daurier, Barcha, Orontscho, Bilar hauptsächlich in der Nordprovinz zerstreut nebeneinander wohnen." Gehen wir in eine afrikanische Landschaft, z. B. in das Makarakgebiet, so belehrt uns Junker, „ein so buntscheckiges Gewirr von Fragmenten verschiedener Völkerschaften, die sich bis zu der Zeit, wo die ersten Elfenbein- und Sklavenhändler ins Land kamen, gegenseitig aufzureiben drohten . . . sei kaum auf verhältnismäßig so beschränktem Gebiet in Afrika wiederzufinden." Fragen wir, wie es in Nordamerika steht, so belehrt man uns (Petermanns Mitteil. 1858. S. 279), daß „die Dacotas und Sioux über ein ungeheures Gebiet zerstreut sind, das sich vom Mississippi im Osten bis zu den Black Hills im Westen und von den Quellflüssen des Platte im Süden bis zum Teufelssee (Devils Lake) im Norden erstreckt." Begeben wir uns in das nördliche Mittelamerika, so weiß Karl Sapper (Globus 66. 1894. S. 90) zu sagen: „In wenigen Gebieten auf der Erde sind so viele, zum Teil stammverwandte, zum Teil aber auch stammfremde Völkerschaften auf einem Raum zusammengedrängt, wie im nördlichen Mittelamerika." Aber nicht blos auf großen Festlanden, sondern auch auf Inseln besteht den Reiseberichten zufolge ein buntes Durcheinander. So erzählt beispielsweise Adrian Jacobsen (Globus 55. 1889. S. 227), der mit Kühn die Key-Inseln besuchte, „die Eingeborenen der Inseln bilden ein sehr buntes Völkergemisch, besonders in den Dörfern, welche von Händlern besucht werden."

Wir brauchen uns mit der Aufzählung weiterer leicht zu be-

schaffender Beispiele hier um so weniger aufzuhalten, weil wir später, wo es sich um Deutungen des Völkergemisches handeln wird, genötigt sein werden, ähnliche Berichte der Darstellung noch einzuverleiben. Ueberhaupt bemerke ich im Voraus, daß ich den Wert einer ethnographischen Abhandlung nicht in der Anhäufung großen Materials, sondern in der geistigen Durchdringung des Stoffes erblicke. Material über das Völkerleben zusammenzuhäufen ist angesichts der tausende von einschlägigen Büchern keine Kunst mehr; aber aus hunderten von Berichten einen auszuwählen, der es ermöglicht, mit dem Leser vereint zu neuer Erkenntnis zu gelangen, ist Kunst der wissenschaftlichen Darstellung. Es soll der Schriftsteller nicht mit dem Material prahlen, durch das er zu seiner Erkenntnis gekommen ist, so gelehrt dies auch erscheinen mag. Seine Aufgabe besteht vielmehr darin, die in stiller Arbeit selbst gewonnene Erkenntnis an einem dazu geeigneten Berichte zu verdeutlichen.

Daß eine Erscheinung, wie die in Frage gestellte, eine Erklärung fordert, liegt auf der Hand. Deshalb hat auch das Bild des Zerstreut- und Durcheinanderwohnens bei den Völkern des Altertums sowohl die Philologen als auch die Historiker seit langem beschäftigt. In Bezug auf Griechenland schrieb z. B. unter anderen schon Heffter:[3])

„Vergegenwärtigen wir uns jenes Bild ethnischer Zerrissenheit (in Griechenland) so recht, so kann es uns nicht entgehen, daß zur Herstellung desselben eine große Menge von einzelnen Zügen und Wanderungen, von feindlichen Konflikten, von Zerreißungen und Zersprengungen dieser oder jener Völkerschaft muß erfolgt sein. Man nehme nur die Thraker, die Minyer, die Achäer, die Aetoler. Einige Teile derselben befinden sich im nördlichen Teile des Landes und zu gleicher Zeit in Peloponnes oder Mittel-Hellas. Um solches Getrenntsein zu erklären, muß man annehmen, daß insbesondere eine öftere Wanderung oder ein mehrmaliger Einfall von epirotischen Völkerstämmen nach Thessalien stattgefunden hat, von der die spätere thessalische und dorische Wanderung nur die großartigste Fortsetzung gewesen ist.

„Nach den Alten war Griechenland in vordorischer Zeit von mancherlei, vielleicht selbst barbarischen oder wenigstens halbbarbarischen, vielfach durcheinander gewürfelten Nationen besetzt. Ein einziger gemeinschaftlicher Name hielt sie damals nicht zusammen. Was denn

3) Heffter, Das vordorische Zeitalter der griechischen Geschichte. In Schmidts Zeitschr. f. Gesch. Sechster Band. Berlin 1846. S. 552.

etwa? Die gemeinsame griechische Sprache, welche sie aus Asien mitgebracht hatten, und infolge derselben das Bewußtsein gleicher Herkunft und Abstammung. Dabei machte freilich jeder Volksstamm für sich ein besonderes Ganzes aus."

Aus dem eben Vorgeführten ergibt sich, daß Heffter unschlüssig ist, wie er „das Bild ethnischer Zerrissenheit" in Griechenland erklären soll. Und wie ihm ist es vielen andern ergangen. Mit mehr oder weniger Zuversichtlichkeit hat jeder seine Meinung ausgesprochen, aber immer nur im Banne der Erkenntnis, die er über das Volk und seine Geschichte bereits hatte. Darin aber liegt ein Fehler, daß wir auch bei Erscheinungen allgemeiner Natur, die in der menschheitlichen Geschichte wiederholt auftreten, mit Vorurteilen uns ihr nähern, wenn es gilt, sie zu erklären, statt den Sachverhalt der Erscheinung selbst ins Auge zu fassen, d. h. die bei einer Erscheinung in Frage kommenden Dinge, wie sie in den Merkmalen der Gesamterscheinung tatsächlich gegeben sind, in ihrem Verhalte (status) zueinander zu untersuchen. Man muß sich dabei vor allem klar werden, durch welche eigentümlichen Merkmale eine solche Erscheinung charakterisiert wird und mit seiner Ansicht über den Totaleindruck, den sie hervorruft, so lange zurückhalten, bis durch die Merkmale festgestellt ist, welcher besondern Wissenschaft die Erscheinung als Forschungsobjekt zufällt. Damit ist schon etwas gewonnen. Wenn wir aber von den Merkmalen von vornherein abstrahieren und unbekümmert um diese uns des Gegenstandes mittels einer fertigen Idee bemächtigen, so verriegeln wir uns den Zutritt zu jeder sachlichen Erklärung.

Die Erscheinung, daß in irgend einer Landschaft heterogene Elemente bunt neben- und durcheinander wohnen, wird charakterisiert durch *Merkmale geographischer Natur*. Sie kann somit nur durch einen Erkenntnisprozeß erklärt werden, der in seinem induktiven und deduktiven Teil sich an das *Geographische* hält. Hierbei können folglich weder Ideen der Geschichtswissenschaft noch Ideen der Sprach- oder irgend einer anderen Wissenschaft zu Rate gezogen werden. Daß Geographie, Geschichte und Sprachwissenschaft zu einander in Beziehung stehen, wird kein gebildeter Mensch leugnen, weil sie eben nur abgesonderte Teile der Einen Wissenschaft überhaupt sind. Aber jede Sonderwissenschaft hat, wenn sie auf Selbständigkeit Anspruch erhebt, ihr besonderes Erkenntnisprinzip in dem Prinzip ihres ersten Auftretens (principium existentiae), vermöge dessen sie zu erkennen hat, ob eine wissenschaftliche Frage ihrer Kompetenz zufällt, d. h. ob sie von ihrem Standpunkte aus die Beantwortung der Frage

in Angriff zu nehmen hat. Findet die betreffende Sonderwissenschaft, daß die Frage ihr zufällt, dann liegt ihr die Pflicht ob, sie mittels ihres Prinzips zu durchdringen, unbekümmert um das, was die übrigen Wissenschaften darüber sagen.

Es hat somit die Geographie ihre Probleme weder sprachwissenschaftlich noch historisch zu lösen. Ich verstehe deshalb nicht recht, wenn Friedrich Ratzel [4]) die Forderung stellt: „Alle geographischen Probleme müssen geschichtlich und alle geschichtlichen geographisch betrachtet werden." Es liegt in diesem Satze zunächst eine Unklarheit im Ausdrucke vor. Man betrachtet wohl Erscheinungen und Gegenstände, aber niemals Probleme. Denn unter einem Problem versteht man eine noch unbeantwortet gebliebene Frage bezw. eine der Lösung harrende und einen Beweis für die Richtigkeit der Lösung verlangende Aufgabe. Man spricht deshalb von „Lösung" eines Problems. Das will Ratzel mit „Betrachtung" wohl auch nur gesagt haben. Aber alsdann begegnen wir bei ihm einer weiteren Unklarheit über die Aufgaben beider Wissenschaften. Ist durch die Betrachtung einer Gesamtheit von Erscheinungen festgestellt, daß ihr Inhalt geographischer Natur ist, d. h. daß ein geographisches Problem vorliegt, so kann dieses Problem nicht geschichtlich gelöst werden; ergibt sich aber, daß das durch die Betrachtung der Erscheinungen hervorgerufene Problem ein geschichtliches ist, so hat die Geographie damit nichts zu schaffen. In jenem Falle hat die Geschichtswissenschaft, in diesem die Geographie ihre Hand aus dem Spiele zu lassen; denn sonst entsteht ein heilloser Wirrwarr. Will Ratzel sagen, es gebe in der Wissenschaft κατ' ἐξοχήν Erscheinungen, die man ebensowohl geschichtlich wie geographisch betrachten kann, so wird ihm niemand zu widersprechen wagen. Aber das ist etwas so Selbstverständliches, daß man es gar nicht erst auszusprechen braucht.

Es gibt Erscheinungen (nicht Probleme) in der Geschichte, vornehmlich in der Urgeschichte, welche die Geschichtswissenschaft selbst nicht lösen kann, und dazu gehört z. B. auch die eigentümliche Besiedelungsweise längst untergegangener Völker, wie sie in jenem Zertrenntwohnen, das wir an den Völkerstämmen Griechenlands vorhin erwähnten, in Erscheinung tritt. In diesem Falle hat die Geographie einzutreten.

Das ahnt Ratzel sehr wohl, weshalb er denn auch an Michelet's Wort l' histoire est d'abord tout géographie anknüpfend, sagt (a. a. O. S. 33): „Mit der Dunkelheit der Urgeschichte der Mensch-

4) Anthropogeographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. (I. Band.) Stuttgart 1882. S. 23.

heit steigert sich notwendig die Wichtigkeit der Geographie, die bei der letzten und entscheidenden Frage, der nach dem Ursprung des Menschengeschlechts, geradezu die Führerin abzugeben hat auf heute mehr geahnten als betretenen Wegen. Schon wenn wir das Gebiet der geschriebenen Geschichte verlassen, bleibt oft nichts übrig von der ungeschriebenen Geschichte der Völker als Tatsachen geographischer Art, die ihr Verweilen an diesem oder jenem Orte der Erde bezeugen."

Aber man erstaunt, wenn Ratzel dem eben Angeführten unmittelbar die folgenden Sätze anschließt: „Was liegt hinter den frühesten Nachrichten der Griechen und Römer von den Germanen und Kelten als die durch Sprachvergleichung gewonnene Einsicht ihres einstigen Zusammenwohnens mit anderen Völkern, sei es im Herzen Asiens oder weiter nördlich, und die daraus sich ergebende Gewißheit, daß sie von dort bis hierher wanderten? Was bleibt von der Urgeschichte der Griechen übrig, wenn man sie ihrer mythologischen Zutaten entkleidet, als die Wanderungen und Kolonisationen? ... So wird alle Urgeschichte Wandergeschichte und rückt damit immer näher in den Gesichtskreis der Geographie, welche ihrerseits dadurch an Innigkeit der Beziehungen zur Geschichte gewinnt."

Man hätte erwarten sollen, daß Ratzel angesichts der von ihm betonten „Wichtigkeit der Geographie" für die „Dunkelheit der Urgeschichte der Menschheit" uns erklären wird, weshalb die Sprachvergleichung und jede andere Wissenschaft außer der Geographie für die Urgeschichte nichts leisten kann. Statt dessen stützt er sich auf „die durch die Sprachwissenschaft gewonnene Einsicht" in Bezug auf eine der wichtigsten urgeschichtlichen Fragen, nämlich die Wanderungen und Kolonisationen der Völker und behauptet, „alle Urgeschichte sei Wandergeschichte". Was versteht Ratzel übrigens unter „mythologischen Zutaten"? Versteht er darunter den Mythos, so wird er finden, daß in dem griechischen Mythos ebensowohl von autochthonen als von eingewanderten Elementen die Rede ist. Will man das Mythologische als „Zutat" betrachten und diese Zutat beseitigen, so bleibt überhaupt gar nichts übrig, weder etwas von Ansässigsein noch etwas von Wanderungen.

Wenn „sich mit der Dunkelheit der Urgeschichte der Menschheit notwendig die Wichtigkeit der Geographie steigert" und „die Geographie die Führerin abzugeben hat auf heute mehr geahnten als betretenen Wegen", so darf die Geographie sich nicht mit der Bitte an die Sprachvergleichung wenden, sie möge gefälligst mit ihrer „Einsicht einstigen Zusammenwohnens der Völker" der Geo-

graphie zu Hilfe kommen. Denn wenn uns die Sprachvergleichung die Wege zeigt, dann tut es nicht die Geographie. Und wenn die Geographie sich den Anschein gibt, als sei sie es, die „bei der letzten und entscheidenden Frage geradezu die Führerin abgebe", so widerspricht das den Tatsachen. Die Geographie darf sich alsdann nicht wundern, wenn man ihr den Vorwurf macht, sie schmücke sich mit fremden Federn, werfe mit hohlen Phrasen ihrer Tätigkeit um sich und leiste selber für die Urgeschichte nichts.

Ich kann nicht umhin, meiner Ansicht dahin Ausdruck zu geben, daß das Ratzelsche Raisonnement über die Stellung der Geographie zu urgeschichtlichen und geschichtlichen Problemen zumeist nur auf die unklare Auffassung der Aufgabe der Geographie zurückzuführen ist, die bei ihm zwar nicht allein, aber in verstärktem Maße hervortritt. Es kann hier selbstverständlich nicht der Ort sein, auf diese unklare Auffassung näher einzugehen, als es im Interesse meiner folgenden Untersuchungen unmittelbar geboten erscheint. Nur weil es mir auffällt, daß bisher noch kein Geograph versucht hat, das Durcheinanderwohnen der Völker geographisch zu erklären, will es mir scheinen, als ob der Streit über die eigentliche Aufgabe der Geographie, wie er zwischen der sog. historischen und sog. naturwissenschaftlichen Richtung geführt wird, schuld daran ist, daß eine Anzahl von wissenschaftlichen Problemen, die ihrer Natur nach ganz offensichtlich echt geographischer Natur sind, von der Geographie geradezu ausgeschlossen oder, wenn man sie behandelt, so behandelt werden, daß die Geographie nur als Ornament dient.

Die Erde als belebter Naturkörper gestattet einerseits den Erdkörper als solchen, d. h. in seiner physischen Beschaffenheit und als Weltkörper zu betrachten, anderseits ihn aufzufassen als ein auf seiner Oberfläche im weitesten Sinne mit Lebewesen versehenes Gebilde, denen die Erde als Wohnplatz dient.

Aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft als Ganzen angesehen haben beide Betrachtungsweisen gleiche Berechtigung. Das Bestreben aber, jede Betrachtungsweise für sich einer Sonderwissenschaft zuzuweisen, kann seinen wissenschaftlichen Rechtsgrund nur aus dem praktischen Bedürfnis der allgemeinen Wissenschaft herleiten, nämlich durch Sonderung das Ziel der Wissenschaft im allgemeinen besser zu erreichen. Dieser Zweck selbst ist somit kein äußerlicher, von irgend einer Person rein subjektiv für notwendig erachteter, sondern ein im Innern der „Wissenschaft überhaupt" zu begründender.

Mit Behauptungen, die Geographie sei eine Naturwissenschaft, wie

die einen sagen, oder sie sei eine historische Wissenschaft, wie andere erklären, wird der Geographie nicht gedient, da dies der Ausfluß rein persönlicher *subjektiver* Anschauung und Neigung ist, die fast immer auf das engste mit der *persönlichen Vorbildung* des einzelnen zusammenhängt, also mehr psychologischer Natur ist. Der mehr naturwissenschaftlich Vorgebildete ist geneigt, die Geographie für eine naturwissenschaftliche, der mehr historisch-philologisch Gebildete für eine historische Wissenschaft zu halten. Bei solch vorwiegend persönlichen Anschauungen wird es niemals gelingen, den Streit über die Aufgaben der Geographie zu schlichten, und jedes Bemühen, eine Verbindung beider Richtungen anzubahnen, wird nie zu einer Einheit führen, weil das Endergebnis jeder Vereinigung, die nicht durch Prinzipien, sondern durch Personen erfolgt, immer nur eine Personalunion, nie eine Realunion sein wird.

Da das Ziel jeder Sonderwissenschaft darin besteht, von einem besonderen Gesichtspunkte aus, den sie durch Untersuchung eines Objektes entdeckt hat, dieses Objekt tiefer zu erkennen, so ergibt es sich von selbst, daß mit jedem *Fortschritt der Erkenntnis* sich zugleich auch *das Gebiet erweitert*, auf welches die Erkenntnis hinzielt. Darin liegt für jede Sonderwissenschaft die große Gefahr, sich ins Unendliche zu erweitern und Fragen hineinzuziehen, die ganz außerhalb jenes Gesichtspunktes liegen, in welchem die Wissenschaft ihren Entstehungsgrund (principium existentiae) fand. Es wird daher von Zeit zu Zeit immer notwendig sein, zu prüfen, ob die betreffende Sonderwissenschaft über die Grenzen dessen hinausgegangen ist, worin sie ihren Anfang hat, d. h. worin sie begründet worden ist. Gerade „in der Beschränkung zeigt sich der Meister".

Mir will scheinen, daß die Geographie des von mir zuletzt Erwähnten nicht immer eingedenk geblieben ist und daß hierin der wunde Fleck liegt, an dem die Geographie krankt. Stellt man sich auf Seite derer, die den naturwissenschaftlichen Standpunkt vertreten, so vermißt man in ihrer Geographie eine ebensolche Einheitlichkeit, als in derjenigen Geographie, welche sich auf den geschichtlich-anthropologischen Standpunkt stellt. In jener werden Probleme erörtert, welche die Astronomie, Mathematik, Meteorologie, Physik, Geologie, Mineralogie usw. zu behandeln sich die Aufgabe gestellt haben, in dieser beschäftigt man sich mit Fragen, die der Sprachwissenschaft, der Ethnographie, der Geschichte, der Psychologie usw. angehören. Kurz, auf jeder der beiden Seiten handelt es sich nicht um eine einheitliche Betrachtungsweise, sondern um ein Gemisch von Lehren, die unverbunden dastehen.

Blickt man nun vollends gar auf die Tätigkeit der sog. Dualisten in der Geographie, d. h. derjenigen, welche die an sich schon eines einheitlichen Prinzips entbehrenden beiden Richtungen noch mit einander verbinden wollen, so sieht man gar nicht ab, wohin dieser Wirrwarr zuletzt noch führen soll. Um Klarheit in dieses Gewirr zu bringen, gibt es nur einen Weg, nämlich den, jede der beiden Richtungen, die naturwissenschaftliche einerseits und die historische anderseits, zunächst für sich allein bis auf ihren Ursprung zurück zu verfolgen, um für jede derselben vorerst den Entstehungsgrund nachzuweisen. Wird sich nachweisen lassen, daß ihre beiden Prinzipien unversöhnlich sind, das heißt, daß sie in einem noch höheren Prinzip keine Vereinigung finden können, dann ist jeder Dualismus unnütz und, weil unwissenschaftlich, zu verwerfen. Sollte sich aber ein solch höheres Prinzip, in welchem die zwei, jede der beiden Richtungen kennzeichnenden Prinzipien ihren Vereinigungspunkt finden, nachweisen lassen, dann hat man die Möglichkeit gefunden, alles wieder auszuscheiden, was mit dem entdeckten obersten Prinzip in Widerspruch steht und damit zugleich eine Wissenschaft zu begründen, welche aus einem einheitlichen Gesichtspunkte die ihr zugehörigen Erscheinungen als solche nicht nur erkennt, sondern sie auf ihre Gründe zurückzuführen vermag. Hat eine Wissenschaft kein klar erkanntes Prinzip, so verfällt sie leicht dem Irrtum, als könne ein bloßes Objekt eine Wissenschaft begründen.

Nicht das Objekt, sondern das Prinzip als Entstehungs- und Erkenntnisgrund verleiht einer Wissenschaft Selbständigkeit und zugleich die Fähigkeit, von sich aus (autonom) Erkenntnisse zu bieten. Ist eine Sonderwissenschaft auf Erkenntnisse anderer Wissenschaften angewiesen, so ist das ebenso ein Zeichen ihrer Unselbständigkeit als es ein Zeichen von Uebergriffen ist, wenn sie Aufgaben erfüllt, die andere Sonderwissenschaften ebenfalls lösen. Der Streit der Meinungen über den Begriff einer Wissenschaft ist immer das sicherste Symptom von Unklarheit über ihre Aufgabe.

Solange als in einer Wissenschaft deren Aufgabe noch nicht genügend klar erkannt ist, d. h. eben, so lange als ihr Erkenntnisprinzip auf historischem Wege noch nicht entdeckt worden ist, wird auch ihre Methode, weil diese in erster Linie vom Prinzip abhängt, ebenfalls unklar sein. Diese Unklarheit zeigt sich denn auch bei der Behandlung des Problems, nämlich des Durcheinanderwohnens der Völkerstämme, welches die vorstehende Erörterung überhaupt hervorrief und mir den Anlaß gab, für den in der Erkenntnis vorwärts

strebenden Leser — und nur für ihn allein schreibe ich das vorliegende Buch — anregend zu wirken. Denn „wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen; der Werdende wird immer dankbar sein."

Es ist ein durchaus richtiger Gedanke, wenn Ratzel[5]) sagt: „Jede Forschung über den Ursprung eines Volkes hat von seinem heutigen Wohngebiete auszugehen. In der Gestalt und Lage dieses Gebietes ist oft noch die Geschichte seiner Entwickelung zu erkennen", ein Gedanke, dem Ratzel an anderer Stelle[6]) auch folgende Fassung gibt: „Der Gang jeder Völkerbeurteilung geht von dem Boden aus, auf dem die Völker stehen und arbeiten, der oft schon seit vielen Generationen ihre Heimat ist." Aber dieser Gedanke wird für die Geographie sofort wertlos, wenn man ihn mit einer Idee verknüpft, die garnicht der Geographie angehört. Es ist doch keine geographische Betrachtung, wenn Ratzel sich zugleich dahin äußert: „Indem wir die Völker auf und mit ihrem Boden betrachten und beschreiben, begegnen wir immer zahlreichen Spuren von ihren Bewegungen über die Erde hin. Kein Völkergebiet ist beständig, bei jedem drängt sich uns die Frage auf: Wie ist es so geworden und gewachsen? Kein Volk der Erde erfüllt die mythische Forderung, auf dem Boden entstanden zu sein, den es einnimmt; es folgt daraus der Schluß, daß es gewandert und gewachsen ist." (a. a. O. S. 630.)

Hier liegt eine Konfusion vor. Wenn „wir die Völker auf und mit ihrem Boden betrachten und beschreiben", so können wir unmöglich dabei zugleich „zahlreichen Spuren von ihren Bewegungen über die Erde hin begegnen." Denn diese „Spuren" können wir doch nur dann finden, wenn wir die Völker nicht mit ihrem Boden betrachten, sondern unsern Blick über ihren Boden hinauswenden. Man kann doch nicht sagen: Indem wir die Knaben auf ihrem Spielplatz betrachten, begegnen wir immer zahlreichen Spuren von ihren Bewegungen über die Straßen der Stadt hin. Nur dadurch kann man zahlreichen Spuren von ihren (der Völker) Bewegungen anderwärts begegnen, wenn man von dem eigenen Boden eines Volkes abstrahiert. Abstrahiert man aber davon und wendet man sein Augenmerk den angeblichen Spuren der Bewegung dieses Volkes an

5) Fr. Ratzel, Der Ursprung und die Wanderungen der Völker geographisch betrachtet. In den Berichten über die Verhandl. der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-histor. Kl. 52 (1900) S. 119.

6) Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. II. Leipzig und Wien 1902 S. 631.

anderen Stellen der Erde zu, so ist dieses heuristische Verfahren nur scheinbar geographisch. Denn um den Spuren des Volkes zu begegnen, muß sich der Geist an die Merkmale des Volkes halten; und es ist somit nur die Idee von dem Volke, welche Spuren von ihm an Orten aufsucht, wo man es vermutet. Es ist also ein der Geographie gerade entgegengesetzter Weg, der dabei eingeschlagen wird. Denn die Geographie hat nicht vom Menschen, vom Volke bezw. Ethnos, sondern von der Erde auszugehen. Sie betrachtet die Erdoberfläche in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungsformen. Findet sie jene mit Menschen belebt, so untersucht sie die Wechselbeziehungen zwischen der Erdoberfläche und ihren Bewohnern genau entsprechend der Mannigfaltigkeit, welche auf der Erdoberfläche in Erscheinung tritt. Der Ausgangspunkt der Geographie ist somit nur die Erdoberfläche. Daher fallen der Geographie alle Probleme zu, welche die mannigfaltige Gestaltung der Erdoberfläche zur Lösung darbietet.

Wenn uns z. B. Ratzel erklärt, „das Schutzbedürfnis schaffe Anlagen auf Bergen, Inseln, Landzungen", so nimmt er den Ausgangspunkt nicht von der Erdoberfläche. Denn der geographische Raum will nicht schützen, sondern die Menschen wollen sich auf einem Raum schützen. Es ist also der Mensch, von dem Ratzel hierbei ausgeht; und wenn er dem Menschen dergleichen Motive bei der Besiedelung unterlegt, die ein anderer vielleicht nicht einmal billigt, so ist das doch keine geographische Betrachtung; sie gehört somit gar nicht in die Geographie hinein. Selbst das ist keine wissenschaftliche geographische Betrachtung, wenn Ratzel meint, „daß Flüsse und Ströme für Völker, die irgend einen starken Antrieb zum Wandern besitzen, kein Hindernis für eine Völkerwanderung seien." Sie wird es selbst dann nicht und erst recht nicht, wenn Ratzel, um diesen Ausspruch zu erhärten, sagt (Anthropogeographie I. S. 325), „es sei eine der ersten geschichtlichen Tatsachen, daß die Dorier nicht über die Landwege, sondern über den Isthmus in den Peloponnes eingedrungen seien." Bekanntlich halten viele moderne Historiker die dorische Wanderung für einen Mythos. Wenn die Geographie in diese strittige Frage eingreifen will, so hat sie den Historiker zu belehren, daß von ihrem Standpunkte aus die dorische Wanderung entweder eine Tatsache sei oder daß sie es nicht sei. Aber sie darf nicht Sätze aufstellen, die sie durch eine Erkenntnis des Historikers, selbst wenn diese die volle Wahrheit enthielte, zu beweisen versucht. Denn in solchem Falle beweist doch nicht die Geographie, sondern die Ge-

schichte eine Tatsache. Eine Wissenschaft aber, die, wenn sie etwas beweisen will, andere Wissenschaften beweisen läßt, ist nicht selbstständig und deshalb auch gar nicht existenzberechtigt.

Die Frage, ob die Ratzelsche Anthropogeographie Geographie sei, ist gar nicht so klar, als sie Ratzel selbst zu sein scheint. Im Vorwort seines gleichnamigen Buches (II. S. 10) schreibt er: „Die Frage oberflächlichen (sic!) Denkens, ob die Anthropogeographie zur Geographie gehöre, wird dadurch mit einem Schlage nach dem tiefwahren Satze erledigt: Im Anfang war die Tat." Ratzel hätte besser gesagt: Im Anfang war das Wort. Denn Anthropogeographie ist nur ein Wort für ein Gewirr von allerlei aprioristischen Ideen über den Erdraum, die durch Hereinziehung von Ergebnissen einer Anzahl von Wissenschaften prinziplos verbunden werden und eben deshalb in einem Konglomerat von lauter Widersprüchen bestehen, wie wir sogleich sehen werden.

Solche angebliche Wissenschaften können dem Unterrichtszwecke als Ergänzungen für eine Reihe anderer Wissenschaften, wie Geschichte, Nationalökonomie, Statistik, Staatsrecht usw. dienen. Aber selbstständige Wissenschaften sind sie nicht.

Was soll es heißen, man wolle die Menschheit geographisch auffassen? Das kann doch nur ganz gezwungen geschehen, indem man zu einer Idee seine Zuflucht nimmt, die an sich gar nicht geographisch ist, sondern nur künstlich zu einer solchen gemacht wird. Man liest bei Ratzel in dessen Anthropogeographie (1. S. 438): „Wie ist die Menschheit geographisch aufzufassen? Nachdem wir sie im Vorangehenden immer wieder in ihrem Verhältnis zum Starren und zum Flüssigen der Erde zu betrachten hatten, kann es uns jetzt keinem Zweifel unterliegen, daß sie ihre Stelle unter jenen Erscheinungen einnimmt, welche beweglich, oder wir dürften selbst so kühn sein zu sagen flüssig, dem Starren der Erdoberfläche nur leicht anhaften, um nach mechanischen Gesetzen oder nach eigenem Willen sich von einer Stelle desselben zur andern zu begeben. Oder wie wir es an anderer Stelle ausgesprochen: Der Mensch ist ruhelos, er strebt nach möglichster Ausbreitung überall, wo ihn nicht natürliche Schranken starker Art einengen, und jede anthropologische Auffassung, welche nicht dieser Ruhelosigkeit seines Wesens Rechnung trägt, steht auf falscher Grundlage. Die Menschheit muß als eine beständig in gährender Bewegung befindliche Masse betrachtet werden, welcher durch diese Gährung zunächst eine große innere Mannigfaltigkeit angeeignet wird. Diese Beweglichkeit ist in

verschiedenem Grade vorhanden, aber sie fehlt keinem Volke und keiner Naturstufe. Sie hat die Tendenz, die Menschheit immer einförmiger zu gestalten, weil die Vermischung mit diesen Bewegungen unzertrennlich verbunden ist."

Ob die Einteilung der Erdoberfläche in Starres und Flüssiges überhaupt geographisch genannt werden kann, ist mehr als zweifelhaft; die Geographie kennt auf der empirischen Erdoberfläche als Gewordenes nur Land und Wasser. Ist das Wasser ohne Gefälle, so ist es im Zustand der Ruhe und unbeweglich (stehend), hat die Wassermasse aber Fall, so sagt man: sie fließt. Wenn man sagt, die Menschheit sei flüssig, so ist das doch nur ein Bild, eine Redewendung in der Bildersprache. Auf bloßen Bildern kann man jedoch keine wissenschaftliche Hypothesen oder gar ein Lehrgebäude aufbauen. Mit demselben Recht kann man auch sagen, die Menschheit gehöre zum Starren, ein Bild, das ebenfalls schon gebraucht worden ist. In der Wissenschaft soll man Bilder streng vermeiden. Die Behauptung, die Menschheit gehöre zum Flüssigen der Erdoberfläche, ist für eine wissenschaftliche Untersuchung so lange unbrauchbar, als sie nicht aus dem Zusammenhang der Dinge bewiesen ist. Diesen Beweis vermißt man.

Man vermißt aber auch in anthropologischer Hinsicht den Beweis für Ratzels Behauptung, daß jede anthropologische Auffassung, welche nicht der Ruhelosigkeit des menschlichen Wesens Rechnung trägt, auf falscher Grundlage steht, und weshalb die Menschheit als eine beständig in gährender Bewegung befindliche Masse betrachtet werden muß. Es ist vielmehr nur eine Idee, die Ratzel an die Spitze stellt, und er merkt infolgedessen auch gar nicht die Widersprüche, in die er durch diese apriorische Konstruktion selber gerät. Denn man versteht bei ruhiger Ueberlegung absolut nicht, wie einmal durch jene Beweglichkeit bezw. Ruhelosigkeit der Menschheit dieser „eine große innere Mannigfaltigkeit angeeignet wird" und wie ein andermal eben dieselbe Beweglichkeit „die Tendenz hat, die Menschheit immer einförmiger zu gestalten." Warum wirkt denn die Ruhelosigkeit so verschieden, daß sie zuerst Mannigfaltigkeit und dann wieder Einförmigkeit schafft? Darin liegt doch jedenfalls ein innerer Widerspruch. Es ist, wie gesagt, gar nicht Geographie, sondern bestenfalls Geschichtsphilosophie, was der Ratzelschen Auffassung zugrunde liegt. Und diese Geschichtsphilosophie würde in Ratzels Geographie niemals haben Platz nehmen können, würde ihn ein klar erkanntes geographisches Prinzip leiten.

Auch darin liegt ein Widerspruch, daß „der Gang jeder Völker-

beurteilung von dem Boden ausgehen soll, auf dem die Völker stehen", und daß gleichwohl kein Volk der Erde „auf dem Boden entstanden sein soll, den es einnimmt." Wenn die Völker auf anderm Boden entstanden sein sollen, als auf dem, auf welchem die Völker stehen, dann wird überhaupt jede geographische Betrachtung für das Problem der Völkerentstehung überflüssig. Wenn die Geographie im Ratzelschen Sinne so tut, als ob sie dieses Problem selbständig zu lösen suche, so ist dies nur Schein. Denn hinter ihr steht die Geschichtsphilosophie, welche das Problem behandelt, und sie schiebt die Geographie nur als Marionette vor.

Wir wollen deshalb alle geschichtsphilosophischen Ideen in Bezug auf die Völkerentstehung und Völkerwanderung bei Seite lassen und uns nur an das tatsächlich Gegebene halten. Insofern dürfen wir mit Ratzel sagen, daß der Gang jeder Völkerbeurteilung von dem Boden auszugehen habe, auf dem die Völker stehen. Denn das allein ist uns tatsächlich gegeben. Alles übrige ist eine außerhalb des Tatsächlichen liegende Idee.

Wenn zur Völkerbeurteilung der Boden gehört, auf dem ein Volk steht, so kann der zur Beurteilung in Betracht kommende Raum nur so groß sein, als die Persönlichkeit des Volkes ihn beansprucht. Was außerhalb dieses Wohnraumes liegt, muß somit auch außerhalb des Bereiches unserer geographischen Betrachtung liegen. Finden wir auf irgend einem Erdraum ein Durcheinanderwohnen sehr verschiedener Völkerstämme, so kann als der Boden, auf welchem ein jeder einzelne Volksstamm wohnt, nicht der größere Raum, auf welchem sie alle insgesamt durcheinander leben, angesehen werden, sondern nur der kleinere Raum, auf dem jeder einzelne Stamm für sich steht. Der Raum kann ethnogeographische Bedeutung immer nur im richtigen Verhältnisse zu dem Völkergebilde, als einem für sich selbstständig dastehenden Individuum haben.

Jede Völkerbeurteilung hat somit von dem kleinsten Raume auszugehen und auf ihn alles zurückzuführen, nicht aber von dem Lebensraume der Erdoberfläche überhaupt, wie es die geschichtsphilosophische Richtung in der Geographie, insbesondere Ratzel will: „Was auf unserer Erde Raum haben will", sagt Ratzel, „muß aus den beschränkten 510 Millionen qkm der Erdoberfläche schöpfen. Diese Zahl ist daher die erste Raumgröße, mit der die Geschichte des Lebens zu tun hat, so wie sie auch die letzte ist." [7]) Soll das

7) Fr. Ratzel, Die Erde und das Leben. II. Leipzig und Wien 1902 S. 590.

heißen, daß was auf der Erde Raum haben will, dies nicht außerhalb der Erdoberfläche erreichen kann, so hat wohl bisher noch niemand dies bezweifelt. Aber daß die 510 Millionen qkm die erste Raumgröße sei, mit der die Geschichte des Lebens zu tun hat, dürfte denn doch den Tatsachen des Lebens auf der Erde widersprechen, namentlich, was uns hier zunächst angeht, insoweit der Mensch mit in Betracht kommt. In dem eben angezogenen Werke spricht Ratzel von einem „Kampfe um den Raum", den „ohne Unterlaß auf der ganzen Erde Leben mit Leben kämpfe." „Der viel mißbrauchte und noch mehr mißverstandene Ausdruck ‚Kampf ums Dasein'," fährt Ratzel fort, „meine eigentlich zunächst Kampf um Raum". „Der Elefant, der zu den am langsamsten sich vermehrenden Tieren gehört, würde in 700—750 Jahren 19 Millionen Abkömmlinge aufzuweisen haben, deren Langlebigkeit ihren schwachen Zuwachs reichlich aufwiegt. Wenn man auch nur die ungenügende Fläche von 30 qkm, fruchtbares und unfruchtbares Land ineinander gerechnet, für den einzelnen Elefant in Anspruch nimmt, wäre in einem so kurzen Zeitraum die Erde mit Elefanten übervölkert. Bei andern Tieren, die sich rascher vermehren, würde die Uebervölkerung schon viel früher eintreten, und es müßten sich die Lebensbedingungen der Einzelwesen verschlechtern, indem sein Lebensraum enger wird. Ehe sich aber die Bewohner der Einengung unterwerfen, sucht jeder einzelne sein Gebiet auf Kosten seiner Nachbarn zu erweitern." [8])

Es ist das auch hier reine Idee, von der Ratzel ausgeht. Kommen denn wirklich für den Elefanten die 510 Millionen qkm der Erdoberfläche als Lebensgebiet in Betracht? Man kann sich doch unmöglich denken, daß auf ihr der Elefant mit dem Eisbären einen „Kampf um Raum" kämpft. Vielmehr ist das Lebensgebiet des Elefanten ein ebenso beschränktes wie dasjenige des Eisbärs. Es kommen somit für den Elefanten gar nicht 30 qkm fruchtbares und unfruchtbares Land, sondern ein ganz bestimmtes geographisches Individuum in Betracht, und auf diesem Raume kämpft der Elefant, wenn man „den viel mißbrauchten und noch mehr mißverstandenen Ausdruck" gebrauchen will, einen „Kampf ums Dasein", jedoch nicht mit allen Tieren um ihn herum, z. B. nicht mit den Ameisen, Spinnen, die unserem Erkenntnisstandpunkt nach den Raum mit dem Elefanten teilen, sondern mit seinesgleichen, ebenso wie ihrerseits die Ameisen unter sich und die Spinnen unter sich. Jedes Tier beansprucht sein geographisches Individuum als seinen besonderen Raum und

8) Ratzel a. a. O. S. 593.

erhebt somit auch keinen Anspruch auf die 510 qkm Erdoberfläche im ganzen. Ebenso wenig hat diese Raumgröße Bedeutung für die Läuse, die der Elefant auf seinem Rücken trägt. Doch darauf noch mehr einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens meiner Untersuchung. Es kam mir nur darauf an, zu zeigen, wie wenig zum Ziele führend es ist, wenn man von einer vereinzelten *Idee*, und mag sie an sich noch so richtig sein, ausgeht, um irgend etwas zu erklären. *Auch die Geographie ist auf Tatsachen angewiesen*, und jede Tatsache ist ein *Sachverhalt*, der, wie im nächsten Abschnitt ausführlicher dargelegt werden soll, nicht aus dem Zustande der Idee, sondern nur durch den Prozeß des Begriffes festgestellt und erkannt werden kann.

Freilich ist jedes Völkergebilde, es mag groß oder klein sein, an einen Raum gebunden, auf dem es sein Dasein fristet. Weder ein einzelner Mensch noch eine Gruppe von Menschen kann ohne eine bestimmte Wechselwirkung mit dem Erdraum gedacht werden, weil sie ohne diesen ihre Lebenszwecke gar nicht erfüllen könnten. Aber wegen der Verschiedenheit der Wechselwirkung erlangt der Raum verschiedene Bedeutung, die man somit auch scharf auseinander halten muß. Der politische Raum ist ein anderer als der ethnische, dieser ein anderer als der ökonomische usw. Für den Zweck unserer folgenden Darstellung genügt es, den Raum als Wohnraum von Lebensraum zu unterscheiden. Ersterer ist der Raum, auf dem der Mensch lagert bezw. ruht, letzterer der Raum, der sein Wohnlager umgibt und auf dem er seine Nahrung bezw. seinen Erwerb findet. Jeder der beiden Räume hat für das Völkerleben seine verschiedene Bedeutung für sich, die hier besonders zu erörtern um so weniger geboten ist, als sie sich aus der Gesamtdarstellung dieses Buches ergibt.

Es gilt nun, wie für jede Wissenschaft, so auch für die Wissenschaft vom Völkerleben der Satz, daß unsere wissenschaftliche Erkenntnis um so tiefer dringen kann, je mehr wir das Objekt, für das wir ein Verständnis gewinnen wollen, in seine Bestandteile zergliedern. Der Ethnographie müssen die *politischen* Grenzen, die ein Völkchen vom andern abschließt, gleichgiltig sein. Denn unter diesem Gesichtspunkt behandelt die Staatenkunde oder sog. politische Geographie das Völkerleben. Die Ethnographie dagegen hat sich nach meinem Dafürhalten immer nur an die Oberflächenformen der Erde in ihrer natürlichen Gestalt zu halten und mit ihr die Völker in Verbindung zu bringen. Ihre Erkenntnis wird sich um so mehr vertiefen, je mehr sie die Oberflächenformen der Erde zergliedert.

Wir teilen bekanntlich die Bodenformen des trocknen Landes in Flachland, Hügelland und Gebirgsland ein. Für Flachland gebrauchen wir auch die Bezeichnung Ebene, sind uns aber dabei wohl bewußt, daß Ebenen im streng mathematischen Sinne äußerst selten vorkommen. Wo wir sie vorfinden, stehen sie immer unter dem Einflusse des Wassers; denn nur das Wasser hat die Neigung, eine ebene Fläche zu bilden. Wir begegnen deshalb reinsten Ebenen immer nur in den Anschwemmungsgebieten fließender Gewässer, z. B. an den Ufern des Meeres, der Seen und der Flüsse sowie in Torfmooren. Wo wir in den Gebirgen auf Ebenen stoßen, sind es ebenfalls immer nur Böden alter abgeflossener Seen. Die sog. Hochebenen erscheinen zumeist nur aus der Entfernung betrachtet als flach, sind aber fast immer ziemlich uneben. Auf ihnen sind ebenso wie auf den Ebenen des Niederlandes deutliche Unterschiede bemerkbar.

Eine größere Mannigfaltigkeit der Bodenformation als in den Ebenen finden wir in den Tälern, weshalb denn auch die Sprachen diesen Unterschieden (Schlucht, Klamm, Grund pp.) von jeher Rechnung getragen haben. Am meisten aber gilt dies von den Bergen, die schon ihrer äußern Gestalt nach, da sie bald die Form eines Turmes, eines Kegels, einer Pyramide, einer Kuppe, eines Tierrückens, eines gezackten Kammes usw. haben, sehr verschieden sind, abgesehen von der Art des Gesteins, der vegetabilischen Bedeckung und dergl.

Diese große Mannigfaltigkeit wiederholt sich auf den verschiedenen Erdteilen, weshalb wir auf weit von einander entfernten Räumen immer dieselben oder wenigstens ähnliche Gelände mit den nämlichen charakteristischen Merkmalen antreffen. Auf jedem größeren Erdraume finden wir also nicht blos Ebenen, Täler und Berge zugleich vor, sondern auch innerhalb jeder dieser drei Bodenformen noch ganz besonders charakterisierte Unterformen. Wir können von den letzteren um so mehr konstatieren, je tiefer wir in die Eigentümlichkeiten der Erdoberflächenformation eindringen, d. h. je mehr wir dieselbe analysieren und Unterschiede aufsuchen. Wir bezeichnen solch ein durch ein gewisses Merkmal von andern Oberflächenformen sich abhebendes geographisches Einzelding mit dem Ausdruck „geographisches Individuum".

Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, daß es an und für sich kein Individuum gibt. Wenn wir von „Individuum" sprechen, so besteht ein solches immer nur in unserer Erkenntnis und für unsere Erkenntnis, d. h. es soll der wissenschaftlichen Forschung zu immer größerer Klarheit verhelfen. Eben deshalb hat eine schlechthinnige Klassifikation

geographischer Individuen nach ihrer Größe in solche ersten, zweiten und dritten Ranges wenig oder keinen wissenschaftlichen Wert. Den Nutzen gibt das Individuum erst ab, wenn es in Beziehung zu einer andern Sache gesetzt wird, d. h. im Interesse eines Sachverhalts. Weil nun jedes Individuum durch die Eigenartigkeit seines Charakters in unserer Vorstellung immer begrenzt ist, so hängt selbstverständlich auch die Grenze jedes geographischen Individuums von seiner Eigentümlichkeit, d. h. dem Wesen ab, durch das es als ein für sich bestehendes Unteilbares charakterisiert wird, so daß seine Naturgrenze diejenige Linie ist, die wir ziehen, um eben das Individuum als solches zu bestimmen.

Daraus ergibt sich von selbst, daß man, wo es gilt, den geographischen Raum in Beziehung zu seiner Bevölkerung zu setzen, als geographisches Individuum nur der Raum in Betracht kommt, mit dem die Bevölkerung verwachsen ist. Ein anderes Raumindividuum wird z. B. der Historiker wählen, der die Beziehungen des gesamten Griechenlandes zu den Staaten des Altertums schildern will, ein anderes Raumindividuum derjenige, dem es darauf ankommt, die politische Geschichte eines Teils von Griechenland, beispielsweise der Böotier zu den übrigen griechischen Völkerschaften zu behandeln, und wieder ein anderes Raumindividuum muß folglich auch der sich suchen, der sich die Aufgabe stellt, zu erforschen, wie das Volk der Böotier entstanden ist.

Wir wollen, da wir gleichsam von selbst zu diesem Volke geführt worden sind, es als Exemplifikation beibehalten. Bekanntlich besteht die Landschaft Böotien aus einem von Bergen rings eingeschlossenen Tal und aus schmalen Ebenen, die außerhalb jenes Tales am Meere hinlaufen, am euböischen Meer gegen N.O., am krissäischen Meer gegen S.W. Jenes Tal ist durch einen schmalen Bergzug in zwei Teile geteilt. Der nördlichere ist vom Meer ganz abgeschnitten, daher sich in ihm der kopaische See sammelt, der nur unterirdisch mit dem euböischen Meer zusammenhängt; der südliche hat ebenfalls einen stehenden aber kleineren Landsee, den von Hyle, aber es strömt aus demselben auch ein Fluß, Asopos, ins Meer.

Eine solche Charakterisierung dürfte für eine ethnographisch-urgeschichtliche Untersuchung durchaus ungenügend sein. Man muß vielmehr tiefer in die räumliche Verteilung der Berge und Hügel sowie der Gewässer, Sümpfe, Ebenen und Täler einzudringen versuchen, und die Aehnlichkeiten ergründen, die sich bei den einzelnen Bergen und Hügeln, den Flüssen und Sümpfen, Tälern und Ebenen offenbaren. Tun wir das, so erlangen wir auf diese Weise sehr kleine räumliche

Individuen, die, wenn wir sie mit ihrer Bevölkerung kombinieren, uns die interessante Erscheinung vor Augen führen, daß jedes gleiche Raumindividuum ursprünglich auch die gleiche Bevölkerung gehabt hat.

So verschiedenartig auch die einzelnen Gegenden Böotiens unter einander sind, so besteht doch eine Aehnlichkeit der Räume, je nachdem sie an den Seen oder auf Bergen, in verschlossenen Tälern, auf mäßigen Höhen, im Binnenlande oder an der Meeresküste liegen. Nun hat schon der hervorragende Altertumsforscher Otfried Müller seine Beobachtung dahin ausgesprochen: „Bei den ältern Völkern fand eine große Coincidenz ihrer Sinnesart und Naturanlage mit den äußeren Umgebungen statt, die sie sich selbst instinktartig wählten: so gewährt eine genauere und eindringendere Anschauung der letzteren auch eine Kenntnis der ersteren.“ [9]) Das will besagen, daß die Bevölkerung der kleinsten geographischen Raumindividuen mit diesen eng verwachsen ist, weil die kleinste ethnographische Einheit sich ein ganz bestimmtes geographisches Individuum „instinktartig“ wählte.

Es ist bekannt, daß die Bevölkerung Altgriechenlands von jeher aus kleinen Gemeinwesen mit lokalen Namen bestand, d. h. aus kleinen Völkerindividuen von besonderer Eigentümlichkeit; es ist ferner bekannt, daß wir an sehr verschiedenen Orten Griechenlands jedes dieser kleinen Völkerindividuen auftreten sehen, weshalb wir auch den diese Individuen betreffenden Kultus an sehr verschiedenen Stellen Griechenlands wiederfinden.

Bleiben wir vorläufig noch in Böotien stehen, so begegnen uns hier die Minyer mit den Städten Orchomenos und Minya oder Halomonia, welche Namen überall wiederkehren, wo Minyer angesiedelt sind. Wir finden die Minyer an den Grenzen Thessaliens und Makedoniens, ferner in der Gegend von Iolkos, am pagasitischen Meerbusen und endlich auch in Orchomenos mit der Niederlassung Holmones, wo sie den nördlichen Teil von Böotien an beiden Seiten des Sees innehaben. Wo wir sie finden, ist durchweg fruchtbarer Boden und neben Seehandel (Minyer in Lemnos) vorzüglich Ackerbau. Diese Erscheinung finden wir noch in historischer Zeit, wo schon eine mindestens zweifache Vermischung der Horden stattgefunden hat, weshalb im orchomenischen Volk zwei Phylen vorhanden waren, nämlich Eteokleis und Kephisias, von denen die letzteren nach Ansicht der Philo-

9) Karl Otfried Müller in Ersch & Gruber's Encyclopädie. Eilfter Theil. Leipzig 1823 S. 256.

logen unzweifelhaft die unterworfenen Ackerbauer sein sollen. Aber wer einen Blick für Entwickelung hat, der wird die beiden Bestandteile, die zu jeder Entwickelung gehören, nämlich das ursprüngliche und ewig fortwirkende (Kontinuität) und das abändernde (Modifikation) auch hier zu erblicken vermögen.

Jedenfalls lehrt dieser Zustand eines blühenden Ackerbaues bei den Minyern, der zugleich durch Herrschaft und Dienst charakterisiert ist, daß bei den Minyern mindestens zwei Elemente zum Vorschein kommen, nämlich ein unterworfener Bevölkerungsteil, die Ackerbauer, und ein anderer Teil, der sie beherrscht. Wir wollen die Frage, welcher von beiden Teilen der am frühesten angesessene und welcher der zugewanderte ist, vorläufig bei Seite lassen, damit wir uns nicht vom tatsächlich Gegebenen trennen. Wir werden später uns dieser Tatsache zu erinnern haben.

Wollte ich die übrigen Stämme des späteren historischen Böotiens, die Phlegyer, Kadmeer, Gephyräer, Pelasger, Thraker und Aeoler ebenso analysieren, was für unsere Zwecke hier zu weit führen würde und einer besonderen Monographie vorbehalten bleiben muß, so würden wir ganz ähnlich wie bei den Minyern finden, daß bei allen genannten Völkerschaften eine Verteilung der Elemente, aus denen jede Völkerschaft besteht, über die gesamte Landschaft nach geographischen Raumindividualitäten stattgefunden haben muß, indem, um K. O. Müllers Ausdrucksweise noch einmal zu wiederholen, bei diesen Völkchen „eine große Coincidenz ihrer Sinnesart und Naturanlagen mit den äußern Umgebungen stattfand, die sie sich selbst instinktartig wählten."

Die Frage erhebt sich, ob wir uns die Besetzung einer ganzen Landschaft so vorzustellen haben, daß wieder beispielsweise die Böotier mit allen bereits namhaft gemachten Stämmen auf einmal einzogen und nun die Elemente der Stämme, d. h. die lokalen Horden, stets das ihrem Naturell entsprechende Raumindividuum instinktartig wählten, oder ob nicht vielmehr die Okkupation der Landschaft durch die verschiedenen Horden auch in verschiedenen Zeitläuften erfolgte?

Selbst wenn es sich für die Böotier nachweisen ließe, daß sie bereits als das in ihrer späteren historischen Beschaffenheit vorfindliche einheitliche, in Stämme geteilte Volk, ähnlich wie die Bibel den Zug des Volkes Israel aus Aegypten ins gelobte Land schildert, in die böotische Landschaft eingezogen wären, so würden wir doch dem Problem dadurch nicht aus dem Wege gehen, wie und wo das genannte Volk zu einer solchen Gliederung seiner Elemente und wie diese zu der

erfolgten instinktartigen Wahl geographischer Individuen, die ihrem Naturell entsprachen, gekommen sind? Aber eine solche Gesamteinwanderung läßt sich, selbst wenn wir nur die geschichtlichen Ueberlieferungen sprechen lassen, für die Böotier durchaus nicht nachweisen, wie aus ihren Sagen und Mythen deutlich hervorgeht. In ihnen ist, wie z. B. betreffs Orchomenos, von Einwanderungen die Rede, welche die Ackerbauer unterjochten, sowie von Mischungen der fremdartigen Elemente und einem Bundesfest der Pamböotien, das beim Heiligtum der Itonischen Athene als Erinnerungsfeier an die Vereinigung aller böotischen Ortschaften (Städte) gefeiert wurde.

Wenn nun schon bei einer einzigen Landschaft sich nachweisen läßt, daß ihre Bewohner nicht als ein Ganzes in Unterabteilungen gegliedertes Volk ihren Einzug in diese Landschaft gehalten haben, wie darf man dann sogar von einer Einwanderung der gesamten Bevölkerung Griechenlands sprechen? Aber man geht auch dann schon zu weit, wenn man sich die Einwanderungen der Hellenen stoßweise vorstellt, nämlich derart, daß sie nicht alle auf einmal, sondern in einzelnen Stammesabteilungen, aber bereits fest organisiert eingewandert sein sollen. Dann würden alle jene großen Gegensätze, die sich nicht nur zwischen den einzelnen Bevölkerungen der Landschaften, sondern auch zwischen den Bevölkerungsgliederungen innerhalb jeder einzelnen Landschaft finden, unerklärbar werden, zumal wir ja, wie bereits gezeigt, sehr häufig finden, daß die kleinen lokalen Bevölkerungseinheiten, sobald man sie auf ihre Merkmale untersucht, viel inniger verwandt sind, als die größeren Bevölkerungsmassen in einem landschaftlichen Gebiet verschiedener Kleinsträume.

Gerade vom geographischen Standpunkte aus hat die Einwanderung der Griechen nach Griechenland den Historikern und Sprachgelehrten des Altertums nicht recht einleuchten wollen, weshalb denn auch Hefftter sich dahin äußerte:[10]) „Die Griechen müssen schon vor ihrer Einwanderung in Griechenland und bei derselben in viele kleine Völkerschaften geteilt gewesen sein; sonst würden sie nicht in historischer Zeit in solcher Zertrennung uns entgegentreten. Denn obwohl die Physiognomie des Landes hierzu gleichfalls in etwas mitgewirkt hat, — so viel hat sie nicht bewirken können, daß die Hellenen so zerrissen und so zerstückelt waren. Es ist dies auch überhaupt der Charakter der europäischen Völker im höheren Altertum

10) Das vordorische Zeitalter der griechischen Geschichte. In Adolf Schmidt's Zeitschr. für Geschichte. Sechster Band. Berlin 1846. S. 539 ff.

gewesen. Man denke nur an die Deutschen! an die Slaven! Verschiedene griechische Stämme teilten sich hier und da in Ländereien, die ihrer Naturbeschaffenheit nach ein Ganzes bilden."

Man kann es verstehen, wenn die klassischen Philologen, die durch die Eigentümlichkeit ihrer Wissenschaft in engere Grenzen bei der Völkerbetrachtung gebannt sind, sich nicht über die Idee erheben können, daß die Griechen als Volk nach Griechenland eingewandert sind, aber wenn Ethnographen, die zugleich Geographen sind, von Völkerwanderungen in dem Sinne reden, als verstände man darunter große Völkerzüge aus weiter Ferne, so muß man sich über die Flüchtigkeit ihrer Völkerbetrachtung wundern. Denn dem Ethnographen und dem Geographen steht ein weites völkerkundliches Material zur Verfügung. Ihre wissenschaftliche Aufgabe kann hier unmöglich darin bestehen, die von den Reisenden überlieferten Mitteilungen zu sammeln und sie unter eine Idee zu stellen, die nicht durch Begriffsentwickelungen aus der Geographie hervorgegangen, sondern einer nur philosophischen Geschichtsauffassung entlehnt ist. Wie will man die urgeschichtliche Erkenntnis erweitern und bereichern, wenn man mit solchen vorgefaßten Anschauungen an die Völkerbetrachtung herantritt?

Ratzel sagt einmal,[11]) „die Urgeschichte sei immer geographischer in ihren Methoden geworden." Ich möchte das bestreiten und eher das Gegenteil behaupten. Denn hätte Ratzel recht, dann würde er selbst nicht seine Zuflucht zu den Ergebnissen der Geschichtsforschung nehmen, der zufolge alle Völker ausnahmslos gewandert sind und es nie autochthone Völker gegeben haben soll, sondern sich liebevoll in die geographischen Kleinräume versenken. Was kann es nützen, die Erdoberfläche als ein Ganzes zu betrachten, um aus ihr zu demonstrieren, wie wenig Schranken sie der Menschheit bietet, um auf ihr herumzuwandern? Damit kann meines Erachtens insbesondere für das Grundproblem aller Völkerbetrachtung, nämlich wie die Völker entstanden und inwiefern sie untereinander verwandt sind, nichts gewonnen werden.

Und doch glaubt Ratzel aus einer solchen Betrachtung ein so schwieriges Problem, wie es die Frage nach der Autochthonie ist, kurzer Hand gelöst zu haben, indem er sagt: „Wir haben gesehen, daß die Erde keine absoluten Schranken des Wanderns der Völker bietet und

11) In den Berichten über d. Verhandl. d. k. s. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. 52. Bd. 1890. S. 23.

wir kommen daher auch zu der Erkenntnis, daß höchst wahrscheinlich kein einziges Volk der Erde auf dem Boden sitzen geblieben, dem es entsprossen ist, daß also jedes einzelne der heutigen Völker in die Wohnsitze, die es einnimmt, eingewandert ist. Wir müssen also in der Völkerkunde mit dem Begriff ‚Autochthon' ebenso brechen, wie die Geschichte mit der einst so hochgehaltenen Vorstellung von dem von Alters her Ansässigsein jedes Volkes in dem Lande, welches es jetzt einnimmt, einer Vorstellung, welcher gewöhnlich noch durch die Annahme der Abstammung von den Göttern oder Halbgöttern des betreffenden Landes eine höhere Würde und — Unwahrscheinlichkeit zugeteilt wurde." [12])

Zu dieser seiner Erkenntnis ist Ratzel, wie schon oben erwähnt wurde, durch die Idee gelangt, daß die „Beweglichkeit als allgemeine (sic!) Eigenschaft der Völker" aufzufassen sei und er „versteht darunter nicht blos die Tatsache, daß der Mensch durch den Bau seiner Gliedmaßen die Fähigkeit der Ortsveränderung besitzt, sondern begreift darunter den ganzen Komplex der zum Teil wunderbar entwickelten körperlichen und geistigen Anlagen, durch die eben diese Fähigkeit zu einer Grundtatsache der Menschheit wird." [13])

Wegen dieser „Grundtatsache der Menschheit", die in der Wissenschaft weder von Ratzel selbst noch vor ihm von irgend einem andern Gelehrten bisher erwiesen oder auch nur zu erweisen versucht worden ist, ist Ratzel folgender Ansicht: „Diese Beweglichkeit wirkt ganz von selbst auf die Ausbreitung der Völker, ohne daß ein Wandertrieb dazu nötig ist. Wo freier Raum ist, da ergießen sich die Völker wie eine Flüssigkeit über breite Flächen und fließen so weit, bis ein Hindernis entgegentritt. Wer möchte glauben, daß die gewaltige Ausbreitung ural-altaischer Völker durch das Tiefland Nordasiens und Nordeuropas und über die angrenzende Hochebene Zentralasiens etwa einer beabsichtigten Besetzung der weiten Räume entsprungen sei? Nur die Vollständigkeit und Gleichförmigkeit der Besetzung kann einem Augenblick dieser Ansicht Raum geben. Aber sobald wir erwägen, wie eng der geographische Gesichtskreis dieser Völker und Völkchen ist und wie langsam und ziellos sie mit ihren Herden von einer Steppe oder Tundra zur anderen gezogen sind, werden wir ihrer Verbreitung kein anderes Motiv unterlegen, als das der Zierbelkiefer, die von den

12) Fr. Ratzel, Anthropogeographie (I), S. 467.

13) Friedrich Ratzel, Der Ursprung und die Wanderungen der Völker geographisch betrachtet. In den Berichten über die Verhandl. d. k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philol.-histor. Kl. 50, 1898, S. 13 ff.

Alpen bis in die Wälder Ostsibiriens verbreitet ist, oder des Eichhörnchens, das durch die alte Welt vom atlantischen bis zum pazifischen Rande soweit verbreitet ist, als es Bäume gibt, auf denen es von Ast zu Ast wandert. Wo Hindernisse entgegenstehen, da teilt sich die Bewegung und dringt in der Richtung des geringsten Widerstandes vorwärts, sei es in Tälern oder Lücken des Waldes oder zwischen den Wohnstätten früher gekommener Menschen. Wird sie von Hindernissen ganz eingehemmt, dann gibt sie zeitweilig das Streben nach außen auf und wir sehen auf Inseln und Halbinseln, in Talbecken oder in ganzen gebirgsumrandeten Ländern, kurz, in natürlich umgrenzten und beschränkten Gebieten, die Zugewanderten sich niederlassen und rasch an Zahl zunehmen, bis das Land so dicht besetzt ist, daß neue Wanderungen notwendig werden" (S. 14—15).

Auf Grund welcher Tatsachen hat Ratzel diese anmutende Schilderung von der Ausbreitung der Völker aufgebaut, der zufolge sich die Völker wie eine Flüssigkeit über breite Flächen ergießen, bis ein Hindernis entgegentritt und daß diese Völker bald in die Täler, bald in die Lücken des Waldes, bald zwischen die Wohnstätten früher gekommener Menschen sich drängen? Ich sollte meinen, daß die von ihm selbst gewählten Beispiele von der Zierbelkiefer und namentlich vom Eichhörnchen Ratzel auf andere Fährte hätten bringen müssen. Verbreitet sich denn das Eichhörnchen wie eine Flüssigkeit über breite Flächen ohne allen Unterschied, also z. B. auch über die Kraut- und Getreidefelder oder über morastige baumlose Gegenden oder nicht vielmehr, wie Ratzel selbst sagt, nur über solche Räume, wo „es Bäume gibt, auf denen es von Ast zu Ast wandert." Es siedelt sich nur auf ganz bestimmtem eng begrenztem Terrain an und läßt andere geographische Räume, die ihm nicht zusagen, unberücksichtigt.

Gerade aus geographischen Gründen halte ich Ratzels Ansicht, die er von der Ausbreitung der Völker hat, für unhaltbar. Denn eben weil die Erdoberfläche gar keine homogene Masse, sondern ein reichgegliedertes Ganzes sehr verschiedener, bald ebener, bald hügeliger, bald bergiger, bald mehr, bald weniger wasserreicher Gelände in einem sehr bunten Durcheinanderliegen darstellt, ist eine Ausbreitung im Ratzelschen Sinne für ein Volk technisch ganz undenkbar. Denn alsdann versteht man nicht, wie sich die einzelnen Abteilungen des Volkes in das Land verteilt haben sollen. Nimmt man an, daß das wandernde Volk gleich in seinen Elementen, d. h. eine homogene Masse war, die unter anderm auch durch eine ganz gleiche Beschäftigung charakterisiert wurde, wie konnte es alsdann geschehen,

daß die einen sich auf fruchtbarem, die anderen aber auf nicht fruchtbarem Boden, einige an Flüssen, andere in Tälern, wieder andere im Wasser niederließen? Nimmt man aber an, daß jenes Wandervolk sehr verschieden in seinen Elementen war, so kann man sich unmöglich denken, daß sich einige an Stellen niedergelassen haben, die ihnen die Ausübung ihrer besonderen Beschäftigung geradezu unmöglich machten.

Würde sich die Völkerwanderung so vollzogen haben, wie Ratzel vermeint, so würde die Mannigfaltigkeit menschlicher Kultur ebenso unverständlich sein, wie die Mannigfaltigkeit des äußeren Habitus der Bevölkerung, aus der ein Volk besteht. Abgesehen davon, daß die Beweglichkeit als „Grundtatsache der Menschheit" aus dem Zusammenhang aller Erscheinungen des Völkerlebens noch nicht erkannt und nur eine auf Abstraktion beruhende Idee Ratzels ist, kann die Beweglichkeit gar keine Grundtatsache der Menschheit sein. Denn wäre sie das, so müßte sie, weil ja der Grund nicht blos der Anfang ist, auf dem alles beruht und der alles erklärt, sondern auch zugleich als permanente, fortgesetzte Ursache aller späteren Zustände wirkt, ihre Wirksamkeit auch in der Gegenwart weiter äußern, und wir würden auch heute kein einziges seßhaftes Volk auf der Erde antreffen können. Man darf nicht von solchen Voraussetzungen ausgehen, die nicht beweisbar sind. Man gerät sonst nicht nur in Widersprüche mit sich selbst, sondern verliert auch das Verständnis für entgegengesetzte Auffassungen, die, wenn sie auch nicht vollkommen richtig sind, es doch nicht verdienen, ohne Gegenbeweis als verfehlt betrachtet, wenn nicht geradezu verworfen zu werden. Das tut Ratzel, wenn er gegenüber Fritsch die Behauptung aufstellt: [14]) „Ein ganz naher Verwandter der Auffassung der Völkerwanderungen als seltener großer Ereignisse von katastrophenhaftem Charakter ist das ruhende Volk, das ‚Standvolk', wie es nicht eben geschmackvoll, von G. Fritsch (die afrikanischen Buschmänner als Urrasse. Zeitschr. f. Ethnol. 1880, S. 289—300) genannt worden ist. Die Latinisierung dieser Bezeichnung in Homo primitivus sedentarius im Gegensatz zu H. pr. migratorius kann man nur als den Ausfluß einer sonderbaren Laune auffassen; natürlich haben diese Namen durchaus keine Beachtung gefunden. Die Begründung dieser neuen Gruppen ist kaum weniger verfehlt. Ein Volk soll wesentlich ruhen, d. h. sich auf demselben engen Raum undenkliche Zeiten halten;

14) Ratzel a. a. O. S. 11.

ein anderes soll die Beweglichkeit so in seine Lebensgewohnheiten aufnehmen, daß man es nicht anders als in Bewegung denken kann. Ein Teil der Urvölker bildete die Neigung zur Wanderung und damit zugleich zur steigenden Kultur aus, ein anderer entbehrte diese Anlage dauernd und blieb gerade deshalb, wie günstig auch seine sonstigen Anlagen waren, unorganisiert und unzivilisiert. Der leibliche Fortschritt schloß gleichsam den geistigen Fortschritt ein."

Freilich in der Form, in welcher Fritsch seine Beobachtungen zur Darstellung bringt, indem er ebenso wie Ratzel der Ansicht ist, daß ganze Völker gewandert seien, wird man ihm die Zustimmung versagen müssen. Aber dem sachlichen Inhalt der Fritschschen Behauptung wird seine wissenschaftliche Bedeutung nur der absprechen können, der, weil er mit fixen und fertigen Ideen an die Beurteilung des Völkerlebens herantritt, der Analysen bei seinen Forschungen nicht bedarf. Ohne die Völker zu analysieren, beraubt man sich der Erkenntnis der großen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, des eigentlich wahrhaft Schönen und Interessantesten, was die Völkerwissenschaft zu bieten vermag, ganz besonders auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Frage nach der Entstehung und Verwandtschaft der Völker.

Haben wir denn nicht in dem Durcheinanderwohnen der Völker, das uns auf allen Erdteilen ausnahmslos begegnet, einen deutlichen Fingerzeig, daß es Völkerwanderungen in dem Sinne, daß „sich Völker wie eine Flüssigkeit über weite Flächen ergießen", niemals gegeben haben kann, weil sie vom geographischen Standpunkte aus gar nicht angenommen werden dürfen?

Kehren wir deshalb nochmals zu dem Bilde des Durcheinanderwohnens der Völker auf einer Landschaft zurück und lassen wir uns bei der Betrachtung nicht von Geschichtsphilosophie oder Sprachwissenschaft, sondern von den objektiven Merkmalen in einem andern völkerkundlichen Berichte leiten. Wir wollen, da wir oben der Beschreibung des Zerstreutwohnens im Altertum gefolgt sind, jetzt uns noch ein Bild aus der näheren Gegenwart aufrollen.

In seinen Skizzen und Beschreibungen „Vom Amazonas und Madeira" (Stuttgart 1874) sagt Franz Keller-Leuzinger (S. 8): „Daß die Erklärung einer Erscheinung, wie die der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Indianerstämme Südamerikas, so verschieden unter einander an Gestalt, Sprache und Sitten, von dem wilden, mordlustigen Pampa des La Plata bis zum arbeitsamen Mundurucú des Amazonentales oder zum stillen genügsamen Moxo und Quichoa Boliviens, unter die schwierig-

sten Probleme ethnographischer Forschung gezählt werden muß, ist längst anerkannt. Ausgezeichnetes und höchst wertvolles Material ist von Humboldt, Spix und Martius, von d' Orbigny, Moke und anderen darüber gesammelt und veröffentlicht worden, aber noch ist eine befriedigende Lösung zahlloser Widersprüche nicht gefunden, die um so schwieriger sein wird, als Reste von Monumentalbauten aus früheren Kulturperioden in der neuen Welt nur spärlich, schriftliche Aufzeichnungen von der eigenen Hand der Urbewohner aber gar nicht vorhanden sind, einige wenige unverständliche Hieroglyphen ausgenommen, und man also besonders hinsichtlich der früheren Wanderungen und Eroberungszüge einzelner mächtiger Stämme nie über das Gebiet der Hypothese hinaus kommt."

„Durch keins der völkerscheidenden Hindernisse getrennt, wie mit ewigem Schnee bedeckte Cordilheiras oder wasserlose Wüsten, wohnen auf dem südamerikanischen Kontinente Völkerschaften dicht nebeneinander, deren allgemeiner Habitus uns auf den ersten Blick glauben machen könnte, sie gehörten zu demselben Stamm. Sehen wir jedoch näher zu, so finden wir, daß diese, meistens in mehr als hundertjähriger Fehde lebenden Nachbarn an Sprache, Sitte, Gemütsart und Lebensweise durchaus getrennte Völker sind, in deren Grundtypen man auch nachträglich bedeutende Abweichungen herauszufinden imstande ist."

„Mehr aber als diese einfachen Vergleichungsresultate vermag man fürs erste nicht zu erreichen; unerklärt bleibt nach wie vor ihre Abstammung, die Mannigfaltigkeit in der Schädelbildung und in den einzelnen Idiomen, sowie der Grund verschiedenartiger Sitte unter den im allgemeinen so gleichartigen Lebensbedingungen einer tropischen Natur: warum die einen sich meistens an den Ufern der großen Ströme aufhalten, gewandte Fischer sind und zierliche Piroguen zu bauen verstehen, während die anderen, kriegerischer und gewalttätiger, auf Sklavenraub ausgehend, den Piroguenbau nicht kennen und die bewaldeten Schluchten der Seitentäler oder die grasbedeckten Höhenzüge der Campos vorziehen, wo ihr nie irrender Pfeil, die schwere Lanze und die nie ermüdende Stahlkraft ihrer Muskeln ihnen den fetten Tapir, das Wildschwein, den stattlichen Zehnender der Prärien und das zierliche Reh der Wälder zu leichter Beute werden läßt."

„Die Physiognomie der ersteren, der weitverbreiteten Guarani- oder Tupistämme, erinnert an das bekannte, klassisch gewordene Adler-

profil der Rothäute Nordamerikas, während die letzteren, als deren Prototyp wir die Coroados der Südprovinzen ansehen, mit ihren schief stehenden Augen, stumpfer Nase und stärkeren Backenknochen unwillkürlich an den mongolischen Typus mahnen, ohne jedoch bei einer derartigen Vergleichung im entferntesten an eine direkte asiatische Abstammung derselben denken zu wollen."

Wie so oft in der Wissenschaft ist das Unerklärbare viel leichter zu beseitigen als man vermeint, wenn man sich nur immer an das tatsächlich Gegebene hält, nicht aber seine Erklärungen auf Merkmale stützt, die gar nicht in den vorliegenden Tatsachen selbst gegeben sind. Wenn dem Berichte zufolge „unter den im allgemeinen so gleichartigen Lebensbedingungen einer tropischen Natur" „an Sprache, Sitte, Gemütsart und Lebensweise durchaus getrennte Völker" „dicht nebeneinander" wohnen, so können nicht jene gleichartigen Lebensbedingungen das völkertrennende Moment sein. Wenn wir aber weiter erfahren, daß „die einen sich meist an den Ufern der großen Ströme aufhalten", während die anderen „die bewaldeten Schluchten der Seitentäler oder die grasbedeckten Höhenzüge der Campos vorziehen", und zwischen diesen drei auf verschiedenen geographischen Individuen hausenden Völkerschaften, nämlich den Ufer-, Tal- und Höhenbewohnern, sich die Hauptdifferenzen bemerkbar machen, so werden wir durch die Gewalt der zuletzt erwähnten Tatsachenmerkmale zu der Vermutung gedrängt, daß zwischen dem eigentümlichen geographischen Individuum und seinem Bewohner eine gewisse Wechselbeziehung bestehen muß, daß also im vorliegenden Falle die Differenz der geographischen Individuen zugleich auch die Differenz der Bevölkerungen kennzeichnet. Wir haben also aus den tatsächlichen Merkmalen des obigen Berichts die auf Tatsächliches gestützte Vermutung gewonnen, daß Räume von gleicher Beschaffenheit gleichartige Bevölkerungen zu haben pflegen. Nun sind aber die Räume von gleicher geographischer Beschaffenheit über die Erdoberfläche sehr ungleichmäßig verteilt, bald durch sehr weite, bald durch weniger weite Räume von einander getrennt, so daß das landschaftliche Bild einer geographischen Provinz auf manchen Teilen der Erdoberfläche eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von einzelnen geographischen Individuen darbietet. Stehen nun die geographischen Individuen in Wechselwirkung mit ihren Bewohnern, so ergibt sich, daß notwendigerweise auch ein buntes Durcheinander von Völkerstämmen in einer größeren geographischen Provinz sich bemerkbar machen muß. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Indianerstämme Südamerikas ist also nur auf die Mannigfaltigkeit der

geographischen Individuen, vornehmlich auf Ufer, Tal und Höhen zurückzuführen, das bunte Durcheinanderwohnen der Völkerstämme mithin nur geographisch zu erklären.

Mit der ausgesprochenen Vermutung haben wir uns bisher keinen Schritt vom Tatsächlichen entfernt. Denn wir haben ja die Vermutung nur aus den im Berichte selbst enthaltenen tatsächlichen Merkmalen geschöpft. Ich habe diesen Reisebericht absichtlich aus der großen Zahl der uns zu Gebote stehenden Berichte ausgewählt, um dem Leser zu zeigen, wie ein Reisender ganz unbewußt zur Lösung eines Rätsels beiträgt, wenn er sich an das Tatsächliche hält, trotzdem er in seiner Bescheidenheit behauptet, „mehr als diese einfachen Vergleichungsresultate vermöge er fürs erste nicht zu erreichen." Was nach seiner Ansicht „unerklärt bleibt", hat er selbst ganz vortrefflich erklärt, weil er sich eben bei seinen Beobachtungen nicht von fertigen aprioren Meinungen leiten ließ, sondern von dem Gesichtspunkte ausging, nur Merkmale der Erscheinungen seinem Leser mitzuteilen.

Neben diesen Bericht sei es mir gestattet, einen anderen Bericht zu setzen, der die gleichen Beobachtungen enthält. In seiner Völkerkunde [15]) entwirft uns Ratzel von den Wohnlagerungen der Malaien folgendes Bild: „Die Lage der Dörfer ist je nach der Kultur verschieden. Waldnomaden und Tagalen haben die Neigung zum Einzelwohnen; vom Dorfe oder der Rancheria unterscheidet man daher auf den Philippinen den Einzelhof, den Barrio. Die Abneigung der Waldnomaden gegen die Ebene finden wir bei den Negritos und Ilongoten Luzons wie den Lubu Sumatras. Die Battak mit ihrer hochentwickelten Terrassenkultur bleiben leichter in den Bergen wohnen als die Dajaken mit ihrer Leidenschaft, alle paar Jahre ein neues Reisfeld zu lichten. Doch sind schon in engeren Bezirken die Dorflagen verschieden. Im Sindang- und im Roepitgebiet Zentralsumatras liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen; am oberen Rawas und an seinen Nebenflüssen ist das gebirgige Terrain ganz unbewohnt. Die Tagalen bauen fast nur am Wasser, Nachbarstämme nur im Gebirge. Seemalaien und Bugi haben vorzüglich die Küstenstriche und Niederungsländer mit einer dichten Kolonistenbevölkerung versehen."

15) Fr. Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl., I., S. 391.

Auch in dem vorliegenden Berichte besteht das Tatsächliche in dem Umstande, daß die einen Völker eine Neigung für ein bestimmtes geographisches Individuum haben, während andere eine Abneigung dagegen besitzen. Nur meint der Berichterstatter, das hänge mit der Kultur zusammen: „die Lage der Dörfer sei je nach der Kultur verschieden." Das letztere ist ein Urteil, das in keinem der angeführten tatsächlichen Merkmale auch nur angedeutet ist, sondern ganz unmotiviert für sich dasteht und auf einer in der Person des Berichterstatters bereits fixierten Idee seinen Grund hat. Da sich in Ratzels Schriften mehrfach Stellen finden, wo ein Zusammenhang zwischen der Landschaft und ihren Bewohnern angedeutet ist, so kann ich nicht unterlassen, noch eine derselben herauszugreifen, um damit zugleich zu zeigen, daß er die gleiche Erscheinung je nach Gutdünken bald auf diese, bald auf jene Ursache zurückzuführen sucht. Da, wo er [19]) die Küstenvölker behandelt, bemerkt Ratzel: „Zweifellos übten jene Wirkungen der Küstengliederung einen großen Einfluß auf die Bevölkerungen aus, welche sich ihnen ausgesetzt sahen. Es entsteht daraus hauptsächlich der Gegensatz zwischen Küsten- und Binnenvölkern, welcher nicht selten mit tiefer gehenden Rassen- und Stammesunterschieden zusammenhängt. So finden wir im malaischen Archipel überall, wo Malaien und Papuas beisammen wohnen, jene an der Küste, diese im Innern. Die Küsten und das Meer gehören auch in Schottland den Germanen, während Berg und Moor die Wohnstätte des unbetriebsamen Kelten sind."

Das rein Tatsächliche besteht hier ebenfalls nur in dem Zusammentreffen der Eigentümlichkeit des geographischen Individuum mit der Eigentümlichkeit seiner Bewohner. Daß die Küstengliederung einen solch großen Einfluß auf die Bevölkerung ausübt, ist keine Tatsache, sondern ein Erkenntnisstandpunkt bezw. eine persönliche Meinung Ratzels. Nur besteht in bezug auf die Meinung Ratzels im erstenerwähnten Bericht gegenüber dem zuletzt erwähnten der Unterschied darin, daß dort Ratzel das Zusammentreffen der Ansiedelung mit der Stammeseigentümlichkeit auf die Kultur, hier dagegen auf eine geographische Einwirkung zurückführt. Uns genügt in dem zweiten Berichte über die Malaien und Papuas das Tatsächliche, daß „der Gegensatz zwischen Küsten- und Binnenvölkern nicht selten mit tiefer gehenden Rassen- und Stammesunterschieden zusammenhängt."

Um das Verhältnis von Ursache und Wirkung, bezw. den Kausalzusammenhang zwischen mehreren Erscheinungen feststellen zu können,

16) Anthropogeographie (I) S. 242.

ist immer ein Eingehen in die Details erforderlich. Ratzel übersieht, daß ohne ein Eingehen in die Einzelheiten kein klarer Gedanke zu gewinnen und keine Neuschöpfung möglich ist. Wir können weder in der Ethnographie noch in der Urgeschichte mit Germanen und Kelten operieren, und ebenso wenig dürfen wir mit großen geographischen Landschaften an die Beantwortung eines so wichtigen Problems herantreten. Wie der Anatom sein Objekt in die feinsten Schnitte nach verschiedenen Richtungen hin zerlegt, so müssen auch wir, um die Beziehungen der örtlichen Umgebung zur Bevölkerung nachweisen zu können, sowohl den Raum als auch seine Bewohner möglichst in seine näheren und ferneren Bestandteile zerlegen, bis wir zu dem gelangen, was für unsere Mittel nicht mehr teilbar ist. Für einen solchen Raum gebrauchen wir eben die Bezeichnung geographisches Individuum.

Blicken wir auf das, was uns die vorgeführten völkerkundlichen Berichte an Tatsächlichem boten, noch einmal zurück, so haben wir vorerst Folgendes gewonnen. Auf mehreren Gebieten der Erde finden wir bei den sog. Naturvölkern viele zum Teil stammverwandte, zum Teil aber auch stammfremde ethnische Gebilde, die an Gestalt, Sprache und Sitte sowie Lebensweise unter einander verschieden sind, in einer Landschaft nahe beieinander und durcheinander wohnen. Aber in diesem Durcheinander besteht insofern eine Gesetzmäßigkeit, als alle in Sprache, Sitte, Gemütsart und Lebensweise verwandten Stämme auf gleichen geographischen Individuen sich niedergelassen haben, indem eine große Coincidenz ihrer Sinnesart und Naturanlage mit der äußern Umgebung statthat, die sie sich instinktartig wählten. Diese Erscheinung findet ihre geographische Begründung in dem Umstand, daß die Erdoberfläche keine homogene Masse ist, sondern eine Mannigfaltigkeit geographischer Individuen aufweist und daß jedes ethnographische Individuum die Tendenz hat, ein ihm zusagendes geographisches Individuum als seinen Wohnraum zu wählen.

Wie aus den obigen Berichten hervorgeht, hat außerdem auch jeder Volksstamm seine eigene Sprache, so daß wir nicht blos eine Mannigfaltigkeit von Völkerstämmen, die in ihrem äußern Habitus verschieden sind, durch einander wohnen sehen, sondern auch einer „Sprachenverwirrung" entgegentreten, die dem Reisenden den Verkehr mit den heterogenen Stämmen von je sehr erschwert hat. So erzählt beispielsweise Karl von den Steinen in seinem Bericht über die

Schingu-Indianer in Brasilien:[17]) „Jeder Stamm besitzt seine eigene, von denen der anderen grundverschiedne Sprache. Eine Verständigung durch die Lingua geral, von der man einzelne der allgemeiner verbreiteten Worte, wie kuná Weib, paraná Fluß, allerdings antrifft, war unmöglich. Der Verkehr durch Zeichen bot keine Schwierigkeit, nur ist es demselben erheblich leichter, zu antworten als zu fragen."

Diese sog. Sprachverwirrung ist also nur die Folge der Erscheinung, daß jedes ethnographische Individuum seinem geographischen Individuum gefolgt ist. Wenn nun wegen der Mannigfaltigkeit der Gestalt der Erdoberfläche eine Mannigfaltigkeit von Völkerelementen eine Mannigfaltigkeit von Sprachen auf einer Landschaft spricht, so muß es auch möglich sein, im Völkerleben gewisse Völkerelemente mit der ihm eigentümlichen Sprache über weite Räume hin zu verfolgen.

Um dies dem Leser zu veranschaulichen, wähle ich als Beispiel unter Führung von Spix und Martius[18]) die Tupi und ihre Sprache. Die Horden finden sich gemischt mit andern Horden in Brasilien, weshalb der Name auch in Zusammensetzungen auftritt, z. B. Topinambazes. Martius schreibt darüber: „Das Auftreten der Topinambazes (oder Tupin; der Wechsel des Vokals ist hier, wie in allen Zusammensetzungen mit Tupi ganz gleichgültig), entfernt von dem gleichnamigen Stamme der Küste, und durch viele dazwischen wohnende Stämme getrennt, ist ein für den Ethnographen Brasiliens sehr merkwürdiges Phänomen. Zwar scheint Berredo selbst daran zu zweifeln, daß die von Acunna auf der Insel Topinambarana gefundenen Indianer dem Stamme der Topinambazes angehört hätten; allein sein Grund, daß dieser Stamm damals vorzugsweise die Ufer des Tocantins und die Gegenden um Pará inne gehabt hätten, schließt nichts aus. Acunna berichtet, daß die Topinambazes, bedrängt von den siegreichen Waffen der Einwanderer, und in zu großer Anzahl um sich ernähren zu können, sich aus der Kapitanie von Pernambuco, wo sie vierundachtzig große Ortschaften bildeten, nach dem Innern, bis an die Grenze von Purú zurückgezogen hätten, und darauf, die Gegenden am oberen Madeira verlassend, auf oder längs diesem Strome nach Topinambarana gekommen seien. Ribeiro gibt zu verstehen, daß diese Indianer es auch gewesen seien, welche die Serra Ibiapaba in Seará inne gehabt

17) Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie 1885 S. 97.

18) von Spix und von Martius, Reise in Brasilien auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Joseph I. Dritter Band, München 1831 S. 1093 ff.

hätten, von wo sie nur nach großen Anstrengungen der Portugiesen hätten vertrieben werden können . . . Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Indianer vom Stamme der Campevas, welche von den Spaniern in Maynas und auch vom Acunna Omaguas oder Aguas genannt werden, die Tupisprache gesprochen haben, und, wo sie sich von fremdem Einfluß frei erhalten haben, noch sprechen. Auch die Jumanas in den Niederlassungen von Solimoês, Rio Negro und Yupura, und die, von ihnen nur als Horde verschiedenen Tecunas, an den Grenzen von Maynas, sprechen eine Sprache, in der man ohne Schwierigkeit die Tupisprache wiedererkennt, wenn sie schon durch mancherlei Vermischungen und Verdrehungen gelitten hat. Endlich sollen auch die Solimoês oder Yorimaús die allgemeine Sprache gesprochen haben. . . . . In den Sitten kommen diese Stämme untereinander mehr als die Nachbarn überein . . . . Lassen wir uns nun durch Acunna's Bericht vom Amazonas gen S. weisen, so finden wir noch mehrere Stämme, welche ringsum isoliert und von fremdartigen Horden umgeben, ebenfalls die Lingua geral rein oder gemengt sprechen: so die Apiacazes und Cabahybazes an der Vereinigung des Juruena mit dem Arinos; und die Pacalequés am Rio Embotateú. . . . Westlich vom Paraguay sprechen die zahlreichen Horden . . . Dialekte derselben Sprache. . . An den nördlichen und westlichen Küsten Brasiliens hatten die ersten portugiesischen Ansiedler größtenteils Stämme getroffen, welche dieselbe Sprache redeten."

Nach dieser Schilderung, die ich selbstverständlich wegen Raumersparnis nur in verkürzter Form darbieten konnte, faßt Martius die Merkmale der Tupi in vier Zügen zusammen, von denen uns nur die folgenden drei an dieser Stelle interessieren: „Sie wohnten in, zu Aldeas vereinigten, großen offenen Hütten, deren jede mehrere Familien aufnahm, und schliefen in Hangmatten, während die Aimorés, Goainazes, Carijos und Goyatacazes in einzelnen Paaren umherstreiften und die Nächte auf der Erde oder in niedrigen Erdhütten ohne Hangmatten zubrachten; sie kultivierten in der Nähe ihrer Aldeas wenigstens einige Pflanzen, z. B. von der Pacoba, von der Mandiocca und dem Mais, während die letzgenannten Stämme alle Kultur verachteten, und blos von Jagd, Fischerei und Krieg lebten; mit dem Elemente des Wassers waren sie als Schwimmer und Fischer vertraut. Sie bekriegten schwimmend die Haifische an der Küste, bauten große Kähne und machten darin Reisen von bedeutender Ausdehnung." (S. 1095.)

Aus diesen drei Merkmalen geht hervor, daß das geographische Individuum der Tupi am Wasser gelegen, daß ihr Hüttenbau das Langhaus war, daß sie Landbau trieben und mit dem Elemente des Wassers vertraut waren. Wir finden freilich die Tupi nicht mehr rein vor, sondern mit andern Horden vermischt, woraus sich eben die verschiedenen Dialekte leicht erklären. Denn Dialekte entstehen, wie wir noch näher zu begründen haben werden, dadurch, daß eine Sprache Bestandteile einer andern Sprache sich konform macht bezw. assimiliert. Je weiter ab vom geographischen Individuum der Urhorden die Vermischung vor sich geht, desto abweichender von der Ursprache muß der Dialekt erscheinen. Ganz richtig hat deshalb Martius beobachtet, wenn er (S. 1097) sagt: „Als allgemeinstes Resultat unserer Beobachtungen möchte ich nur die Bemerkung anführen, daß die Anklänge an die Tupisprache immer seltener zu werden schienen, je mehr wir uns von dem Amazonas am Yupura nach Norden wendeten."

Lassen wir alle Vermutungen über das Ursprungsland und über die Wanderungen der Tupi beiseite und halten wir uns nur an das Tatsächliche, so finden wir nach Martius Worten: „Mitten zwischen mehreren hundert verschiedenartigen Sprachen, die, wenn auch in der Syntax und ihrer gesamten geistigen Pragmatik sich ähnlich, doch in ihren Wurzelworten sehr verschieden sind, schlingt sich die Tupisprache, gleichsam ein geistiges Band, fast an den Grenzen rings um Brasilien hin. Von der Mündung des Laplata lassen sich ihre Spuren längs den Küsten des Ozeans bis zu dem Amazonas verfolgen; längs diesem Strome ist sie von zahlreichen Stämmen als gemeinschaftliches Vehikel ergriffen; von da erscheint sie hie und da am Ufer des Tapajóz und des Madeira, und reicht hinab bis zu den Niederungen des Paraguay." (S. 1096 ff.)

Wenn die Tupisprache „mitten zwischen mehreren hundert verschiedenartigen Sprachen" auf so weitem Raume erkennbar ist, und zwar in ihrem Urelemente mehr in Flußgebieten der Niederung, so können die sprachlichen Bestandteile, durch die sie sich dialektisch in verschiedenen Landschaften unterscheidet und die sie mit den Sprachen anderer Volksstämme, die mitten unter ihnen wohnen, gemeinsam hat, nur durch ihre Berührung mit jenen andersprachigen Volksstämmen erzeugt worden sein. Die

Sprache der letzteren ist also als ein modifizierender Faktor der Tupisprache zu betrachten.

Nun ergibt sich aber aus dem Tatsächlichen noch folgendes: Während in der Tupisprache ein einheitliches Element zu erkennen ist, ist das in den „mehreren hundert verschiedenartigen Sprachen", die zwischen den Tupisprachen zu hören sind, nicht der Fall. Denn bestände zwischen den mehreren hundert verschiedenartigen Sprachen ein ebensolches „geistiges Band" wie in der Tupisprache, so könnte keine Verschiedenartigkeit der Dialekte vorhanden sein, indem eben das Einwirken gleicher Entwickelungsfaktoren auf gleiche Wesenheiten gleiche Veränderungen hervorrufen muß. Diese Verschiedenartigkeit der Dialekte der Tupisprache erklärt sich vielmehr daraus, daß die Horden, welche die Tupisprache veränderten, selbst verschiedenartige Sprachen hatten. Und diese Verschiedenartigkeit der Horden mit ihren verschiedenen Sprachen erklärt sich ihrerseits wieder daraus, daß die Horden auf ganz verschiedenen geographischen Individuen wohnen, weil eben jede Horde selbst, wie ich bereits in früheren Schriften nachgewiesen habe, in einer Wechselbeziehung von Menschenmenge und Wohnraum begründet ist.

Es wird sich später Gelegenheit geben, zu zeigen, daß man gar keine Ethnographie mit Erfolg treiben kann, ohne über den fruchtbaren Begriff der Horde zu voller Klarheit gelangt zu sein; und man wird den Begriff nicht erfassen, wenn man nicht erkennt, daß „mit der Dunkelheit der Urgeschichte sich notwendig die Wichtigkeit der Geographie steigert." Nur darf sich die Geographie nicht in sklavische Abhängigkeit zur Geschichtsphilosophie oder Sprachforschung begeben, sondern muß, wenn sie überhaupt das Menschliche bei der Durchforschung der Erdoberfläche nicht ausschließen und namentlich auch das primitive Völkerleben unter den Gesichtswinkel des geographischen Prinzips stellen will, selbständig vorgehen. Tut sie das nicht und läßt sie sich von geschichtsphilosophischen Gesichtspunkten leiten oder von der „durch Sprachvergleichung gewonnenen Einsicht," so wird selbstverständlich „alle Urgeschichte Wandergeschichte" sein und sie wird sich nicht imstande fühlen, von der Natur und dem Wesen der sog. Völkerwanderungen eine selbständige Ansicht zu gewinnen. Uebrigens haben einige Historiker und Sprachforscher längst schon zu zweifeln begonnen, daß sich ganze Völker wie eine Flüssigkeit über breite Flächen ergossen haben sollen, wenn sie, was ja nicht ihre spezielle Aufgabe ist, die Völkerwanderungen unter den Gesichtswinkel geographischer Erörterung stellten.

Derartige Völkerwanderungen, wie sie die Geschichtsphilosophie auffaßt, finden wir in der Geschichte selbst nicht. Knüpfen wir wieder an die Tupi an, so meint in Bezug auf sie Martius: „Mögen wir auch annehmen, daß diese tätigen Tupiindianer auf die angegebene Weise (nämlich „zerstreut") aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen, in zahlreiche Horden verteilt, hervorgebrochen seien und sich vom 33.° s. B. bis an den Aequator zwischen zahllosen anderen Stämmen durchgefochten hätten — eine Erscheinung, welche sich von denen asiatischer und europäischer Völkerwanderungen vorzüglich durch die geringe Mannschaft der einzelnen Horden und durch die Vielartigkeit der eingeschlagenen Richtungen unterscheidet —; immer bleibt die gegenwärtige Art der Verbreitung und Erhaltung ihrer Sprache unter so vielerlei Einflüssen höchst merkwürdig." (S. 1096.)

Martius erkennt sehr wohl, daß seine Deutung der Erscheinung ungenügend ist. Wie sollen sich die Tupi durch mehrere hundert verschiedenartige Horden „durchgefochten" und sich alsdann alle auf einem ganz eigentümlichen geographischen Individuum zerstreut niedergelassen haben? Müssen wir hier nicht vielmehr umgekehrt annehmen, daß zu der Zeit, als sich die Tupi über die weite Fläche verbreiteten, auf der wir sie später seßhaft finden, noch gar nicht jenes Völkergemisch von mehreren hundert Stämmen auf jenen Landschaften vorhanden war? Daß vielmehr umgekehrt zuerst die Tupi den ihnen entsprechenden geographischen Individuen nachzogen, sobald ihr „großes Haus" überfüllt war und Abzweigungen sich als notwendig erwiesen und daß erst hinterher nach und nach auf den von ihnen übrig gelassenen Räumen, die ihnen nicht zugesagt hatten, jene große Mannigfaltigkeit von Horden hier Einzug hielt?

Die immer am Wasser wohnenden Tupi, die stets in großen Häusern wohnten, Landbau trieben und mit dem Elemente des Wassers vertraut waren, haben in sich unzweifelhaft etwas Einheitliches, wodurch sie sich von allen übrigen mitten unter ihnen wohnenden Völkerelementen unterscheiden, und das den Tupi verblieben ist, trotzdem sie sich mit letzteren teilweise vermischt haben.

Denken wir uns einmal im Interesse größerer Klarheit die Tupi ganz allein ohne jene hunderte von anderen Horden und vergegenwärtigen wir uns ihre Siedelungen auf einer geographischen Landkarte, so wird uns das Völkerelement der Tupi gar nicht als ein wanderndes Element erscheinen, sondern wir werden sagen müssen: die Tupi haben sich ausgebreitet und haben

alle geographischen Kleinsträume besetzt, welche am Wasser liegen. Denken wir uns nun alsdann alle übrigen nicht einheitlichen Elemente als später hinzugekommen, so werden wir sagen müssen, daß die Tupi die Autochthonen, alle übrigen aber die Hinzugewanderten sind. Wir haben also in den Tupi indigene Horden vor uns, die sich durch Spaltung ausgebreitet haben, in den zwischen ihnen wohnenden Stämmen aber Zugewanderte zu erblicken.

Daß diese Völkerstämme mit mehreren hundert verschiedenen Sprachen mitsamt den durch eine mehr einheitliche Sprache redenden Tupi von irgend woher gemeinsam sollten eingewandert sein, dürfte selbst der eingefleischteste Spekulant nicht behaupten wollen. Wir stehen also vor der Wahl anzunehmen: entweder haben sich die vielen hundert Horden mit verschiedenen Sprachen zuerst niedergelassen und die Tupi haben sich durch die heterogenen Völkerschaften „durchgefochten" oder das Umgekehrte ist der Fall. Nach dem bereits Dargelegten kann nur das Letztere der Fall gewesen sein.

Freilich stehen wir alsdann einer Erscheinung gegenüber, „welche sich von denen asiatischer und europäischer Völkerwanderungen vorzüglich durch die geringe Mannschaft der einzelnen Horden und durch die Vielseitigkeit der eingeschlagenen Richtungen unterscheidet", wie Spix und Martius (S. 1096) hervorheben. Aber von wem wissen wir überhaupt etwas von den asiatischen und europäischen Völkerwanderungen? Doch nur von den ersten Historiographen und Chronikenschreibern, aus deren mythischen Darstellungen die spätere Geschichtsschreibung zu der noch immer herrschend gebliebenen Ansicht über die großen Völkerwanderungen gekommen ist. Soll der Charakter der sog. Geisteswissenschaften darin bestehen, daß sie geistlos und ohne Ueberlegung Jahrhunderte lang das nachsprechen, was ihnen vorgesprochen wird?

Haben nicht die übrigen Wissenschaften ein gleiches Anrecht, in einer so wichtigen Sache, wie es die sog. Völkerwanderungen sind, ein Wort mitzusprechen, z. B. die Geographie und Nationalökonomie?

Weder die Geographie noch die Wirtschaftslehre können von ihrem Standpunkte aus zugestehen, daß ganze Völker von — Gott weiß — woher über weite Flächen als „Völker" mit einer eigentümlichen einheitlichen Sprache und anderen Kulturerrungenschaften in Ländergebiete eingezogen sind und diese ohne Wahl und Qual eingenommen haben. Die Geographie läßt es nicht zu, weil die Erdoberfläche gar keine einförmige Masse ist. Wir mögen ein Volk betrachten, welches

wir wollen, in jedem finden wir Gegensätze, die ebenso bunt zerstreut sind, wie die geographischen Individuen, welche sie bewohnen, und überall bemerken wir, wo der natürliche ökonomische Standort der gewerblichen Betriebe noch nicht durch moderne Verkehrsmittel, insbesondere Eisenbahnen, verrückt ist, daß die Mannigfaltigkeit der kleineren Bevölkerungsgebilde, wie sie in den Ortschaften zu Tage tritt, aufs engste mit der geographischen Umgebung zusammenhängt. Wie soll nun ein ganzes Volk mit solchen Gegensätzen eine Völkerwanderung zustande bringen?

Eine klare Vorstellung von den großen Völkerwanderungen hat bisher noch niemand außer denjenigen gewinnen können, denen überhaupt alles von vornherein schon klar ist, weil sie von den realen Verhältnissen vollständig abstrahieren. Bei ihnen ist Wahrheit und Dichtung immer eins.

„Wie diese Völkerzüge vorwärts schritten," schreibt August Meitzen,[19]) davon erfahren wir so wenig, daß wir kaum daran erinnert werden, wie unerklärlich die Erscheinung ist, wenn wir sie unter dem Bilde heutiger oder auch nur mittelalterlicher Kriegsoperationen auffassen. Gewiß traten auch einzelne bewegliche organisierte Heere, sei es im Sinne der Gefolgschaften, sei es der Volksmiliz, auf, aber wie sich die großen Gesamtmassen in den immer von neuem verwüsteten, weiten und zum Teil öden, wald- und sumpfreichen Landstrichen erhielten, dafür sind eigentlich genügende Erklärungen noch kaum versucht."

Hier deutet doch ein Nationalökonom wenigstens an, daß es ein Problem ist, wie sich die großen Gesamtmassen bei einer Völkerwanderung erhalten konnten. Aber die Idee, daß Völker gewandert sind, wirkt so betäubend, daß auch Meitzen den Sachverhalt ununtersucht läßt.

Wäre die Erde als Wohnplatz der Menschen durchweg von gleicher Gestalt, also eine große einförmige Ebene, gäbe es keine Hügel, Berge und Täler, beherbergte die Erde keine verschiedenen Tiere und Pflanzen, gäbe es nur einerlei Boden mit einer ganz gleichen Pflanzendecke, so würde es für die Menschen ganz einerlei sein, wo sie sich niederlassen. Wir würden von allem Anfang an große Bevölkerungszentren finden, auf denen die Menschen so lange sich aneinander ballen, als es der Nahrungsvorrat nur irgendwie gestattet und wir würden eine Ueber-

19) Das Nomadentum der Germanen und ihre Nachbarn in Westeuropa. In den Verhandl. des 2. d. Geographentags zu Halle 1882 S. 79.

siedelung erst dann wahrnehmen, wenn eine vollständige Ueberfüllung der Bevölkerungsmasse eingetreten wäre. Und diese Bevölkerungsmasse würde nur ein großer Brei ohne innere Gegensätze sein und es würden sich alle diese breiartigen Massen auf der Erde vollständig gleichen. Das ist nun aber nicht der Fall. Vielmehr treten uns überall Gegensätze entgegen, sowohl was die Erdoberfläche als auch ihre Bevölkerung betrifft.

Soll man annehmen, daß die zahlreichen Stämme bezw. Horden, welche „mit mehreren Hundert verschiedenen Sprachen" mitten zwischen den Tupi wohnend gefunden worden sind, in früheren Zeiten ein Volk mit einer einzigen Sprache waren und durch irgend welchen Umstand — sagen wir wegen eines zum Himmel strebenden Turmbaues — zersplittert und zertrümmert worden sind? Oder müssen wir nicht vielmehr annehmen, daß diese kleinen Gebilde überhaupt noch niemals ein Volk waren, sondern nur Elemente sind, die möglicherweise durch Verbindung und Vermischung dereinst ein Volk werden können?

Seit einiger Zeit ist der früher nur vereinzelt gebrauchte Ausdruck „Völkertrümmer, bezw. Völkersplitter und Völkerzertrümmerung" ein beliebtes Schlagwort in der Ethnographie geworden, das, wie jedes Schlagwort, wenn es zur Erklärung einer Erscheinung dienen soll, geeignet ist, eine arge Verwirrung der Begriffe herbeizuführen. Ratzel setzt sogar in seiner Völkerkunde (2. Aufl. II. S. 180) dem Kapitel „Zersprengte Negerstämme Ostafrikas" voran als Motto: „Splitter von einem Völkeramboß". Was man unter einem „Völkeramboß" zu verstehen hat, ist mir nicht recht einleuchtend, zumal ich den Hammer nicht sehe, durch welchen die Völker in Splitter zerschlagen worden sind. Ratzel erblickt eben in dem Durcheinanderwohnen, wodurch eine Menge von Enklaven sichtbar sind, Zertrümmerungen einstmals bestandener Völker und glaubt, weil nach ihm „alle geographischen Probleme geschichtlich betrachtet werden müssen", es handele sich dabei um einen Prozeß, der schließlich mit einem Untergang enden würde. „Innerafrika" sagt er, „zeigt auch im Westen genau denselben Wirrwarr. Die Liggi, Tadjelú, Abukaja, Abaka, Mundú, Morú und Kakuák gehören zu diesen Enklaven. Ihre Zersplitterung ist durchaus nicht blos eine geschichtliche Tatsache, etwas einmal gewordenes. Sie bezeichnet eine Bahn, in der immer fortgeschritten wurde, sei es bis zum Untergang" (Völkerkunde 2. Aufl. II. S. 277).

Daß hier nichts zersplittert worden ist und auch keine Bahn bezeichnet ist, die bis zum Untergang führt, sondern daß es sich im

Gegenteil hierbei um einen Entwickelungsprozeß zur Völkerbildung handelt, die, wie jede Entwickelung nur durch Einwirkung von Entwickelungsfaktoren auf eine bereits vorhandene Sache zustande kommt, wird uns der weitere Verlauf unserer Untersuchung lehren. Eben deshalb wollen wir uns zunächst nach Berichten umsehen, die uns ein Bild des Zerstreutwohnens der Völkerstämme ohne das Durcheinander gewähren. Wir wollen auch hierbei Ratzel, dessen Ansicht vorzugsweise widerlegt werden soll, sprechen lassen.

In seiner Völkerkunde [20]) berichtet der Genannte von den Hottentotten: „Die älteren Nachrichten über die politischen Einrichtungen der Hottentotten lassen den Schluß zu, daß sie ähnlich denen der übrigen afrikanischen Hirtenvölker waren. Genügend bezeugen ihre geschichtlichen Schicksale, wie schwach ihr Zusammenhang war. Schon vor hundert Jahren [21]) waren es nicht ausgebreitete Nationen, die ganze Provinzen mit Menschen erfüllten. Hier ein Kral, zwei oder drei Tagereisen davon wieder ein Kral von 100, 150, höchstens 200 Köpfen. Einen Fürsten, der über mehrere Krale geboten hätte, finden wir nirgends genannt. Der heutigen Namaqua politische Organisation ist vor allem locker, veränderlich. Den größten Teil bilden die Orlam, die eingewanderten Kap-Hottentotten, den kleineren, inniger zusammenhängenden die Vollblut-Namaqua, die sich früher für das ‚königliche' Volk hielten."

Sehen wir uns diese Schilderung in bezug auf den aus den bloßen Merkmalen erkennbaren Tatbestand etwas näher an, so erfahren wir, daß die unter dem Namen „Hottentotten" in der Ethnographie bekannte Bevölkerungsmasse zur Zeit ihrer Beobachtung „vor hundert Jahren" vereinzelt in weit von einander abgelegenen Kralen wohnte und daß „schwach ihr Zusammenhang war; eine fürstliche Herrschaft über mehrere Krale gab es nicht. Gegenwärtig ist die politische Organisation der Namaqua ebenfalls locker; nur die Vollblut-Namaqua hängen etwas fester zusammen."

Zu diesem objektiven Tatbestand fügt Ratzel folgende subjektive Bemerkung bei: „Der Mangel einer höheren politischen Organisation bei den Hottentotten erklärt allein, wie sich der Zertrümmungs-

20) 2. Aufl. I. S. 767 ff

21) Bei O. F. Mentzel, Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der Guten Hoffnung, Glogau 1785 S. 521 liest man: Man muß sich von ihren Völkerschaften nicht vorstellen, daß es ausgebildete Nationen wären, die ganze Provinzen mit Menschen erfüllten. Hier ein Kraal, zwei oder drei Tagereisen wieder ein Kraal usw.

prozeß des Volkes so rasch vollziehen konnte. Die zerstreuten Versuche der Auflehnung waren überhaupt kein Widerstand, es waren nur vereinzelte Wutausbrüche der in die Enge Getriebenen. Man darf sich durch die Reden der älteren Chronisten der Kapgeschichte nicht irre machen lassen: zahlreiche Namen von Völkern beziehen sich nur auf kleine Gemeinschaften, nur auf einzelne Krale."

Diese subjektive Aeußerung Ratzels besagt in ihrem Schlußsatze, daß es im Kaplande überhaupt immer nur kleine Gemeinschaften gegeben hat, was sich mit dem objektiven Tatbestande von oben deckt. War das letztere der Fall, d. h. gab es in den Kaplanden von jeher nur kleine Gemeinwesen ohne höhere politische Organisation, wie kann man dann von einem raschen Vollzug eines Zertrümmerungsprozesses des Volkes der Hottentotten reden? Was in aller Welt soll denn hier zertrümmert worden sein, wo es noch gar nichts zu zertrümmern gab? Was würden wir dazu sagen, wenn jemand schreiben wollte: „Schon seit langer Zeit gab es in dem ganzen Dorfe noch keine Bibliothek. Hier ein Buch in einem Bauernhause, dort ein Buch in einem andern Gehöfte. Diese Vereinzelung erklärt uns, wie sich der Zertrümmerungsprozeß der Dorfbibliothek so rasch vollziehen konnte."

Waren denn in der Tat vor Jahrhunderten die Hottentotten ein Volk? Auf S. 693 des ersten Bandes der Ratzelschen Völkerkunde hatte ihr Verfasser einleitend geschrieben: „Die Hottentotten stellen nur noch Trümmer eines Volksstammes dar, der im größten Teil Südafrikas der mächtigste (!) war. Ortsnamen, deren hottentottischer Klang besonders im Lande der Ovahereró unverkennbar ist, Traditionen und Mischvölker vereinigen ihre Zeugnisse dahin, daß die Hottentotten damals noch über die Grenzen hinausreichten, die ihnen Barrow vor 100 Jahren gab: den 32° südl. Breite im Osten, den 25° im Westen."

Ist Ratzel, nach dessen Ansicht die Hottentotten „der mächtigste Volksstamm im größten Teil Südafrikas" waren, imstande, uns zu berichten, worin sich die Macht der Hottentotten in früheren Jahrhunderten geäußert hat? und wie stimmt denn seine Aeußerung vom „schwachen Zusammenhalt und Mangel an höherer politischer Organisation der Hottentotten, über deren Krale kein Fürst gebot", damit zusammen, daß „sie der mächtigste Volksstamm gewesen? Daß „Tradition und Mischvölker" ihr Zeugnis dahin vereinigen, daß die Hottentotten sehr verbreitet gewesen, sowie daß Ortsnamen mit hottentottischem Klang besonders im Lande der Ovahereró unverkennbar sind,

ist doch noch lange kein Beweis weder für die vormalige Mächtigkeit der Hottentotten, noch dafür, daß sie einem Zertrümmerungsprozeß ausgesetzt gewesen sind. Im Gegenteil: die angeführten Tatsachen, nämlich erstens daß die Hottentotten von 32° südlicher Breite im Osten bis zum 25.° im Westen verbreitet gewesen sind, zweitens daß sie über eine weite Fläche sehr zerstreut wohnten, drittens daß sie ohne politische Organisation waren und keine Fürsten hatten, die über mehrere Krale geboten und daß sie viertens überhaupt ganz kleine Gemeinschaften bildeten, für die zahlreiche Namen bestanden, die oft nur auf einzelne Krale sich bezogen, beweisen samt und sonders, daß die Hottentotten durchaus kein Volk gewesen sind, sondern nur ein Name für eine größere Anzahl durchaus nicht zusammenhängender kleiner Gemeinschaften, die zerstreut lebten, weil die von ihnen bevorzugten geographischen Individuen nicht beisammenliegen, sondern ebenfalls zerstreut sind.

Haben die Hottentotten zur Zeit ihrer ersten Beobachtung ohne höhere politische Organisation und ohne Herrscher gelebt, so können auch die „Grenzen", innerhalb deren sie ausgebreitet gewesen sein sollen, keine politischen Grenzen gewesen sein. Sie haben keine andere Bedeutung als wenn wir sagen: Die Güter des Fürsten R. erstrecken sich von Littauen bis weit über Wolhynien von Norden nach Süden und im Westen bis Brandenburg. Eine solche Bestimmung der Ausdehnung hat überhaupt nichts Auffälliges, da wir in der Geschichte etwas derartigem oft begegnen.

So heißt es in Ibrahim-ibn-Jakub's [22]) Bericht über die Slavenlande: „Es sagt Ibrahim der Sohn Jakubs der Israelite: Die Lande der Slaven ziehen sich hin vom Syrischen Meer bis zum umringenden Meere im Norden. Und Stämme des Nordens haben sich einiger von ihnen bemächtigt und wohnen bis zu dieser Zeit zwischen ihnen (den Slaven). Sie [bestehen aus] vielzähligen verschiedenartigen Stämmen."

Hierin wird also ähnlich wie in dem Berichte über die Hottentotten von der großen Ausdehnung der Slaven über einen weiten Raum hin gesprochen. Der letztere Bericht fügt aber ein für uns neues interessantes Moment hinzu, nämlich, daß sich Stämme des Nordens zwischen die Slaven eingedrängt haben und nunmehr „bis zu dieser Zeit zwischen ihnen wohnen." Die Worte: „Sie [be-

22) Ibrahim-ibn-Jakubs Bericht über die Slavenlande (nach Baron Rosen) bei Westberg in Mém. de l'Acad. Imp. des Sciences de St. Pet. III. Serie. Vol. III, 1898 S. 51.

stehen aus] vielzähligen verschiedenartigen Stämmen" können sich selbstverständlich nicht auf die Slaven, da ja diese als das Hauptsubjekt vom Berichterstatter als etwas Einheitliches betrachtet werden, beziehen, sondern nur auf die Stämme, die zwischen den Slaven wohnen und von denen einige sich der letzteren bemächtigt haben.

Das ergibt sich auch aus der Fortsetzung des Berichtes Ibrahims (S. 58), indem es heißt: „Und die bedeutendsten (mächtigsten) der Stämme des Nordens sprechen slavisch, weil sie sich mit ihnen vermischt haben, wie z. B. die Stämme al-Tschkin und Anklij und Badschanakia und Rus und Chasaren."

Dadurch, daß Gemeinschaften aus Norden sich mit den Slaven auch vermischt haben, sind nunmehr Gebilde entstanden, die aus mehreren Horden zugleich bestehen und eben darum eine gewisse Macht gewonnen haben. Wir sehen also daraus, daß die Horden der Slaven unmöglich von vornherein zusammenhängend gewohnt haben können, sondern daß Räume von ihnen unbewohnt geblieben waren, die erst von Stämmen des Nordens später besetzt wurden. Wenn die nordischen Ankömmlinge noch Plätze unbesetzt fanden, deren sie sich bemächtigen konnten, so mußten die Slaven eben zerstreut wohnen. Daß dem so war, lehrt nicht blos der Tatsachenzusammenhang, sondern außerdem auch noch der Bericht des arabischen Reisenden. Denn Ibrahim fährt (S. 58) fort: „Wäre nicht ihre Zerrissenheit infolge der vielseitigen Verzweigungen ihrer Geschlechter und der Zerstückelung ihrer Stämme, so würde sich kein Volk auf Erden mit ihnen an Macht messen."

Wir wollen hier zunächst noch auf einen für die Geschichte der Entstehung der Völker sehr wichtigen Umstand aufmerksam machen, nämlich darauf, daß „die bedeutendsten Stämme des Nordens slavisch sprechen, weil sie sich mit ihnen vermischt haben." Das will besagen, daß die aus Norden eingewanderten Horden ihre Sprache zugunsten der Sprache der unterworfenen Horden (ganz?) aufgegeben haben, so daß wir also hier erkennen, wie die Interessen des Verkehrs zwischen verschiedenen Horden für die Sprachenfrage ganz andere sind als die Interessen der Machtentfaltung selbst. Wir können aber auch weiter daraus ersehen, daß schon bei der allerersten Vermischung von Horden, die zur Entstehung der Völker den Grund gelegt haben, das Sprachliche sich mit dem Physischen und Politischen keineswegs deckt.

Aehnlich also, wie wir es bei den Hottentotten beobachteten, die ursprünglich ohne Fürsten und höhere politische Organisation dahin-

lebten, sich aber mit dazwischen tretenden Scharen anderer Herkunft vermischten, waren die Slaven bis zur Ankunft der nordischen Scharen kein einheitlich politisch organisiertes Volk, sondern zerstreut lebende Horden, die sich durch innern Zuwachs über große Flächen Landes in gewiß sehr langen Zeiträumen ausgebreitet haben und zwar, wie wir später noch sehen werden, durchweg auf der wässerigen Ebene. Diese Vereinzelung ist ein Charakteristikum aller der Horden, welche man unter verschiedenen Namen und darunter auch unter der Bezeichnung Slaven in der historischen Völkerkunde kennt. Deshalb schreibt auch Prokop:[23]) Sparsim et raro positis tabernaculis regionem obtinent: quo fit, ut magnum occupent spatium. Et vero ulterius ripae Istri partem maximam habent.

Auch von den Slovenen (ἑπτὰ γενεαὶ τῶν Σκλαβηνῶν der Annalen) in Makedonien heißt es:[24]) „Alle diese Slovenenstämme waren räumlich arg zersplittert, durch griechische und romanische Sporaden zersetzt, auch wohl mundartlich von einander geschieden, und politisch bildeten sie niemals eine vollständige Einheit... In die zersplitterten Slovenenstämme brachten zunächst die türkischen Hunnobulgaren von jenseits der Donau ein festeres politisches Gefüge, wie ja den Türken von jeher eine gewisse staatenbildende Kraft innewohnt. Rund 680 unterjochte der Bulgaren-Chan die sieben Slovenenstämme des Hämusgürtels bis Sirmium . . . Es dauerte nicht lange, so war der herrschende Türkenstamm, schwach an Zahl, in den Slovenen aufgegangen; diese jedoch behielten auch nach ihrer Christianisierung (870) den Namen ‚Bulghar' bei." [25])

Es wird uns jedes Verständnis für das Problem der Völkerentstehung und Völkerverwandtschaft und damit für die gesamte Ethnographie entgehen, wenn wir nicht einen Unterschied machen zwischen jenen Völkerelementen, welche sich seit alten Zeiten über große Erdräume hin „räumlich zersplittert" ausgebreitet haben, und jenen Völkerelementen, welche später sich auf den frei gebliebenen Räumen eingedrängt haben. So wenig jemals die Tupi Südamerikas ein Volk gewesen sind, so wenig sind es die Slaven gewesen. Doch um dies in

23) bei Stritter, Memoriae populorum, Petropoli 1774, II. 29.

24) Daß hier freilich manches mythisch ist, entgeht mir nicht. Darüber an einem andern Orte.

25) W. Tomaschek, Die heutigen Bewohner Macedoniens. In den Verh des neunten Deutschen Geographentages zu Wien, Berlin 1891 S. 116, 117. Nach Vita S. Clementis 2: τὸ τῶν Σθλοβηνῶν γένος εἰτ' οὖν Βουλγάρων.

seiner ganzen Bedeutung begreifen zu können, wird es notwendig sein, daß wir zuvor noch einzelne Merkmale kennen zu lernen suchen, welche das Zerstreut- und Durcheinanderwohnen der Horden charakterisieren.

Es ist aufmerksamen Beobachtern des Völkerlebens nicht entgangen, daß ebenso, wie Völkerstämme mit selbständigen Sprachen und Sitten bunt durcheinander wohnen, auch die verschiedene Bauart der Häuser und Hütten, bezw. die Verschiedenheit der Dorfanlagen bunt zerstreut in Erscheinung tritt. Wir sahen ja schon bei den am Wasser wohnenden Tupi, daß sie sich durch ihr Langhaus von den mitten unter ihnen wohnenden Stämmen unterscheiden. So teilt Stanley in einem Briefe (abgedruckt im Globus 55, S. 284) der Londoner Geographischen Gesellschaft mit: „Die Nejambi-Schnellen bilden den Scheidepunkt zwischen zwei verschiedenen Bauarten und zwei verschiedenen Sprachen. Unterhalb der Schnellen gibt es kegelförmige Hütten, oberhalb lange, gradlinige Dörfer mit viereckigen, einzeln stehenden Häusern, welche von Palliſaden umgeben sind, die zur Verteidigungsstärke des Dorfes sehr beitragen." Ebenso macht Karl Sapper auf Folgendes aufmerksam:[26]) „Die altindianischen Bauten im nördlichen Mittelamerika zeigen in verschiedenen Teilen dieses Gebietes eine ungemein große Mannigfaltigkeit, sowohl in bezug auf die Anordnung, als auf die Struktur der einzelnen Bauten. Bei genauerer Untersuchung findet man eben, daß die Bauten bestimmter Gegenden besondere Eigentümlichkeiten aufweisen, welche ihnen allen gemeinsam sind, den Bauten benachbarter Gebiete aber fehlen."

Aehnliche Mitteilungen, aus denen hervorgeht, daß gewisse Bauten nur auf ganz besonderen Kleinsträumen (geographischen Individuen) zu beobachten sind, lassen sich in großer Anzahl aufführen. Da aber Materialanhäufung die Darstellung schleppend macht, ziehe ich es vor, lieber einen zusammenhängenden Bericht vorzuführen, der uns Stoff zu einer Analyse darbietet. Außerdem aber können gelegentliche Bemerkungen nicht den Wert beanspruchen, wie ein Bericht mit vielen einzelnen Merkmalen.

Zu den wenigen Forschern, welche die Bauweise und Form der Hütten in ihrer Bedeutung für das Problem der Völkerverwandtschaft erkannt haben, gehört der Leipziger Gelehrte L. Höſel, der sich[27])

26) Altindianische Ansiedelungen und Bauten im nördlichen Mittelamerika. Im Globus 68, Braunschweig 1895 S. 187.

27) Im Globus 66, 1894 S. 380.

darüber, wie folgt, ausspricht: „Die Hüttenform bleibt ein wichtiges Moment bei der Frage nach der Abstammung und Verwandtschaft der einzelnen Völker. Es wäre falsch, sie einfach zu ignorieren. Sie ist keineswegs etwas Zufälliges und durchaus nicht so wandelbar, als es zuweilen scheint. Alle Völker halten mit großer Zähigkeit an der einmal ererbten und seit Jahrhunderten geübten Bauweise fest, eben weil sie mit ihren Gewohnheiten aufs engste verknüpft ist, weil sie ein gut Teil des geistigen Schaffens und somit gleichsam ein Stück Kulturgeschichte eines Volkes verkörpert. Wie fest gewurzelt die Bauweise bei wilden oder halbwilden Völkern ist, das beweist z. B. das Wort Livingstones, welcher an einer Stelle (I. 53) darüber klagt, daß seine afrikanischen Arbeiter zum Hausbau ‚nicht viel helfen können', da sie ‚eine seltsame Ungeschicklichkeit besitzen, etwas viereckig zu machen; denn ihre Hütten sind rund'. Sofern nicht eine hohe Kultur ihrem Geiste ein vollständig neues, bisher ungeahntes Reich des Denkens und Fühlens öffnet und sie zu fesseln imstande ist, bewahren sie die ihnen eigentümliche Bauweise unbeschadet aller Stürme des Lebens und aller mächtigen äußeren Einflüsse, sodaß der Reisende aus der Ferne schon an der veränderten Bauart erkennt, daß er sich den Wohnsitzen eines andern Stammes nähert. Orte, welche von Angehörigen verschiedener Völker bewohnt werden, zeigen meist auch verschiedene Hüttenformen auf. Interessant ist nach dieser Seite hin Kintampo südwestlich von Salaga. Eine ganze Reihe von Völkern ist hier vertreten. Sowie sich jeder Stamm räumlich von andern geschieden hält, so ist auch jeder seiner ihm typischen Hüttenform und der Art, die Wohnungen zu gruppieren, treu geblieben. Die Rundhütten der Mandé und Dagomba sind streng von den langen, rechteckigen der Ligui gesondert, und diese scheiden sich wiederum von den ‚élégantes maisonnettes' der Aschanti; daran reihen sich die großen Bauten der Haussa u. s. f. Die von den Vätern überkommene Bauweise wird sogar bei großen freiwilligen und gezwungenen Wanderungen in ferne Länder beibehalten und auf lange Zeiträume hinaus treulich bewahrt. Den besten Beweis für diese Annahme liefern die bereits erwähnten Sklavendörfer."

Dr. Höfel hat sich in seiner „die rechteckigen Schrägdachhütten Mittelafrikas" betitelten Abhandlung die Aufgabe gestellt, der Verbreitung nur „jener Bauten" nachzugehen, welche in ihrem Aussehen

unsern Holzhäusern oder -Hütten ähneln, d. h. denjenigen Bauten, denen charakteristisch ist 1. das Giebeldach, 2. das Fehlen der Stockwerke und Treppen, 3. das Fehlen der Fenster, sodaß das Licht nur durch die Türöffnung einströmen kann, 4. wo die Wände nirgends aus Lehm oder einem ähnlichen Stoffe hergestellt werden und 5. das eigenartigste die straßenförmige, schnurgerade Anordnung der Häuser. „Ausgeschlossen bleiben" bei Höfel „die weitläufigen Lehmbauten der mohammedanischen Bevölkerung Afrikas, die oblongen Steinbauten der Tibbo und die Häuser und Häuschen, welche mittelbar und unmittelbar von Europäern oder deren Nachkommen herrühren. Auch die aus leichtesten Stoffen gearbeitete wandlose Hütte, welche ohnedies meist nur zum vorübergehenden Aufenthalte dient."

Nachdem nun Höfel aus den verschiedensten Reiseberichten die Verbreitung der rechteckigen Schräghütten im Wechsel der Formen sorgfältig festgestellt, sagt er in seinen Folgerungen (S. 379): „Sonderbar berührt es, daß das Gebiet (in welchem man diese Hüttenart vorfindet) mitten vom Kongo durchflossen wird, daß es sich geradezu — den Westen abgerechnet — mit dem Gebiete dieses Stromes deckt, wenn wir seinen Oberlauf und den seiner Nebenflüsse abschneiden. Es fragt sich nun, welches ist die Ursache der Verbreitung dieser Hüttenart? Hat hier lediglich der Zufall obgewaltet, vielleicht unterstützt durch das vorhandene Baumaterial? Oder deutet die Bauweise eine Verwandtschaft der umgrenzten Völkerschaft an? Hat vielleicht gar der Kongo in Verbindung mit seinen Hauptzuflüssen die Rolle eines Vermittlers (!) zwischen sich fremd gegenüberstehenden Völkern gespielt?"

Höfel meint, „möge der Zufall auch manches zuwege bringen, was unsere Bewunderung erregt, so sei es doch ganz undenkbar, daß hier nicht andere Faktoren weit mächtiger gewirkt haben sollten." Daß das Material in Verbindung mit dem Klima einen gewissen Einfluß auf den Baustil ausübe, dünkt ihm möglich, daß beide Faktoren aber zwingend wirkten, ließe sich nicht erweisen; denn es wäre ja sonst jede andere Stilart für dieses Gebiet ausgeschlossen. Dem sei aber keineswegs so. Ferner müßte die Grenze überall mit dem Wechsel des Materials, also auch mit der Verbreitung gewisser Pfanzen zusammenfallen, was aber nicht der Fall sei. Außerdem ließen sich sowohl eckige als auch runde Hütten aus gleichem Material herstellen, es frage sich nur, in welcher Art es verwendet werde. . . . Leicht könne man versucht sein, den Strömen einen großen Einfluß bei

der Verbreitung des Baustils zuzuschreiben. Wenn man aber bedenke, daß diese natürlichen Straßen nur in äußerst geringem Maße dem friedlichen Verkehr dienen, daß die meisten benachbarten Stämme sich feindlich gegenüberstehen und sich gegenseitig abzuschließen suchen, wenn man weiter erwäge, daß der Verkehr auf einem Flusse den Besitz von Fahrzeugen, also eine Kulturstufe voraussetze, auf welcher sich ein bestimmter Baustil bereits herausgebildet habe, so werde man den Einfluß dieser Wasserwege nicht gar hoch anschlagen können.

Auch die Meinung, daß die Hüttenform, sich gleichsam durch ihre Vortrefflichkeit von selbst empfehlend, von Stamm zu Stamm gewandert sei, habe manches für sich. Doch stehe dieser Meinung eben jenes sich abschließen der Völker hindernd entgegen. In vielen Gegenden ändere sich ohne jeden Uebergang die Hüttenform genau an der Linie, an welcher die Siedelungen eines andern Volkes beginnen. Dies sei besonders in Ost- und Nordkamerun der Fall, wo dem Wanderer mit der Rundhütte zugleich ein vollständig anders geartetes Völkerleben entgegentrete. Religion, Sitte, Lebensweise wechselten mit einem Schlage.

Wie bemerkt, hat Dr. Höfel sich nur die Aufgabe gestellt, eine einzige Hüttenform, „die rechteckigen Schrägdachhütten Mittelafrikas," deren „eigenartigstes die straßenförmige, schnurgerade Anordnung der Häuser" ist, zu beschreiben. Ihn berührt es sonderbar, daß sich diese Hütten nur zu Seiten des Kongostromes zeigen, wenn man seinen Oberlauf und seine Nebenflüsse abschneidet. Aber er glaubt weder dem Material, noch dem Klima, noch dem Strom selbst einen Einfluß zuschreiben zu dürfen, „weil sonst jede andere Stilart für dieses Gebiet ausgeschlossen wäre," insbesondere dem Strome auch deshalb nicht, weil „die meisten Nachbarstämme sich feindlich gegenüberstehen und sich gegenseitig abzuschließen suchen."

Aus der ganzen Situation, in die uns Höfel führt, ergibt sich, daß wir es auch hier in der von ihm beobachteten Landschaft mit einem Durcheinanderwohnen sich feindlich gegenüberstehender und sich abschließender Stämme zu tun haben. Setzen wir unsere aus dem von uns oben analysierten Völkermaterial gewonnene Erkenntnis, nämlich daß jedes ethnographische Individuum seinen geographischen Standort in Gestalt seines Wohnraums hat, hier ein und kombinieren wir sie mit der aus Höfel's Material zu schöpfenden Erkenntnis, daß mitten in dem Durcheinanderwohnen die von Höfel beobachtete Hüttenform zerstreut zu beobachten ist, so erlangen wir als Drittes die

Einsicht, daß ebenso wie jedes Völkerelement sein geographisches Individuum hat, auch jedes ethnographische Individuum durch eine ganz bestimmte Hüttenform charakterisiert wird.

Nur fehlt Höfel, wie es bei der Beschränktheit seines Materials auch nicht anders zu erwarten ist, die Einsicht in den inneren Zusammenhang. Er weist dem „Kongo in Verbindung mit seinem Hauptflüssen die Rolle eines Vermittlers zwischen sich fremd gegenüberstehenden Völkern" zu, während der Fluß bei einer ethnographischen Untersuchung gar nicht als „Vermittler" in Betracht kommt. Der Fluß in seiner Bedeutung als Verkehrsvermittler hat zu der Zeit, wo infolge der Ueberfüllung der Wohnung durch Spaltung der Horde eine neue Ansiedelung erforderlich war, gar keinen Einfluß geübt.

Die Erscheinung, daß die am Wasser bezw. an den Flußufern wohnenden Stämme eine viel größere Aehnlichkeit unter sich aufweisen, als die zwischen ihnen etwas seitabwärts wohnenden Stämme, ist uns zu allen Zeiten berichtet worden. „Könnte man mit einem Dampfer von Equatorville am Kongo nach Indesura am oberen Ituri fahren," schreibt z. B. Henry M. Stanley,[28]) „und die verschiedenen Gemeinden an den Flußufern vom Deck aus betrachten, so würde den Passagieren nicht nur die Aehnlichkeit der Kleidung und Ausrüstung, sondern auch die Hautfarbe auffallen, während, wenn eine Kolonie von Sudanesen, Sansibariten und Wandjamwesi zufällig irgendwo dazwischen läge, der Fremde dieselbe leicht als nicht den Eingeborenen gehörig herausfinden könnte . . Die Bewohner des wirklichen Waldes sind von viel hellerer Färbung als diejenigen des Graslandes. . . . Ueberschreitet man die Grenze des Waldes und betritt das Grasland, so bemerkt man sofort, daß die Stämme eine viel dunklere Farbe haben."

Da Höfel der Begriff und die Bedeutung der Horde fehlt, spricht er sich dahin aus, „eine der ersten Fragen, die sich dem Beurteiler (der von ihm vorgeführten Erscheinungen) aufdränge, sei die, ob denn wohl die Verschiedenheit der Hütten mit der Gruppierung der einzelnen Völkerstämme, beziehentlich Rassen eine Uebereinstimmung erkennen lasse. Ein Blick auf die (seiner Untersuchung beigegebene) Karte zeige freilich, daß sie mit der ethnographischen nicht überall in Einklang stehe. Denn, um eins hervorzuheben, während

28) Im dunkelsten Afrika. Aus dem Englischen von Wobeser II. Leipzig 1890 S. 90.

die Bantufamilie zwei durchaus verschiedene Hüttenformen aufweise, schließe sich die südliche Gruppe derselben in ihrer Bauweise den Sudannegern an, von denen sie durch ungeheure Flächen geschieden ist, welche aber gerade von einer anderen Hüttenformen huldigenden nahe verwandten Gruppe bewohnt werden. Indessen sei nicht zu übersehen, daß seit den frühesten Kulturperioden im Osten noch Raum genug für den Austausch geistiger und materieller Güter zwischen den verschiedenen Völkerfamilien übrig blieb. Außerdem hätten die Bantu die Rundhütte selbständig und durchaus weiter entwickelt."

Nur weil die von Höfel aufgeworfene Frage, ob die Verschiedenartigkeit der Hütten mit der Gruppierung der einzelnen Völkerstämme eine Uebereinstimmung erkennen lasse, falsch gestellt ist, muß ein Blick auf seine Karte ihm zeigen, daß sie mit der ethnographischen nicht überall in Einklang steht. Unter „ethnographisch" versteht Höfel im gegebenen Falle „sprachlich". Nun bilden aber die Bantuvölker ebenso wie die Sudanvölker nur Spracheinheiten (sog. Sprachfamilien). Ob eine Spracheinheit auch zugleich eine ethnographische Einheit sei, muß so lange als ein ungelöstes Problem betrachtet werden, als nicht die Frage beantwortet ist, wie Völker entstehen.

Wenn „die Hüttenform" nach Höfels eigener Ansicht „ein wichtiges Moment bei der Frage nach der Abstammung und Verwandtschaft der Völker ist", und wenn er findet, daß „die Bantufamilie zwei durchaus verschiedene Hüttenformen aufweise", so wird er sich sagen müssen, daß er entweder seine Ansicht fallen lassen muß, daß die Hüttenform geeignet sei, die Frage nach der Abstammung und der Verwandtschaft der Völker zu bestimmen, oder daß er genötigt ist, der Ansicht fern zu bleiben, daß durch sprachliche Einheit Abstammung und Verwandtschaft der Völkerstämme zu erweisen sei. Denn beides schließt einander aus. Verharrt Höfel bei der ersteren Ansicht, nämlich daß die Hüttenform auf Verwandtschaft und Abstammung hinweise, dann muß er zugeben, daß, weil die Bauart einiger Bantuhorden dieselbe ist, wie bei einigen Sudanhorden, diese Horden mit gleicher Bauweise, trotzdem „sie durch ungeheure Flächen geschieden sind", einander näher verwandt sind, als die Horden mit verschiedener Hüttenform trotz ihres nahen Aneinanderwohnens und ihrer Spracheinheit, sowohl bei den Bantuvölkern als auch bei den Sudannegern. Nimmt Höfel aber an, daß alle Horden mit gleicher Sprache als einander verwandt zu betrachten sind, so sind einerseits alle Horden, welche die Sudansprache sprechen, trotz ihrer verschiedenen Hüttenformen einander näher ver-

wandt als die Horden unter den Bantuvölkern, trotzdem einige derselben gleiche Hüttenformen wie einige Horden der Sudanvölker haben.

Höfel referiert dann weiter, „in einigen Ländern sei ein förmliches Ineinanderfließen der beiden Bauweisen entstanden, so daß es zweifelhaft erscheine, welche von beiden denn eigentlich die vorherrschende sei. . . Häufig bildeten öffentliche Gebäude eine Ausnahme von der Regel. Wo die Wohnhäuser rechteckig gehalten seien, erblicke man oft am Ende des Ortes oder am Hauptplatze ein oder mehrere große, kegelförmige Gebäude, und umgekehrt hätten die Versammlungshallen in Gegenden, wo die kreisförmige Anlage herrsche, nicht selten einen rechteckigen Grundriß. So erzähle Schweinfurth von den Mangbuttu, daß sie zuweilen auch sehr große Kegelhütten errichten, welche als Vorratshäuser oder als Ställe dienen. Alle ihre Wohnhäuser jedoch seien rechteckig (II. 127). In der Residenz Muata Jamwos in Majakka seien sämtliche Gebäude mit Ausnahme der beiden königlichen Warenhäuser und des Sklavenviertels von rechteckiger Form (Büttner, Reisen durch d. Kongogebiet S. 147). Am Kongo habe Stanley in einer Gegend, wo sonst nur oblonge Hütten zu sehen waren, einen Götzentempel mit konischem Dach gefunden, und später am Aruwimi ein Dorf (Bakoba), welches außer 210 kegelförmigen Hütten vier viereckige Schuppen enthielt, die als Versammlungsräume und Schmiede dienten. Doch genug der Beispiele. Stehen diese Gebäude auch betreffs ihrer Form vereinsamt da unter ihrer Umgebung, so wollen sie dennoch gleichsam als Vorboten betrachtet sein, welche ankündigen, daß in nicht allzu großer Entfernung eine andere Bauweise gepflegt wird."

Endlich findet nach Höfel „eine seltsame Verteilung (der Bauten) bei den Ton statt. Während die rechteckigen und quadratischen Hütten von den Angehörigen männlichen Geschlechts (verheirateten und unverheirateten) bewohnt werden, bleiben die runden ‚im allgemeinen' den Frauen reserviert". Und er fügt hinzu, „es dränge sich hierbei die Frage auf, ob dies nicht auf siegreich geführte Vernichtungskriege und infolgedessen auf eine starke Zufuhr von Sklavinnen hindeute, zumal bei vielen Völkern Afrikas der Hausbau ausschließlich Sache der Frauen sei. Jedenfalls seien die Rundhütten bei den Ton so zahlreich, daß dieses Volk zur Gruppe der Komono und Dokhosié gezählt werden müsse. Dasselbe gelte von den Pakhalla, welche in ihrem Hüttenbau fast alle umwohnenden Völker nachahmen."

Der aufmerksame Leser wird finden, daß das zerstreute Vorkommen von Bauten verschiedener Art auf einem engen Raum dicht beieinander ein Problem für sich bildet, aber auch zugleich schon ahnen,

daß dieses Problem nur im Zusammenhange mit anderen Problemen gelöst werden kann, so daß also jede einzelne Frage im Völkerleben nur durch eine systematische Beobachtung des gesamten Völkerlebens beantwortet werden kann.

Jede ethnographische Betrachtung muß nach dem Dargelegten von den geographischen Individuen der kleinsten auf ihnen wohnhaften ethnischen Elemente ausgehen. Je schärfer unsere Analyse der Völker in ihre Elemente ist, und je mehr wir dabei den geographischen Wohnraum berücksichtigen, ein desto größeres Verständnis werden wir für die ethnographischen Eigentümlichkeiten, mögen sie in körperlichen Eigenschaften, in Sitten und Gebräuchen oder einzelnen Gegenständen bestehen, gewinnen.

Was nützen uns alle ethnologischen Bestimmungen körperlicher Merkmale, wenn wir nicht zuvor das Problem der Völkerverwandtschaft geographisch gelöst haben? Wir untersuchen eine Menge Schädel in einer größeren Landschaft, weisen diese Landschaft irgend einem Volke zu, das unserer Idee nach diese Landschaft bewohnt haben soll und sprechen alsdann z. B. von germanischen, slavischen, lettischen, esthnischen u. s. w. Schädeln, ohne zuvor untersucht zu haben, aus welchen Horden das Volk, dem wir die Schädel zuweisen, entstanden ist. Hierbei muß die Geographie die Führerin sein, aber nicht die Geographie im Sinne Ratzel's, die wohl von „räumlichen Aufgaben" spricht und von einer „Raumbewältigung als Volkseigenschaft", von einem „Raumelement in geschichtlicher Größe", vom „Raum im Geiste der Völker", ja sogar von einer „Schule des Raums" und „Raumtendenzen" und dgl. zu reden weiß, aber von einem „Wohnraum der Horde", weil ihr der fruchtbare Begriff Horde in ihrem reinen Ideenleben durchaus unbekannt geblieben ist, absolut nichts weiß.

Jede Schädeluntersuchung hat dem, der sich damit befaßte, bei genauerem Studium in irgend einer Landschaft immer bisher gezeigt, daß, was im ersten Moment homogen erschien, eine erstaunlich große Verschiedenheit der charakteristischen Formen aufwies. So hat uns G. Sergi (die Menschenvarietäten in Melanesien 1892) dargetan, daß die Papua genannte Bevölkerung aus vielen morphologischen Varietäten besteht und daß die geographische Verbreitung derselben nicht auf die sog. Papuaterritorien beschränkt ist, sondern daß sie über ganz Melanesien, in bisheriger Begrenzung, und Australien verbreitet sind, mit Ausstrahlungen nach Polynesien und Mikronesien, nach den Inseln westlich von Neu-Guinea und nördlich von Australien und bei einigen selbst bis auf die Andamanen.

Auf die interessanten Untersuchungen Professor Sergi's näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur sei auf das Resultat hingewiesen, was Schmelz[29]) in die Worte zusammenfaßt: „Aus der Beschreibung der einzelnen Varietäten geht schon heute hervor, daß bestimmte Formen an gewisse Lokalitäten gebunden sind. Für die Kenntnis der geographischen Verbreitung der Spezies Mensch ist dies von nicht geringem Interesse." Statt bei Ausgrabungen die Schädel Nationen oder Völkern, sollte man sie lieber vorläufig den geographischen Individuen zuweisen und darnach durch Vergleichungen untersuchen, ob nur Zufall sie an die Fundstätte gebracht hat.

Manche Sitten und Gebräuche, z. B. die Tätowierung, das Ausbrechen der Zähne, das Durchlöchern der Nase, das Tragen von Armringen und dergleichen mehr werden uns in einem ganz andern Lichte erscheinen, wenn wir sie unter den Gesichtswinkel des ethnographischen Individuums in Verbindung mit der Wohnlagerung und Beschäftigung der Horden, bei denen wir sie vorfinden, setzen. Der Geograph, welcher für meine Behauptung, daß nur bei gewissen Horden Armringe getragen werden, nur eine höhnische Bemerkung hatte, beweist dadurch nur, daß er in dieser Richtung tiefere Studien nie versucht, geschweige denn gemacht hat.

Vergeblich hoffte v. Jhering[30]) unter den Malaien „die Entwirrung der jetzt vielfach gemischten Volks- und Rassenelemente der Inselwelt" an der Hand der Verbreitung verschiedener Arten der Zahnfeilung herbeiführen zu können, vergeblich deshalb, weil er nicht streng geographisch verfuhr und die Bevölkerung nicht horden weise nach ihrem geographischen Individuum untersuchte, sondern nur die größere Landschaft ins Auge faßte. Freilich konnte sich alsdann für seine Erkenntnis nur das herausstellen, daß die verschiedenen Arten der Zahnfeilung ohne strenge Regel verbreitet sind. Die Ethnographie würde auch bei derartigen Erscheinungen zu einer besseren Erkenntnis gelangen, wenn sie nicht mit fertigen Ideen an die Betrachtung der Völkererscheinungen heranträte, sondern wenn sie umgekehrt durch eine exakte Analyse der größeren Völkergebilde in irgend einer Landschaft die Erscheinungen durch ihre Merkmale zu begreifen bestrebt wäre. Um Gewinnung von Begriffen aus tatsächlichen Merkmalen, nicht aber um Beurteilung der Erscheinungen aus aprioriſchen Ideen kann es sich in der Ethnologie handeln.

29) Internationales Archiv für Ethnographie VIII (1895) S. 37.

30) Zeitschrift f. Ethnologie XIV S. 213 ff.

Zu solchen Ideen, die ganz oberflächlich von außen in die Völkerbetrachtung hineingezogen werden, rechne ich die immer beliebter werdenden „Kulturkreise“ oder „Kulturgemeinschaften“, mit denen auch Ratzel operiert, indem er sagt: „Völker verschiedenen Ursprunges tragen gleiche, Völker ähnlichen Ursprunges ungleiche ethnographische Merkmale. Die Ethnographie führt nicht auf Stammverwandtschaften, sondern auf Kulturgemeinschaften.“ [31]) Es wäre interessant, wenn Ratzel für seine These auch zugleich den Beweis geliefert und uns an der Hand der Tatsachen gezeigt hätte, daß Völker ähnlichen Ursprungs ungleiche ethnographische Merkmale trügen. Denn wir würden es, wenn Ratzel recht hätte, mit einem Gesetze zu tun haben, das im Weltall ganz isoliert dasteht und alle bisherige Logik Lügen straft. Denn die Logik lehrt: was verschiedenen Ursprunges ist, ist auch ungleich in seinen Merkmalen. Lassen wir uns von der Idee leiten, daß die Ethnographie nicht auf Stammesverwandtschaften, sondern auf Kulturgemeinschaften führt, dann wird die Ethnographie überflüssig und wird zur Kulturgeschichte. Denn wozu sollen wir die ethnischen Gebilde noch untersuchen, wenn zwischen ihnen eine Stammverwandtschaft nicht nachweisbar ist?

31) Friedr. Ratzel, Anthropogeographie II S. 642 ff.

Zweiter Abschnitt.

Die Entstehung und Entwickelung der ethnischen Gebilde im allgemeinen.

Wir haben im vorigen Abschnitt wiederholt bemerkt, daß man eine Sache nicht begreifen kann, wenn man sie nicht zugleich in ihrer Entstehung kennt, und ich meine daher, daß man auch für die Verwandtschaft der Völker erst dann ein richtiges Verständnis wird gewinnen können, wenn man weiß, wie Völkerverwandtschaft e n t s t e h t. Die Entstehung der letzteren aber kann nur derselbe Prozeß sein, durch welchen Völker entstehen.

Die Frage nach dem Werden der Völker muß überhaupt die erste Frage für jeden sein, der sich eingehender mit Völkerkunde beschäftigen will, und es sollte kein wissenschaftlicher Vertreter derselben eher zu schriftstellern beginnen, bevor er nicht über die Völkerentstehung eingehendere Studien gemacht hat. Eingehende Studien sind aber solche, die in die Tiefe der Einzelheiten dringen. Was nützen alle sogenannten großen Gesichtspunkte zur Beantwortung der obigen Frage? Sie sind eitel Blendwerk und werden immer nur dem imponieren, der noch in keiner anderen Wissenschaft die Erfahrung gemacht hat, daß das erkennende Denken nur in der Zergliederung des Stoffes überhaupt erstarken kann.

Es würde um die Ethnologie besser stehen, wenn man, statt zuerst von oben herab, vom Allgemeinen zum Besonderen, zunächst von unten hinauf vom Besonderen zum Allgemeinen zu gelangen versucht haben würde. Wir sind uns in der Ethnologie noch nicht einmal über die einfachsten Grundbegriffe klar und leiden unter einer wechselnden Terminologie wie in keiner anderen Wissenschaft. Was der Eine mit Stamm bezeichnet, nennt ein Zweiter Horde, ein Dritter Familie, ein Vierter Clan, ein Fünfter Geschlechtsgenossenschaft, ein Sechster u. s. w. Sippe, Gens u. s. w. Und da man das völkerkundliche Material für die meisten Arbeiten einfach nur zusammenstoppelt, wie die Bericht-

erstatter es gerade bieten, so wird in dieser Hinsicht ein wahrer Wirrwarr geschaffen.

Verlangt schon das Interesse derer, die sich in der gewöhnlichen Umgangssprache verständigen wollen, daß ein Wort in gemeinverständlicher Weise gebraucht wird, so verlangt die Wissenschaftssprache eine einheitliche Benennung noch viel mehr. Denn *in der Wissenschaft handelt es sich in erster Linie um Begriffe*. Jeder Fortschritt in der Wissenschaft läßt sich im letzten Grunde auf einen Fortschritt der Begriffsbildung zurückführen. Wer etwas, was man bisher nicht begreifen konnte, so begreiflich macht, daß es über allem Zweifel erhaben ist, hat die Wissenschaft gefördert; denn er hat einen Begriff zu Tage befördert. Jeder Begriff bedarf einer Benennung. Der Begriff muß gebildet sein, ehe er benannt wird. Jeder falsche Sprachgebrauch beruht meist nur auf einer Unklarheit und Verwirrung der Begriffe.

Daher muß jede echt wissenschaftliche Terminologie auf Begriffen gegründet sein. Ein Begriff im wissenschaftlichen Sinne erfordert aber, *daß das Mannigfaltige in ihm zur Einheit verknüpft sei*. Es ist unmöglich, einen Gegenstand von allen anderen Gegenständen zu unterscheiden, wenn man nicht eine deutliche Vorstellung von seinen *Merkmalen* gewonnen hat. Aber nicht die Summe der Merkmale *charakterisiert* einen Gegenstand, weil ein Gegenstand auch gleiche Merkmale mit einem anderen Gegenstande haben kann. Ein Gegenstand kann vielmehr nur durch *das Merkmal charakterisiert werden*, welches *außer ihm keinander* Gegenstand mehr hat. Dieses Merkmal ist sein Grundmerkmal und charakterisiert sein Wesen. Das Grundmerkmal einer Sache bezeichnet zugleich ihren Urzustand. Denn der Urzustand einer Sache oder der Grund der Sache ist die Sache selbst, herausgelöst aus dem Wechsel der sie begleitenden Umstände.

Was eine Sache umsteht, was an ihr Umstand ist, kann immer nur als etwas Aeußerliches betrachtet werden, d. h. als eine Einwirkung anderer Sachen auf sie. Fassen wir die Sache als Subjekt auf, so sind dessen Umstände seine Prädikate. Insofern aber auf eine Sache nur etwas einwirken kann, was selbst Sache ist, so sind jene Prädikate für sich betrachtet ebenfalls nur Subjekte. Je nach der Einwirkung der verschiedenartigen Sachen auf eine bestimmte einzelne Sache muß diese Sache in verschiedenen Erscheinungsformen zu Tage treten. Die Erscheinungsformen einer Sache sind ein Subjekt mit einer Anzahl von Prädikaten, und ich werde von einer Sache erst dann einen

wahren Begriff haben können, wenn ich nicht nur das Wesen der Sache selbst, sondern auch das Wesen aller derjenigen Sachen kenne, welche als Modifikationsfaktoren auf jene Sache eingewirkt, d. h. deren Erscheinungsformen hervorgebracht haben. Jede Erscheinungsform ist, weil in ihr ein Verhalt (status) mehrerer Sachen zu einander liegt, ein Sachverhalt (status rerum).

Man kann somit eine Sache nur aus ihren Erscheinungsformen begreifen. Sind Erscheinungsformen Sachverhalte und besteht ein Sachverhalt in einem Verhältnis mehrerer Sachen zu einander, so muß derjenige, der die Sache aus ihren Erscheinungsformen begreifen will, sich streng an die Sachen halten. Weil aber die Sachen nur durch Merkmale gekennzeichnet werden, so beruht jeder selbständige Urteilsprozeß auf einer Untersuchung der Merkmale. Nur wer sich streng an die Merkmale hält, wie sie in den Erscheinungsformen gegeben sind, gelangt zu klaren Begriffen. Wer aber Einflüsterungen von außen in Form von Ideen, die ihm von Anderen übermittelt worden, sein Ohr leiht, gerät in eine geistige Verwirrung, die ihn, wenn er die Fähigkeit verloren hat, sie als solche zu erkennen, schließlich unfähig macht, einen Sachverhalt, und möge er ihm von anderer Seite noch so klar dargestellt werden, zu verstehen.

Der Begriff ist im Gegensatz zur Idee, die ein Zustand ist, immer ein Prozeß. Der Begriff wird zur Idee, wenn der Prozeß abgeschlossen und das bis dahin Erreichte in der Anschauung fixiert wird. In den allermeisten Fällen arbeiten wir mit überlieferten Ideen und wir tun gut daran, uns ihrer zu bedienen, weil dadurch der Erkenntnisweg für uns abgekürzt wird. So lange die Ideen es uns ermöglichen, mit ihnen Alles einzusehen und zu erklären, was uns bei unserer Forschung begegnet, hat das Arbeiten mit Ideen seine Berechtigung. Wenn aber die überlieferten Ideen ihren Dienst versagen und wir mit ihrer Hilfe eine Menge von Erscheinungen absolut nicht mehr erklären können, dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo man die schwierige Arbeit eines neuen Urteilsprozesses vornehmen muß. Ja, sie wird für den ernsten Forscher geradezu zur Pflicht. Die Einsicht, ob ein neuer Urteilsprozeß zur Erkenntnis gewisser Erscheinungen erforderlich ist, unterscheidet den Gelehrten vom Dilettanten.

Die Idee, weil sie ein reiner abgeschlossener Zustand des Geistes, nicht wie der Begriff werdend ist, bleibt ihrem Inhalt und Umfang nach das was sie ist und kann über sich selbst nie hinauskommen.

Die Idee ist eben indifferent gegen alles, was an sie herantritt. Wenn nun in einer Wissenschaft sich Schulen gebildet haben, die nur in Ideen leben, so bringt dies für die betreffende Wissenschaft Stagnation, die für sie gefahrvoll wird, wenn als Begleiterscheinung die Vielschreiberei hinzukommt. Die Vielschreiberei ist überhaupt die Folge des Arbeitens mit Ideen. Denn wer mittels einer übernommenen Idee Erscheinungen zu erklären sucht, kann selbstverständlich viel schneller schreiben als derjenige, der mühsam an den Merkmalen der Erscheinungen zu finden sucht, was die Sachen sind und wie sie auf einander einwirken. Das Gefahrvolle liegt aber zuhöchst darin, daß, wer nie gelernt hat, Begriffe zu entwickeln und von Jugend auf nur mit überlieferten Ideen an die Welt der Erscheinungen herangetreten ist, regelmäßig das Verhältnis der Subjektivität zur Objektivität verkennt. Es tritt bei ihm eine Disharmonie ein zwischen dem Gedankennetz, welches sich der Vorstellende selber macht, und der wirklichen Anschauung des objektiven Zusammenhangs. Seine Vorstellungen bewegen sich in leeren Abstraktionen und selbstgemachten Ideenassociationen und die Folge ist, daß er die wissenschaftlichen Probleme verkehrt stellt. Selbstbewußtsein und Verstand sind zwar bei ihm oft in hohem Grade entwickelt, aber es fehlt ihm an Klarheit des objektiven Bewußtseins und an lebendiger Einbildungskraft.

Da der in Ideen Befangene ganz außerhalb der Tatsachenmerkmale steht, so vollzieht sich seine Tätigkeit immer außerhalb des Tatsächlichen; er sucht durch schärferes Raisonnement den Knoten zu entwirren, aber je mehr er dies tut, desto mehr Verworrenheit entsteht. Da er sich alles im Kopfe zurecht gelegt hat und ihm alles zu stimmen scheint, fühlt er sich überlegen in dem Wahne seiner Ueberzeugung und ist für alles Tatsächliche blind. Ein objektiver Zusammenhang existiert für sein rein subjektives Bewußtsein nicht, weil ihm das Wesen der Tatsachen selbst nicht bekannt ist.

So gibt es unter denjenigen, die sich mit Völkerkunde beschäftigen, nicht wenige, die in jedem Berichte über Völkerleben eine reine Tatsache erblicken, d. h. jeden völkerkundlichen Bericht als reine völkerkundliche Tatsachen ansehen. Aber in einem Berichte ist stets zweierlei enthalten: erstens die Tatsache selbst und zweitens die Auffassung der Tatsache; jenes ist das objektive, dieses das subjektive Moment. In dem allereinfachsten Berichte, z. B. „die Sonne geht auf", liegt stets ein subjektives Moment, ein Bestandteil meiner Erkenntnis, mit dem ich die Erscheinung auffasse. Nur weil in meiner Erkenntnis die Sonne sich bewegt, lasse ich sie aufgehen.

Wenn zwei Beobachter von zwei verschiedenen Ideen bei der Beobachtung eines und desselben Gegenstandes geleitet werden, so müssen zwei verschiedene Berichte zum Vorschein kommen. Denn jeder derselben wird bei der zu beobachtenden Erscheinung nur auf die Bestandteile achten, welche in seiner Idee festgelegt sind. Je nach dem Inhalt und Umfang der Idee wird der Eine in seinen Bericht etwas aufnehmen, was der Andere ausläßt, so daß es den Anschein gewinnt, als hätten beide Beobachter zwei verschiedene Beobachtungsobjekte vor sich gehabt. Der Anschein wirkt um so stärker, wenn die beiden analogen Erscheinungen örtlich und zeitlich auseinander gerückt sind.

Die Unkenntnis vom Wesen der Tatsache trägt die Schuld, daß man die völkerkundlichen Berichte falsch verwertet. Indem man den subjektiven Erkenntnisbestandteil aus letzterem *vor* deren Benutzung nicht auslöst, bleibt, um nur überhaupt einen Zusammenhang herzustellen, nichts anderes übrig, als die einzelnen Berichte unter eine Idee zu bringen, die bereits fix und fertig vorhanden und somit ganz unabhängig von den Tatsachenmerkmalen gefunden worden ist. So entsteht der Glaube, „das Lesen und Deuten ethnographischer Tatsachen sei eine Kunst, die nur durch lange Beschäftigung mit diesen Dingen erworben werden könne", und man spricht von einem „geübten Blick und lange fortgesetzten Bemühungen die Fragen geistig zu beherrschen" (Heinrich *Schurtz*). Aber was sind denn der „geübte Blick" und jene „Kunst des Lesens und Deutens" anderes als eben *Ideen*, die man immer wieder von neuem in die Welt der Erscheinungen hinein trägt? Bei einer blos „langen Beschäftigung" wird man der Sache nie auf den Grund kommen, wenn man nicht die Sache selbst loslöst von der Idee, unter die sie der Berichterstatter gestellt hat.

Tritt der Ethnograph mit „geübtem Blick", der in jedem ethnographischen Bericht schon eine ethnographische Tatsache sieht, an diese Berichte heran, so entsteht in ihm der Wahn, er biete, wenn er die verschiedenen Berichte seinem Leser vorführt, verschiedene *Erscheinungs*formen seines Gegenstandes dar, während es sich doch nur um verschiedene *Auffassungen der Berichterstatter* über dieselbe Erscheinungsform handelt. Die Erscheinungsformen einer Sache sind aber, wie wir schon oben erörtert haben, nur das Verhalten der *Sache* zu anderen *Sachen*, d. h. die Sache mit ihren sachlichen Umständen.

Wenn eine Sache nur aus ihren Merkmalen erkannt werden kann, so muß eben vor der Benutzung eines ethnographischen Berichtes alles *ausgeschieden werden, was nicht Merkmal* ist,

d. h. es darf nur an den Merkmalen der Urteilsprozeß vollzogen werden, der uns die Sachen in ihrem Verhalten zu einander begreifen läßt, bezw. uns die Begriffe der Sachen übermittelt. Wie können wir ein selbständiges Urteil gewinnen, was eine Sache in Wirklichkeit ist, wenn wir das Urteil anderer bei Benutzung der Berichte mit in Kauf nehmen? Wie wollen wir imstande sein, die Welt der Erscheinungen auf dem Gebiete des Völkerlebens in ihrem inneren objektiven Zusammenhange zu begreifen, wenn wir uns von der Subjektivität der hunderte von Meinungen nicht dadurch befreien, daß wir nur an den Tatsachenmerkmalen den Urteilsprozeß vollziehen?

Da wir wissen wollen, einerseits was die Dinge an sich sind, d. h. durch welches Grundmerkmal sie charakterisiert werden, und anderseits wie die Dinge auf einander gegenseitig einwirken, so verläuft die Urteilsbildung in zwei verschiedenen, aber innig ineinander greifenden Richtungen, zuerst der Induktion, und dann, nachdem diese vollendet, der Deduktion.

Sind, wie wir sahen, alle Prädikate, die eine Sache umstehen, ebenfalls Subjekte, so hat die vom besonderen zum allgemeinen aufsteigende Induktion die Aufgabe, von den Subjekten auszugehen und die ihnen entsprechenden Prädikate aufzusuchen. Ordnet man die Subjekte reihenweise nach der Zahl ihrer Prädikate, so entdeckt man in diesen Reihen aus der Vielheit der ein Subjekt umstehenden Prädikate, daß das Subjekt nicht immer mit allen seinen Prädikaten zugleich erscheint, sondern daß ihm bisweilen auch einzelne Prädikate fehlen. Findet man in jenen Reihen auch das Subjekt in einem Zustande, der nur eine Verknüpfung zweier Prädikate ist, so hat man nach Auslösung des einen Prädikats vom andern, was man als Subjekt betrachtet hat, das Grundmerkmal des letzteren, d. h. seinen Urzustand.

Betrachtet man nun das ausgelöste Prädikat wiederum als Subjekt und sucht man auch für dieses ebenfalls dessen Prädikate auf, um sie alsdann in gleicher Weise nach Reihen zu ordnen, wie vorhin beim ersten Subjekte und elimiert man die Prädikate ebenso bis zur Verknüpfung nur zweier Prädikate, so erkennt man auch für dieses zweite Subjekt, was es in seinem Urzustande war. Nunmehr wird auch dieses ausgelöste Prädikat als drittes Subjekt betrachtet und ebenfalls das Eliminationsverfahren angestrengt. Ueberhaupt wird der Prozeß solange fortgesetzt, bis alle Subjekte durch ihre Prädikate erkannt sind. Dieser angesichts der großen Zahl von Subjekten, die im Völkerleben in Betracht kommen, sehr zeitraubende Induktionsprozeß gibt uns eine sichere Antwort auf die Frage, was jedes Subjekt in Wahrheit ist

dadurch, daß er allmählich abzieht, was es im Laufe der Entwickelung geworden ist, und er zeigt uns den Urzustand einer Sache an. Dieser Urzustand hört trotz aller Modifikationen nie auf das zu sein, was er von seines Daseines Beginn an gewesen ist. Nur dieser Urzustand allein gibt uns den Grund der Existenz einer Sache an.

Aber damit ist der Urteilsprozeß zur Findung des Begriffes noch nicht vollendet. Denn da die Induktion nur von der Vielheit der Subjekte ausgeht, so kann sie uns nur die Verwandtschaft der Dinge untereinander aufdecken, nicht aber zugleich, was und wie die Dinge in ihrer Gegenseitigkeit wirken. Um dies zu erfahren, ist vielmehr noch ein der Induktion entgegengesetztes Verfahren, das der Deduktion erforderlich, welches vom Prädikate ausgeht und die möglichen Subjekte daraus ableitet. Aber dieses entgegengesetzte Verfahren ist nicht eine bloße Umkehr des Induktionsverfahrens, gleichsam eine Nachprüfung. Denn wenn man nicht mehr erfahren würde, als was die Induktion lehrte, wäre die Deduktion überflüssig.

Da alle Modifikationen, welche an einer Sache eintreten können, bedingt sind durch die Tätigkeit anderer Sachen, welche sich mit jener in Wechselwirkung befinden, so muß man auch die Beziehung aller Prädikate in Betracht ziehen, durch welche eine solche Wirkung hervorgebracht wird. Denn wir werden nur dann einen Gesamtüberblick über alle möglichen Veränderungen, welche ein Subjekt erleiden kann, gewinnen, wenn wir jene Wirkung kennen. Die Möglichkeit der Veränderungen kann die Induktion, weil sie sich ihrer Natur nach nur auf die gegebenen Erscheinungsformen erstreckt und erstrecken kann, nicht gewähren. Das kann jedoch die Deduktion, welche ihrem Wesen nach im Kombinieren aller durch die Induktion gewonnenen Subjekte untereinander besteht. Erst durch diese Kombinationen erlangt man einen Einblick in alle Möglichkeiten, unter denen eine Sache erscheinen kann, d. h. man erlangt einen Ueberblick über alle Entwickelungszustände, welche für eine Sache überhaupt möglich sind.

Diese Kombinationen versetzen uns in die glückliche Lage, auch an Orten, wo wir eine Einrichtung bisher nicht beobachten oder nur ungenügend beobachten konnten, sie aus gewissen Merkmalen zu entdecken. Denn zeigt mir der Urzustand des Subjekts durch sein Grundmerkmal den Grund seiner Existenz an, ohne den es gar nicht vorhanden wäre, und erfahre ich durch die Prädikate eines Subjekts die Bedingungen für seine Modifikationen, so erwächst mir, wenn ich den Grund in die

betreffenden Bedingungen versetze, die Möglichkeit, *selbständig eine Tatsache* durch ein wissenschaftliches Experiment *zu erzeugen*.

Gerade für die Erscheinungen des Völkerlebens ist das *Experiment* von der allergrößten Bedeutung, weil das in völkerkundlichen Berichten enthaltene Tatsächliche von sehr verschiedenen Erkenntnisstandpunkten aus aufgefaßt an uns herantritt. Die Auffassung des Reisenden hängt aufs engste mit seiner wissenschaftlichen Vorbildung zusammen. Wir können meist nur an gewissen Merkmalen geschilderter Erscheinungen *ahnen*, auf welchem Sachverhalt das Urteil des betreffenden Reisenden beruht. Solche Berichte würden wegen ihrer Lückenhaftigkeit für die Wissenschaft geradezu verloren sein, wenn sie nicht durch das Experiment *ergänzt* werden könnten. Nicht *durch* den Inhalt des Berichts, sondern *an* dem Inhalt des Berichts dringen wir zur Wahrheit vor.

Bei allen Beobachtungen, welche wir anstellen, entgeht uns eine Menge von Inhalt, und gerade in dem, was unserer Beobachtung entgangen ist, können sich Bedingungen vorfinden, welche zur Erklärung der Tatsache notwendig sind. Experimentiere ich aber und vergleiche ich das Resultat meines Experiments mit dem Ergebnis des Berichterstatters, so kann erst der *Zweifel* an dessen richtiger Auffassung entstehen, ohne den ja niemals die Wahrheit der Tatsache zu finden ist. Denn *was nicht durch den Zweifel hindurch gegangen ist, kann nie Wahrheit werden*. Nennen wir ja doch nicht blos im wissenschaftlichen, sondern auch im gewöhnlichen Leben wahr nur das, was *über* alle Zweifel erhaben ist.

Es ist immer entweder ein Symptom geistiger Trägheit oder geistiger Unreife, wenn jemand, der sich als wissenschaftlichen Forscher geriert, jeden Bericht in Treu und Glauben hinnimmt. Wie kann eine wissenschaftliche Betätigung fruchtbar wirken, wenn sie alles, was ihr die Berichterstattung bietet, entgegennimmt und wenn sie nicht durch das Experiment untersucht, ob die Auffassung eines Berichterstatters einem wirklichen Tatsachenzusammenhang entspricht? Der Zusammenhang ist ja doch die Objektivität selbst, indem nichts objektiv ist, was nicht in den Zusammenhang paßt. Im Zusammenhange ist das viele Anundfürsichseiende in der Einheit verknüpft. Wie aber alles einzelne in Wirklichkeit verknüpft ist, kann nicht eine Einzelbeobachtung schlechthin, sondern nur allein der induktiv-deduktive Urteilsprozeß an den tatsächlichen Merkmalen lehren, den ich dem Leser kurz skizziert habe. Haben wir die Subjekte durch ihre Prädikate erkannt, so wissen wir

den Grund von allem, und haben wir auch die Prädikate durch Untersuchung der Subjekte erkannt, so haben wir ihr gegenseitiges Einwirken, d. h. die Bedingungen gefunden, die erforderlich sind, um eine Erscheinungsform hervorzubringen. Wir können alsdann wissen, ob etwas möglich ist, was uns die Berichterstattung auftischt, und wir haben eine Handhabe für die Kritik. Wir können also auch widerlegen. Denn alles kann als widerlegt gelten, was gegen den Zusammenhang spricht.

Man muß über die Naivität Heinrich Schurtz' [1]) staunen, wenn er, ohne auch ein einziges Wort der Begründung hinzuzufügen, sich gegen mein kritisches Verfahren, das ich an den Berichten übe, mit den Worten wendet: „Diese Art der Kritik hat auf dem Gebiet der Völkerkunde einen wundervollen Tummelplatz, *da hier Experimente nicht möglich sind* (sic!) und ohne ein gewisses Maß von Treu und Glauben (nämlich an die Berichte) alle fruchtbare Arbeit aufhören muß. Zweifeln läßt sich an allem und Widerlegungen sind hier schwer (sic?)."

Experimente sind in der Völkerkunde nur *für den* nicht möglich, der es unterläßt, *vor* der Benutzung eines Berichtes das subjektive Urteil vom objektiven Tatbestande auszulösen. Auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften würde ein Experiment unmöglich sein, wollte der Naturforscher, statt sich an das zu untersuchende Objekt zu halten, sich bei seiner Untersuchung zugleich von allen über die Natur und Zusammensetzung des Stoffes aufgestellten Vermutungen leiten lassen. Um zu erkennen, was eine Sache ist und in welchen Beziehungen sie zu andern Sachen steht, darf uns nicht die Idee eines andern und sei es selbst die Idee des eigenen Lehrers leiten, sondern man hat sich nur *an die objektiven Merkmale der Erscheinungen zu halten. Das ist das erste Gebot für jedermann, der einen Sachverhalt feststellen will.*

Wenn es in irgend einer Wissenschaft dringend not tut, den verkehrten Autoritätsglauben zu vernichten, so ist es in der Völkerkunde, wo, wie ich gerade an Schurtz' durch und durch oberflächlichen Elaboraten in diesem Abschnitt zeigen werde und zu zeigen mich verpflichtet halte, ein wahrer Tummelplatz der Kritiklosigkeit herrscht. Diese auf Autoritätsglauben sich stützende Kritiklosigkeit hemmt jeden

1) Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Berlin 1902 S. 174.

Fortschritt in der Ethnographie, weil man sich entweder starr an die wahrgenommenen oder überlieferten Erscheinungen anklammert oder den Traditionen ihrer Erklärung folgt, *ohne sich um die Sachen selbst zu kümmern.*

Das Maß von Treu und Glauben darf immer nur den *tatsächlichen* Momenten, nicht der *Auffassung* eines Beobachters von diesen Momenten gelten. Die Auffassung ist vielmehr, wie ich nicht oft genug betonen kann, von jedem Berichte zuvor auszulösen und der Urteilsprozeß, wie gezeigt, an den reinen *Merkmalen* vorzunehmen. Dann erst wird es uns möglich, zu erkennen, was die Sachen sind und wie sie aufeinander einwirken, und wir werden imstande sein, dem Zweifel, einem der fruchtbringendsten Momente, in der Wissenschaft seine Stellung zuzuweisen. Bin ich überzeugt, den Grund und die Bedingungen einer Tatsache genau zu kennen, so habe ich, wenn sich jene darin nicht vorfinden, ein Recht an der Gewißheit der beobachteten Tatsache zu zweifeln, mag sie von mir selbst wahrgenommen oder von einem andern mir berichtet worden sein. Die Völkerkunde darf nicht ein *Tummelplatz überlieferter Ideen* sein, die man fix und fertig von andern Wissenschaften entlehnt, sondern ein Gebiet streng kritischer Betätigung an den Objekten selbst. Nur so werden wir zu Begriffen gelangen.

Wie sich die Begriffe aus dem Urteilsprozeß, der nur auf Tatsachenmerkmale fußt, nach und nach ergeben, soll der Zweck der folgenden Darstellung sein. Ich würde ihren schleppenden Gang für überflüssig halten und gern vermieden haben, hätte ich nicht die unangenehme Erfahrung machen müssen, *daß der jetzt in der Ethnologie herrschenden Richtung jedes Verständnis für die Darstellung eines Sachverhalts fehlt.* Weil von Ideen ausgehend, die auf leeren Abstraktionen beruhen, gelangen sie zu Ideenassociationen, die sie zu ganz verkehrten Problemen führen. So soll es beispielsweise einen dem Menschen angeborenen Geselligkeitstrieb geben, der die Familien zu Sippen führte, die in großen Häusern ihren „äußeren Ausdruck" fanden, während doch das ethnologische Problem darin besteht, wie der Geselligkeitstrieb entstanden ist. Oder es soll ein natürlicher Instinkt gegen Inzucht existieren, der die Menschen bestimmte, sich mit Personen fremden Stammes zu vermischen, während doch das Problem zu lösen ist, wie diese Abneigung der Inzucht bei den Völkern zum Vorschein gekommen ist. Die Menschen sollen im Anfang ihres Daseins in hetärischen Zuständen bezw. in wilder Promiskuität und ohne Ehe gelebt haben,

während das wissenschaftliche Problem darin liegt, den Ursprung geschlechtlicher Extravaganzen zu erweisen.

Der Grund des Verkehrtstellens der Probleme ist immer auf die falsche Geistesrichtung zurückzuführen, welche mit Ideen, d. h. einem Gedankennetz, das der Vorstellende sich selber macht, an die Welt der Erscheinungen fix und fertig herantritt und sie aus diesem fertigen abgeschlossenen Geisteszustand erklären will, während doch nur ein Denkprozeß, der sich eng an das in den Erscheinungen enthaltene Tatsächliche anschließt, es uns ermöglichen kann, diese zu begreifen. Wenn das, was ich begreifen will, nicht ein schlechthiniger Zustand, sondern ein Prozeß, nämlich ein fortgesetztes Verändern eines Subjekts durch das Einwirken anderer Subjekte ist, wie kann ich denn einen solchen Prozeß des Uebergangs von einem Zustande zum andern aus einem abgeschlossenen Zustande des Geistes, einer Idee, begreifen wollen? Nur dadurch kann ich zum Begriffe einer Sache gelangen, wenn ich die Sache in ihrem Werden und in allen seit ihrer Existenz erlittenen Veränderungen mittels meines Denkens, das sich genau an die tatsächlichen Modifikationsfaktoren hält, zu erfassen suche. Ich habe sie begriffen, wenn ich mir ihren Grund und die Bedingungen, durch welche sie das geworden ist, was sie ist, klar vor das geistige Auge geführt habe.

Diese Klarheit über das Werden einer Sache kann mir die fertige Idee niemals verschaffen, weil sie eben nur ein Zustand, kein Prozeß des Geistes ist. Es würde um die Ethnologie viel besser stehen, würde man sich dieses Umstandes voll bewußt sein. Aber in einer geradezu krankhaften Weise versucht man in ihr mit Hilfe einer einzelnen Idee irgendwelche Zustände zu erklären und schafft sich Tatsachen, die gar nicht vorhanden sind und verliert somit jedes Verständnis für die Tatsache selbst.

Wir nennen den Geisteszustand „fixe Idee", — wenn bei jemandem das abstrakte Denken einen so hohen Grad erreicht hat, daß er sich einem andern gegenüber, der ihm den wahren Sachverhalt klar vor Augen führt, im Selbstbewußtsein seiner Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Ideen so überlegen fühlt, daß ein System sich gegenseitig stützender Tatsachen auf ihn keinen Eindruck mehr machen kann, er vielmehr im Gegenteil allen Widerlegungen in absprechendster Weise Trotz bietet und statt einer Widerlegung des ihm vorgeführten Tatsachenzusammenhangs nur ein absprechendes, mit Hohn gepaartes Wort zur Antwort geben kann. Mit dieser geistigen Krankheit im engsten Zusammenhang steht die eigene Kritiklosigkeit, mit der

jene kranken Menschen jeden ihren Ideen zusagenden Bericht entgegennehmen.

Es würde mir eine große Genugtuung sein, wenn ich den mit mir denkenden Leser in diesem Abschnitt davon überzeugen könnte, daß *ein ethnographischer Bericht noch keine ethnographische Tatsache* ist, sondern daß ein Bericht nur in Form von Merkmalen Tatsächliches enthält, daß somit jeder ethnographische Bericht seinen Wert erst durch *Entfernung des subjektiven Bestandteils*, das der Berichterstatter hineingetragen hat, erhalten kann, um überhaupt *benutzt* zu werden. Gelingt es mir, den Leser zu überzeugen, daß nur die Tatsachenmerkmale einen Prozeß der Urteilsbildung ermöglichen, so wird er einsehen, daß alle ethnologischen Arbeiten, welche auf völkerkundlichen Berichten ohne zuvorige Ausscheidung der subjektiven Auffassung der verschiedenen Beobachter beruhen, nur das Erzeugnis eines vom Tatsächlichen abstrahierenden Denkens sein, d. h. daß sie bestenfalls einen *Ideenzusammenhang*, aber keinen *Tatsachenzusammenhang* bieten können.

Es ist natürlich — schon rein technisch betrachtet — für mich *unmöglich*, einen an *hunderten* von Berichten vorgenommenen Urteilsprozeß, der mehrere Jahrzehnte erfordert hat, mit dem Leser vereint zu widerholen. Es waren allein über 35 000 Individualkarten (Blätter mit reinen Tatsachenmerkmalen) erforderlich, um den Kombinationsprozeß zur Findung eines neuen Erkenntnisstandpunktes vornehmen zu können. Aber vielleicht gerade dadurch, daß ich mich der Hauptsache nach im vorstehenden Abschnitte nur an einen einzigen Bericht halte und an ihm allein die inneren Widersprüche aufdecke, welche die Berichterstattung durch die den Beobachter leitende Idee in das Tatsachenmaterial hineingetragen hat, dürfte es mir gelingen, den Leser zu überzeugen, daß es wohl *möglich ist, jede Verwirrung in einem Berichte zu beseitigen, wenn man nur auf die tatsächlichen Momente achtet.*

Ich wähle dazu absichtlich einen solchen Bericht, den ich schon in meiner Schrift „Horde und Familie" herangezogen und an dem ich eine Kritik geübt habe, die Schurtz für gut befunden hat, eine „Ueberkritik" zu nennen, „die an ihrer eigenen Sinnlosigkeit rasch zugrunde gehen müsse." Vielleicht gelingt es mir dadurch, daß ich in diesem Abschnitte die *kritiklose Forschungsweise* des Herrn, der die Liebenswürdigkeit gehabt hat, meine „Ueberkritik" zu verurteilen, ohne

zu erklären, warum sie „rasch zugrunde geht", der meinigen gegenüber in Parallele stelle, indem ich zeige, wie jener Herr selbst wissenschaftliche Probleme formuliert und löst, und wohin man mit solcher geradezu widerlichen Vielschreiberei auf ethnologischem Gebiete, die er getrieben hat, gelangt. Meine Darstellung wird dadurch allerdings sehr in die Breite wachsen. Aber wenn ich mich dazu entschließe, an einem einzigen Beispiel zu veranschaulichen, wie ich jeden mir vorkommenden Bericht analysiere, Verwandtes und Nichtverwandtes zu bestimmen suche und eine neue Synthese vornehme, hoffe ich endlich auch den allerwildesten Spekulanten und Ideenreiter auf dem Gebiete der Ethnologie davon zu überzeugen, daß es auch noch eine andere, allerdings mühevollere Forschungsmethode gibt, als die von den Vielschreibern beliebte, eine Methode, die sich rein an das Tatsächliche hält. Diejenigen aber, welche schon früher nicht blos von der Richtigkeit meiner Methode, sondern auch von der Richtigkeit meiner Forschungsergebnisse überzeugt waren, werden mir um des guten Zweckes willen die große Breite der Darstellung gütigst verzeihen.

Wir besitzen von dem verstorbenen Reisenden Johann Kubary einen Bericht über die Stammesverhältnisse auf den Mortlockinseln,[2]) der im wesentlichen Folgendes enthält:

„Der Mortlocker nennt einen Bruder oder eine Schwester pui (puim, puin usw.) und er betrachtet einen jeden Menschen für seinen puin, wenn die Mutter des letzteren von demselben Blute war wie seine eigene. Durch puipui bezeichnet er das Verwandtschaftsverhältnis selbst und dann die ganze Gesamtheit seiner Verwandten von mütterlicher Seite. Die Verwandten von väterlicher Seite gehören nicht zu dem puipui. Das puipui entspricht also dem Begriffe Stamm und ist die eigentliche Basis, von welcher alle Erscheinungen des Mortlockschen Lebens ihren Ursprung nehmen."

„Zu einem Stamme gehören Individuen beiderlei Geschlechts, welche ihre Abkunft traditionell von einer und derselben Frau ableiten können. Die Mitglieder eines Stammes, beiderlei Geschlechts, betrachten sich als Geschwister und dürfen sich nicht geschlechtlich vermischen oder körperlich oder moralisch schädigen. Die Bande der Stammesverwandtschaft bestehen ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Verteilung."

„Ein Stamm nach vorstehender Art ist nicht von Dauer, weil die Männer und Frauen desselben keine Ehe eingehen dürfen. Zu

2) Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Hamburg. Im Auszug mitgeteilt im Ausland. 53. Band, 1880, S. 524—529.

seinem Fortbestehen muß er mit einem anderen Stamm in Berührung treten und so eine Nachkommenschaft zu erzielen suchen. Je mehr Frauen zu einem Stamm gehören, desto mehr Heiraten und Nachkommenschaft, desto größer demnach die Wahrscheinlichkeit seines sicheren Bestehens. Hieraus resultiert die bevorzugte Stellung der Frau, welche ihren Ausdruck darin findet, daß die älteste Frau des Stammes als dessen soziales Haupt angesehen und mit besonderer Beachtung behandelt wird."

„Das politische Haupt des Stammes ist der älteste Mann aus der ältesten Familie des Stammes. Der ganze Stamm nennt seinen Häuptling somol. Der Häuptling nennt jedes Glied seines Stammes pui, d. h. Schwester oder Bruder, ohne Rücksicht auf das Alter."

„Jedes Dorf ist ein kleiner Stamm, eine Familie, aus welcher die Nachkommenschaft des männlichen Teils ausgeschlossen und in welcher die des weiblichen beibehalten ist. Die durch die Bande der Stammesverwandtschaft aneinander geketteten Dörfer anerkennen ein Dorf als den Sitz der Hauptfamilie, welche den Häuptling des Stammes liefert."

„Die Mitglieder eines Stammes haben eine Strecke Landes in ihrem Besitz, welche in kleinere Gemeinden geteilt ist, von denen jede eine eigene Niederlassung besitzt. Eine solche Niederlassung heißt Key und mit den dazu gehörenden Ländereien Bey. Der Stamm ist also eingeteilt in Beys, deren jeder einen männlichen Somol, den ältesten der Gemeinde, hat, welcher dieselbe nach außen repräsentiert. Die Beys haben eine Rangordnung, deren Spitze der Key Somol, das Hauptdorf bildet, wo der Häuptling des Stammes lebt. Die Anordnung des Key's — ein großes Haus ‚Fel', wo das Haupt des Dorfes mit den männlichen Bewohnern schläft, umgeben von kleinen Hütten, in welchen die Frauen der Gemeinde für sich allein, oder mit ihren Männern (die nicht zum Stamm gehören) sich aufhalten — ist blos ein sichtbarer Ausdruck der Stammesregel, daß die beiden Geschlechter sich als Geschwister betrachten sollen. Die Niederlassung ist kein Dorf, in dessen Häusern die Familien gemütlich zusammenleben, sondern die Frauen und Männer sind aufs Strengste abgeschieden: alle durch die Tradition überlieferten Gesetze, die sich als Sitten und Gebräuche offenbaren, trachten darnach, die Annäherung der beiden Geschlechter eines Stammes unmöglich zu machen. So wird ein Geschwisterpaar nie in einem Hause schlafen, sondern der Sohn schläft im ‚Fel', die Tochter mit ihrer Mutter in dem ‚Im'. Die Frau des

Bey Somol darf nicht den Fel betreten, eine Frau aus irgend welchem Bey des Stammes darf nicht den Fel des Oberhäuptlings betreten, dagegen ist eine Frau aus einem anderen Stamm durch kein Gesetz an dem Eintritt verhindert."

„Auf Palau darf auch keine ardil a pelu d. i. Frau des Landes, den dem Mortlock'schen fel entsprechenden bay betreten. Die Armengols (Dienende im Palau'schen bay) müssen von anderen Ländern stammen und haben dann im bay volle Freiheit."

„Das Verbot irgend welcher Annäherung seitens der Frauen wird besonders streng in Rücksicht auf den Häuptling aufrecht erhalten. Die Frau darf des Häuptlings Haus nicht betreten, auch nicht während seiner Abwesenheit."

„Eine andere Folge dieser Stammesverfassung besteht darin, daß die Männer ihre Ehefrauen und sonstige Frauengesellschaft außerhalb des Stammes suchen müssen und deshalb fast immer von ihrer Heimat abwesend sind. Die älteren Männer, welche eine Frau von einem anderen Stamme heiraten, müssen sich bei ihr aufhalten und das ihr zugehörige Land bearbeiten."

„Jeder Mann besorgt seine eigene Arbeit, sogar der Häuptling bebaut seine eigenen Tarofelder selbst, was als eine Kunst, die nicht jedermann versteht, betrachtet wird."

Bevor der Leser mir in meiner Darstellung weitere Folge leistet, möchte ich ihn eindringlich bitten, den Bericht ein zweites und ein drittes Mal durchzulesen, um aus seinem Inhalt sich selbständig ein klares Bild von den geschilderten Verhältnissen zu verschaffen. Er wird mir alsdann eingestehen, daß dies eine absolute Unmöglichkeit ist.

Einmal soll „dem Begriffe Stamm das pui-pui", die Verwandtschaft von Bruder und Schwester, insofern sie von einer Mutter abstammen, entsprechen, d. h. der Stamm in einem brüderlich-schwesterlichem Verhältnis bestehen. Dann wieder soll „jedes Dorf ein kleiner Stamm, eine Familie sein", so daß also Dorf, kleiner Stamm und Familie begrifflich identisch sind. In dem Dorfe aber, das „ein kleiner Stamm" sein soll, wohnen auch Männer von einem fremden Stamme. Wenn in einem Dorfe, das ein kleiner Stamm ist, zwei Stämme wohnen, so kann doch unmöglich das Dorf ein kleiner Stamm sein. Das widerspricht sich. Wohnen in dem Dorfe, das aus einem großen Hause mit umstehenden Hütten besteht, wie berichtet wird, Leute aus verschiedenen Stämmen, wie können sich alsdann alle seine Bewohner „als Geschwister betrachten?" Noch dazu, wenn man erwägt, daß die Männer vom fremden Stamm, die sich bei einer

einheimischen Frau aufhalten, dieser das ihr, d. h. der Frau zugehörige Land bearbeiten müssen. Und wie stimmt letzteres mit dem Bericht, daß „jeder Mann seine eigene Arbeit selbst besorgt"?

Dazu kommt nun noch, daß das puipui, d. h. das Bruder- und Schwester-Verhältnis, welches nach Kubary „die eigentliche Basis sein soll, von welcher alle (sic!) Erscheinungen des Mortlockschen Lebens ihren Ursprung nehmen", gar keine Erklärung findet. Ohne eine solche vermag man gar nicht einzusehen, wie dieses Verwandtschaftsverhältnis, d. h. daß „die beiden Geschlechter sich als Geschwister betrachten sollen", sich „als sichtbaren Ausdruck jenes große Haus mit den Hütten geschaffen haben soll" usw. usw. Kurz, es ist wie gesagt, absolut unmöglich, aus diesem Berichte sich ein Bild von den Zuständen auf den Mortlockinseln zu verschaffen, wenn man kritiklos den Bericht in der gegebenen Form sich aneignet und ihn wohl gar als „Erscheinungsform" auffaßt.

Es ist für einen Menschen, dessen Beruf ist, Wissenschaft zu lehren, zu viel verlangt, alles „in Treu und Glauben" hinzunehmen, was uns die Reisenden berichten. „Alle fruchtbare Arbeit muß aufhören", wenn hier nicht der Zweifel das dringende Gebot stellt, Grund und Bedingungen bezw. Subjekt und Prädikate, d. h. die Sache mit ihren Umständen einem Urteilsprozeß zu unterwerfen. Das ist aber nur möglich, wenn man die subjektive Auffassung des Berichterstatters auslöst, bevor man den Bericht als „Erscheinungsform" in Kauf nimmt.

Es wäre grundverkehrt, die mangelhafte Beobachtung dem Reisenden selbst zum Vorwurf zu machen. Der Reisende kann nur Einzelbeobachtungen anstellen und das, was er wahrnimmt, uns nur mitteilen, entsprechend der Idee, welche seine Wahrnehmung leitet. Deshalb habe ich schon in meiner Schrift „Horde und Familie" (S. 5) gesagt: „Nicht den Reisenden, die uns aus der Ferne nach bestem Wissen berichten, gilt der Vorwurf, daß uns die Urgesellschaft noch ebenso dunkel ist wie vor Jahrzehnten, sondern uns, die wir ihre Berichte zu dickleibigen Büchern, statt zu einem durchsichtigen System verarbeiten." Der wahre Tatsachenzusammenhang ist nur durch eine systematische Beobachtung, die sich auf das gesamte Völkerleben erstreckt, zu erkennen. Wer Kubarys Vorbildung kennt, weiß, daß es diesem Reisenden, dessen Arbeiten, wie der treffliche Leiter des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Schmeltz, gebührend hervorgehoben hat, eine eigenartig hervorragende Stellung in der ethnologischen Lite-

ratur einnehmen, niemals vergönnt gewesen ist, Zeit und Ruhe zu gewinnen, wissenschaftliche Probleme in der Studierstube systematisch zu bearbeiten.

Es würde um die Völkerkunde besser bestellt sein, wenn man die beiden Aufgaben, die zur Erkenntnis des Völkerlebens nötig sind, nämlich einmal die Arbeit des Reisenden, das dazu erforderliche Material bei den Völkern selbst zu sammeln und anderns die geistige Durchdringung des von der Gesamtheit der Reisenden herbeigeschafften Stoffes, scharf auseinander halten wollte. Erst wenn man sich dazu anschickt, das in den Berichten enthaltene Tatsächliche systematisch zu behandeln, entstehen überhaupt wissenschaftliche Fragen. In bezug auf diese sagte daher F. Stuhlmann auf dem zehnten deutschen Geographentag in Stuttgart (1893) sehr richtig: „Diese Fragen zu entscheiden, muß ich den Fachleuten überlassen. Uns Reisenden kommt es nur zu, das Material an Ort und Stelle zu sammeln."

Es ist nach der Beschaffenheit unseres Geistes absolut unmöglich, mittels einer schlechthinigen Beobachtung, eine uns dargebotene einzelne Erscheinung zu deuten und zu erklären, weil der Grund einer Erscheinung, ohne den man nichts erklären kann, der sinnlichen Wahrnehmung nicht zugänglich ist. Der Grund entschwindet aus dem Reiche der Sichtbarkeit, weil er von Bedingungen umgeben ist. Die Bedingungen, die äußeren Umstände nur machen uns den Grund sichtbar. „Ins Innere der Natur dringt kein geschaffener Geist" (Haller), nämlich nur deshalb nicht, weil das Innere überhaupt nicht sichtbar ist. Denn nur das Aeußere ist sichtbar und kann erscheinen. Je mehr ich das Innere zerlege, desto mehr Aeußeres erhalte ich und desto mehr kommt zur Erscheinung. Also die Analyse ist es, die mir das Innere nach und nach sichtbar macht, und nur ein Urteilsprozeß, der sich auf alle Erscheinungsformen erstreckt, kann mir den Grund enthüllen. Das erklärt uns auch, weshalb ein und dieselbe Erscheinung von den Reisenden so verschieden beurteilt wird. Diese verschiedene Beurteilung ist aber nur zu sehr geeignet, gewissen Reiseberichten allen Wert abzusprechen. Insofern hat Emil Deckert (im Globus 57. 1890. S. 337) das Richtige getroffen, wenn er sagt: „In dieser Hinsicht (der Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen der Reisenden) ist die große Menge leicht zu Ueberschätzungen wie zu Unterschätzungen geneigt und das endgültige Urteil bleibt einer Aristokratie der Geister vorbehalten." Nicht die Person des Berichterstatters, sondern der objektive Inhalt des Berichts muß für das Werturteil entscheidend sein.

Will man in der Völkerkunde auf einen Urteilsprozeß, weil er ja sehr langwierig ist, verzichten und nur die Berichte wiedergeben, welche die Reisenden über ein Volk geliefert haben, so hat derjenige, welcher das betreffende Volk beschreiben will, sich seines eigenen Urteils vollständig zu enthalten. Denn wenn nun auch er noch mit einem eigenen subjektiven Urteil kommt, so muß ein Wirrwarr von Widersprüchen entstehen und ein solches Buch wird geradezu ungenießbar für einen Laien. Unterläßt es nun vollends gar der Darsteller einer Völkerkunde, den Bericht wörtlich zu zitieren, ja entzieht er sich wohl gar der Pflicht, mit voller Genauigkeit den Titel des Buches mit der Jahrzahl des Erscheinens und der Seite, wo sich der Bericht darin vorfindet, anzugeben, so hat eine solche Völkerkunde absolut keinen wissenschaftlichen Wert. Denn man ist, wenn man auf Lückenhaftigkeit eines Berichtes stößt, nicht imstande, zu beurteilen, ob die Schuld auf Seiten des Berichterstatters oder des Darstellers der Völkerkunde liegt. Ist ungenau oder gar nicht zitiert, so ist es ebenso gut, als habe der Darsteller der letzteren überhaupt keinen Bericht benutzt.

Indem ich jeden Bericht eines Reisenden stets mit Dank entgegengenommen habe, habe ich immer dagegen polemisiert, daß einige Stuben-Ethnographen einen Unterschied zwischen zuverlässigen und weniger zuverlässigen Berichterstattern machen. Mir sind die objektiven Merkmale der Erscheinung alles und sie allein haben für mich Wert, alle subjektiven Aeußerungen und Deutungen sind dagegen für mich wertlos. Streichen wir aus Kubarys Bericht alles Subjektive aus, so werden wir eine Reichhaltigkeit von Stoff in jenem oben abgedruckten Berichte finden, der uns einen klaren Sachverhalt erkennen läßt. Es ist dabei ganz gleichgültig, mit welchem Satze des Berichtes wir beginnen.

Nach Kubarys Worten „schläft der Häuptling des Dorfes mit den männlichen Bewohnern desselben in einem großen Hause (Fel), welches umgeben wird von kleinen Hütten, in welchen die Frauen für sich allein oder mit ihren Männern, die nicht zum Stamm gehören, sich aufhalten".

Diese Stelle des Berichtes ist unklar und unvollständig, weil uns Kubary im Ungewissen darüber läßt, ob die Frauen, welche für sich allein in Hütten wohnen, mit den Frauen, die mit ihren Männern vom fremden Stamme in Hütten sich aufhalten, in verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Somit muß der Mangel des Berichts bezw. der Beobachtung aus anderweitigen Merkmalen desselben Berichts ergänzt werden.

Daß die Frauen, welche mit ihren Männern sich in Hütten aufhalten, Einheimische sind, ergibt der Gegensatz, in welchen sie der Bericht zu ihren Männern stellt; denn diese sind dem Berichte zufolge solche, „die nicht zum Stamme gehören". Wenn nun diese Männer Fremde sind, so können die übrigen Männer im großen Hause nicht auch Fremde sein; denn sonst würde es in dem ganzen Dorfe überhaupt nur fremde Männer geben. Man würde auch gar nicht einsehen, weshalb ein Teil der Männer im großen Hause, ein anderer aber in Hütten lebt. Sind nun die Männer, welche mit dem Häuptling des Dorfes im großen Hause schlafen, einheimisch, so können, wenn wir nicht annehmen wollen, daß diese Männer im großen Hause sämtlich unbeweibt sind, die Frauen, „welche für sich allein in Hütten wohnen", nur die Weiber der Männer im Langhause sein. Da nun aber die einheimischen Frauen fremde Männer haben, so können die allein wohnenden Frauen nur Weiber fremden Stammes sein.

Der Sachverhalt liegt also so: es schlafen mit dem Häuptling zusammen im Langhause die einheimischen Männer für sich allein und, insofern sie verheiratet sind, deren Weiber vom fremden Stamme ebenfalls allein in ihren Hütten. Andernteils aber wohnen einheimische Frauen mit Männern aus fremden Stämmen in Hütten zusammen. Es haben also die einheimischen Männer fremde Weiber und die einheimischen Frauen fremde Männer. Bei diesem Sachverhalt verstehen wir es, wenn Kubary schreibt: „eine geschlechtliche Vermischung seitens der Angehörigen eines Stammes werde als schreiende Blutschande betrachtet", bezw. „die Gesetze trachten danach, die Annäherung der beiden Geschlechter eines Stammes unmöglich zu machen".

Ist es „Gesetz", daß „eine geschlechtliche Vermischung seitens der Angehörigen eines Stammes" verboten ist und muß sich der Mann seine Frau aus einem fremden Stamme nehmen, so ist auch die Frau des Bey Somol, d. h. des Häuptlings, eine Fremde. Denn wäre sie eine einheimische, so läge ja eine Uebertretung des Gesetzes „der schreienden Blutschande" vor. Wenn nun Kubary sagt: „die Frau des Bey Somol darf nicht den Fel betreten", so ist also in diesem Falle die Frau, welche das große Haus nicht betreten darf, eine Fremde und sie ist somit eins der Weiber, welche in ihren Hütten allein wohnen. Fügt Kubary den obigen Worten hinzu: „Dagegen ist eine Frau aus einem andern Stamme durch kein Gesetz an dem Eintritt verhindert", so kann man die „Frau aus einem andern Stamme" doch nur in Gegensatz zur Frau des Häuptlings stellen. Diese ist eine Fremde. Weil nun aber der Gegensatz zu fremd einheimisch ist, so ist „die

Frau aus einem anderen Stamme", welche „durch kein Gesetz an dem Eintritt in den Fel verhindert ist", eine Einheimische, gehört also zu den puipui, d. h. sie ist Schwester von Männern im großen Hause. Somit darf wohl die Schwester den Fel betreten, aber dem Weibe aus fremden Stamme ist der Eintritt verboten.

Das erklärt uns wieder rückwärts, weshalb die Männer vom fremden Stamme sich bei den einheimischen Frauen aufhalten müssen. Denn auch für sie gilt dasselbe, wie für die fremden für sich allein wohnenden Weiber: sie dürfen das große Haus nicht betreten, weil sie nicht Einheimische sind. Daraus aber können wir rückwärts schließen, daß unsere Annahme, die Männer im großen Hause seien einheimische, richtig ist.

Der Sachverhalt wird uns noch deutlicher werden, wenn wir nunmehr auch noch eine Analyse des Verhältnisses zwischen Einheimischen und Fremden vornehmen, die uns zugleich den dem gegenwärtigen Zustande vorausgegangenen Zustand enthüllt. Man erfährt nach dem Gesetze der Logik den vorherigen Zustand dadurch, daß man von dem gegenwärtigen Zustand die Faktoren in Abzug bringt, durch welche der vorige Zustand in den jetzigen Zustand vermittelt wurde. Denn durch das Einwirken von Faktoren wird überhaupt nur eine Entwickelung herbeigeführt. Unter Entwickelung einer Sache verstehen wir ja die Veränderung einer Sache durch seine Wechselwirkung mit einer anderen Sache. Es gehört also zum Begriffe Entwickelung einesteils das Verharren der „Sache selbst" (Kontinuität) und andernteils die Veränderung der Sache durch Verschmelzung der „Sache selbst" mit einer andern (Modifikation).

Wenn es in einer Ansiedelung Einheimische und Fremde gibt, so muß es zuvor, weil ja doch die Fremden nicht vor den Einheimischen dagewesen sein können, einen Zustand von lauter Einheimischen gegeben haben. Wir müssen deshalb, um den früheren Zustand zu erhalten, die Fremden eliminieren. Scheiden wir die Fremden aus, so ergibt sich in räumlicher Hinsicht folgender Zustand: Es wohnen im Langhause die einheimischen Männer, eine Anzahl von Hütten stehen leer, in einer andern Anzahl von Hütten wohnen einheimische Frauen ohne Männer.

Schon die bloße Tatsache der leerstehenden Hütten nötigt uns zu der Annahme, daß der Hüttenbau überhaupt nur die Folge des Eintritts der Fremden in das Wohngebiet der Einheimischen ist und daß das große Haus früher bestanden hat als die Hütten. Aber teils aus

direkten Berichten und indirekt aus den Mythen der Völker, worauf ich später zu sprechen kommen werde, ergibt sich das. Bestand aber das große Haus einst ohne die herumstehenden Hütten, so mußten die einheimischen Frauen bei ihren Männern im großen Hause wohnen, und diese Männer waren deren Verwandte und standen somit in einem Verhältnis von Bruder und Schwester. Wenn nun auch in jenem Zustand geschlechtliche Beziehungen zwischen beiden bestanden, so konnte der Bruder nur die Schwester zur Gattin haben.

Jetzt erst sind wir imstande, den Worten Kubarys einen Sinn unterzuschieben, der in der Auffassung von Kubary gänzlich fehlt, wenn er sagt: „Die Mitglieder eines Stammes beiderlei Geschlechts betrachten sich als Geschwister". Zu den „Geschwistern" können nicht auch die Fremden, sondern nur die Einheimischen gerechnet werden. Wenn wir uns deren Verbreitung ähnlich wie die der Tupi Brasiliens oder der Slawen des Nordens in zerstreuter Form denken, so verstehen wir es ferner, wenn Kubary sagt: „Die Bande der Stammesverwandtschaft bestehen ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Verteilung". Es gibt auf den Mortlockinseln Horden, die sich auf bestimmten geographischen Individuen zuerst angesiedelt und durch Ablösung sich über homogene Räume weiter verbreitet haben, so daß diese ein engeres Band umschließt in Form von Brüderschaften bezw. Schwesterschaften (Phratrien). Dazu sind später Zugewanderte gekommen, die sich zwischen ihnen niederließen und sich nach und nach mit ihnen verbanden. Das ergibt sich auch aus Kubarys Bericht, wenn er sagt: „Da die Einwanderung keine gleichzeitige und einmalige für die verschiedenen Stämme war, so kommen auf verschiedenen Inseln einzelne Stämme mehr zur Geltung; jedoch fanden sie sich sämtlich auf beinahe jeder Insel vertreten."

Nach Kubary soll es auf diesen Inseln keine Geschwisterehen geben. Dagegen schrieb Meinicke (nach Torres bei Arago, Promenade autour du monde II, 26) in seinem bekannten Buche „Die Inseln des Stillen Ozean II S. 383): „Hindernisse der Verheiratung durch Verwandtschaft gibt es auf den Karolinen nicht; es sollen sogar Ehen zwischen Geschwistern vorkommen." Es ist kritiklos, wenn der Verfasser des Auszuges aus Kubary's Bericht (im „Ausland" 1880) offenbar nur, weil dieser neueren Datums als Meinicke's Bericht ist, behauptet, Meinicke's Bericht „beruhe auf einer irrtümlichen Quelle." Diese Behauptung ist ebenso kritiklos, als wollte jemand sagen, die Beobachtung des A., daß es in dem Dorfe X.

blühende Kirschbäume gäbe, sei irrtümlich, weil B. beobachtet habe, daß dort nur Bäume mit reifen Kirschen vorhanden seien. Die Differenzen zweier Berichte lassen sich nicht dadurch beseitigen, daß man sich auf die eine oder andere Seite stellt, bezw. daß man der neuen vor der älteren Behauptung den Vorzug gibt, sondern nur dadurch, daß man die Uebergänge des einen Zustandes in einen andern feststellt, um das Gesetz der Entwickelung zu erhalten, von dem aus man Kritik üben kann. So lange als man noch Bücher über Völkerkunde mittels Zusammenkleisterung von Berichten herstellen wird, wird man weder Kritik an diesen üben lernen, noch überhaupt ein Verständnis für geübte Kritik haben.

Wenn man, wie ich es eben mit dem Leser im Verein getan habe, durch eine Analyse des fremden vom einheimischen Element, den vorigen Zustand rekonstruiert, so muß es auf jenen Inseln zuvor Geschwisterehen gegeben haben. Denn zu der Zeit, wo es in den einzelnen Ortschaften noch keine Fremden in den Hütten, weil überhaupt keine Hütten gab, sondern alle gemeinsam in brüderlich-schwesterlichen Verhältnissen in jenem großen Hause lebten, konnten sich doch nur Bruder und Schwester ehelichen. Es kann sich also der von Kubary uns geschilderte Zustand, insoweit er die Beziehungen des männlichen zum weiblichen Geschlecht innerhalb einer Ansiedelung betrifft, nur aus einem Zustande der Geschwisterehe entwickelt haben, weil eben, wenn man die fremden Männer und die fremden Weiber in Abzug bringt, nur das Verhältnis von Bruder und Schwester übrig bleibt.

Wer nicht Phantastereien nachjagt, sondern den Sachverhalt untersucht, wird mir zugeben, daß die Geschwisterehe der Anfang ist. Daß die Geschwisterehe nicht blos bei den Völkern des Altertums, z. B. bei den Persern, sondern auch bei neueren Völkern, z. B. nach Bailey bei den Veddas auf Ceylon, nach Kraschenninikoff bei den Kamtschadalen, nach Cameron bei den Wanyoro, nach Arrogo in Goam und bei einer größeren Anzahl anderer Völker bezeugt wird, und daß bei mehreren Völkern der Ausdruck für Ehefrau derselbe Ausdruck für Schwester ist, darf ich bei dem Leser als bekannt voraussetzen. [3])

Sehen wir uns nunmehr den Unterschied an, der zwischen dem

3) Vgl. das Nähere darüber in meinem Buche über „Horde und Familie". S. 87 ff.

Gattenverhältnis der beiden Zustände vor und nach Eintritt der Fremden besteht, so finden wir, wenn wir das Geschlechtsverhältnis als Subjekt setzen, im Zustande nach Eintritt der Fremden ein Prädikat vor, welches in der Geschwisterehe fehlt. Dieses Prädikat ist „das Dienstverhältnis des einen Teils zum andern." Da nun jedes Prädikat nach den Lehren der Logik ein selbständiges Subjekt ist, so müssen im Urteilsprozeß beide Subjekte von einander gelöst werden.

Wir erhalten also zwei verschiedene Subjekte: erstens ein rein geschlechtliches Verhältnis zwischen Mann und Frau (ohne Dienst), zweitens ein rein wirtschaftliches Verhältnis (mit Dienst). Für beide Subjekte sind getrennte Bezeichnungen dringend erforderlich. Wenn wir das rein geschlechtliche Verhältnis zwischen Mann und Frau dem Sprachgebrauche gemäß mit Ehe bezeichnen, so wird dem wohl schwerlich jemand widersprechen. Anders schon steht es damit, wenn wir das zweite Subjekt mit „Familie" bezeichnen, da hier die „alltägliche Vorstellung", weil sie immer schon fertig ist, uns hindernd in den Weg tritt; und gleichwohl ist dieser Ausdruck nur für denjenigen Sachverhalt erfunden, welchen wir eben festgestellt haben. Denn Familie ist ursprünglich der Inbegriff alles dessen, was jemandem dient, ihm unterworfen ist, ihm gehört, mögen es Personen oder Sachen sein; und was den Ausdruck selbst betrifft, so ist er nach Paulus Diaconus angeblich von dem osciſchen Worte famel abzuleiten: **famuli origo ab Oscis dependet, apud quos servus famel dicebatur, unde et familia vocata.**"

Im Deutschen ist der Ausdruck Familie erst in der Zeit nach Luther in Aufnahme gekommen. Denn Luther selbst gebraucht dafür noch den Ausdruck „Haus" und er versteht darunter nicht blos die räumliche Behausung, in welcher Personen einheitlich zusammenleben, sondern auch die Personen bezw. das Haus-Regiment selbst mit. Ganz ähnlich verhielt es sich mit dem Worte **familia** bei den Römern. Nach Mommsen (Die unteritaliſchen Dialekte) steht die Verbalform **famat-habitat** neben **famelo-familia** und **famel-servus.**

Ehe und Familie sind also in ihrem Grundmerkmal durchaus verschieden. Folglich sind Ehe und Familie ihrem Urzustande nach zwei ganz verschiedene Subjekte. Der Tatsachenzusammenhang aus Kubary's Bericht ergibt zugleich, daß die Ehe ein älteres Institut als die Familie ist. Denn vor Eintritt der Fremden bestand auf den Mortlockinseln im großen Hause die Geschwisterehe, und die Familie oder das Hauswesen entstand erst durch die dienende Stellung der Fremden

zu den Einheimischen. Während sich die Ehe auf geschlechtliche Zwecke bezieht, verfolgt die Familie (das Haus) wirtschaftliche Zwecke. Es würde niemals zu jenen ungeheuerlichen Phantastereien von der ursprünglichen Promiskuität bezw. der Gruppenehe und dem sog. Mutterrecht, als angeblichem Vorläufer des Vaterrechts und ähnlichen Dingen gekommen sein, wenn man die Begriffe, statt aus „alltäglichen Vorstellungen" abzuleiten, versucht haben würde, sie durch einen Urteilsprozeß aus den Tatsachenmerkmalen zu gewinnen.

Da man in dem Kubaryschen Bericht den Zustand reinen Mutterrechts zu finden geglaubt hat, so will ich ganz kurz daran erinnern, daß man bis auf J. J. Bachofen[4]) von diesem Institut selbst nicht einmal dem Namen nach etwas wußte. „Von allen Berichten," sagt Bachofen in der Einleitung (S. 5), „welche über das Dasein und die innere Anlage des Mutterrechts Zeugnis ablegen, sind die auf das lycische Volk bezüglichen am klarsten und wertvollsten. Die Lycier, berichtet Herodot, benannten ihre Kinder nicht wie die Hellenen nach den Vätern, sondern ausschließlich nach den Müttern, hoben in allen genealogischen Angaben nur die mütterliche Ahnenreihe hervor und beurteilten den Stand der Kinder ausschließlich nach dem der Mutter. Nicolaus von Damascus ergänzt diese Angabe durch die Hervorhebung der ausschließlichen Erbberechtigung der Töchter, welche er auf das lycische Gewohnheitsrecht, das ungeschriebene, nach Sokrates' Definition von der Gottheit selbst gegebene Gesetz zurückführt. Alle diese Gebräuche sind Aeußerungen einer und derselben Grundanschauung."

Diese „Grundanschauung" wurde für Bachofen die leitende Idee seiner Untersuchung, indem er auch bei anderen Völkern analoge Erscheinungen aufsuchte und dabei vom Mythos, der für ihn „der Anfang (!) aller Entwickelung ist," seinen Ausgangspunkt nahm. Es war also reine Idee, die Bachofen leitete, keine begriffliche Untersuchung der Tatsachenmerkmale. Und so soll denn seiner Idee nach sich das geistige Leben der Menschen anfangs um das geschlechtliche Verhältnis und die Zeugung konzentriert haben; die Menschen seien von einem hetärischen Zustande zu einem auf der Uebermacht der Weiber fußenden ehelichen Zustande der sogenannten Gynäkokratie durchgedrungen. Das schutzsuchende Weib habe nämlich diesen ehelosen Zustand selbst gebrochen, indem es sich aus den Banden des sinnlichen Geschlechtslebens emanzipierte und

4) Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Stuttgart 1861.

dem wilden Geschlechtsgenuß Zügel anlegte, sich selbst und dadurch zugleich ihre Kinder schützte und sie ihrem Vater zuführte und wodurch sie in eigener sittlicher Emporhebung die Herrschaft in geistiger und materieller Hinsicht erlangte. Die Gynäkokratie sei aber später in der Amazonenzeit verwildert und infolgedessen der auf der natürlichen Uebermacht des Mannes fußenden Ordnung gewichen.

Viele urteilslose Menschen haben dies seitdem nachgesprochen. — Da sich über reine Ideen sehr viel streiten und namentlich leicht und rasch schreiben läßt, so war den Vielschreibern eine willkommene Gelegenheit für ihre Betätigung gegeben. Es entstand eine Flut von Schriften über die Geschichte der Ehe, sämtlich nach der gleichen Schablone, wie sie jene Idee Bachofens an die Hand gab.

Wie das sog. Mutterrecht *entstanden* und worin ihr *Wesen* besteht, wollen wir nunmehr ebenfalls noch an der Hand des Kubaryschen Berichts kennen lernen. Auch hierbei halten wir uns nur an das Tatsächliche.

Wir haben oben durch eine Analyse die später hinzugekommenen Fremden von den Einheimischen, den ursprünglich Angesessenen, geschieden und gefunden, daß vor dem Eintritt der Fremden nur das Institut des puipui, d. h. der Zustand geschwisterlichen Zusammenlebens bestanden haben *kann*. Denn so lange, als noch nicht Personen aus fremdem Stamme da waren, konnten eben nur geschwisterliche Beziehungen vorhanden sein.

In der *Geschwisterehe* ist selbstverständlich Gatte „der Bruder der Schwester" und Gattin „die Schwester des Bruders". Erzeugen die Geschwister Kinder, so ist deren Vater der Mutter-Bruder (avunculus) und ihre Mutter ist zugleich ihre Tante, nämlich des Vaters Schwester. Es besteht also in der Geschwisterehe naturgemäß das sogenannte Avunculat, d. h. ein Zustand, in welchem der Mutterbruder Vater der Kinder ist. Ist Vermögen vorhanden und stirbt der Vater, so beerben die Kinder, wenn sie den Vater beerben, den Bruder ihrer Mutter, den Avunculus; stirbt die Mutter, so beerben sie in ihrer Mutter ihres Oheims Schwester. In jedem Falle handelt es sich in der Geschwisterehe um eine Erbschaft *mütterlicherseits*. *Das ist die ganz natürliche Sachlage in der Geschwisterehe*. Sie ist so einfach und sonnenklar, daß sie ein geistig normales zwölfjähriges Kind begreifen kann.

Nun ist, wie wir aus dem Kubaryschen Berichte ersehen, der ursprüngliche Zustand des puipui, des brüderlich-schwesterlichen Verhältnisses dadurch modifiziert worden, daß eine Frau einen Mann, „der

nicht zum Stamme gehört", zu sich genommen hat. Dieser Mann, „der sich bei ihr aufhalten und das ihr zugehörige Land bearbeiten muß", ist ihr Diener (famel). Wer nur irgend etwas Verständnis für tatsächliche Merkmale hat und wer durch selbstgeschaffene Ideenassoziationen und leere Hirngespinste noch nicht vollständig in jenen abnormen psychischen Zustand versetzt ist, den wir „fixe Idee" nennen, wird zugeben müssen, daß in der ganzen Welt derjenige, welcher für eine fremde Person zu deren Vorteil arbeiten muß, sich dieser Person gegenüber in einer dienstlichen Stellung befindet und daß die Frau, welche einen Mann für sich arbeiten läßt, dem letzteren gegenüber „Herrin" ist. Nannten wir das dienstliche Verhältnis „Familie", so ist die Familienform, in der eine Frau über einen fremden Mann herrscht, gynäkokratisch, die Familienform aber, in der ein Mann ein Weib beherrscht, androkratisch. Beide Zustände finden wir unserm Bericht zufolge auf den Mortlockinseln neben einander bestehen. Sie sind gleichzeitig vorhanden.

Wenn nun eine solche Frau zu ihrem ihr untergeordneten und ihr zu Diensten verpflichteten Mann auch geschlechtlich in Beziehung tritt und sie infolgedessen ein Kind zur Welt bringt, so ist dieses Kind, weil ja doch die Frau die schwesterliche Gemahlin ihres Bruders ist, dessen Kind, aber nicht das Kind jenes famel. Ganz genau so, wie es in unserer heutigen Gesellschaftsordnung noch ist: wenn heutzutage eine Ehefrau durch einen andern als ihren Ehemann befruchtet wird, so gilt das Kind auch nach heutigen Rechtsbegriffen noch immer nicht als Kind des natürlichen Erzeugers, sondern als Kind des Mannes, mit dem sie in Ehe lebt. Das Kind ist in solchen Fällen ein eheliches Kind. Ist in der Geschwisterehe immer den Kindern der Bruder ihrer Mutter (avunculus) der Vater, so kann, wenn ihre Mutter von einem fremden Mann befruchtet worden ist, trotzdem nur der Avunculus, der Mutter-Bruder, Vater der Kinder sein. Denn dieser ist ihr Ehemann; der Familienmann kommt nicht in Betracht. Daher sind denn auch die Kinder eheliche Kinder. Das sog. Mutterrecht ist also erstens seinem Wesen nach der Zustand der Geschwisterehe und zweitens seinem Prädikate nach eine Modifikation durch eine außereheliche Befruchtung der heimischen Frau durch einen fremden Mann.

Finden wir auf den Mortlockinseln dem Kubaryschen Berichte zufolge die Geschwisterehe als „Blutschande" verpönt und ist die Verheiratung einer einheimischen Frau mit einem fremden dienstpflichtigen

Manne ebenso zur Regel geworden, wie die Verheiratung eines einheimischen Mannes mit einem ihm dienenden fremden Weibe, so ist das als eine Entwickelung anzusehen. Jede Entwickelung wird herbeigeführt, wenn der Urzustand bleibt und ein Entwickelungsfaktor auftritt, der in den vorigen Zustand durch Hinzubringen von etwas neuem eine Modifikation einführt. Was als Continuum verbleibt, ist das geschwisterliche Verhältnis, das „puipui"; was neu hinzutrat, ist die dienstliche Stellung eines fremden Mannes zur Schwester und der Verzicht des Bruders auf die jura conjugalia zugunsten des fremden, der Schwester dienenden Mannes. Dies erklärt uns eben das sogenannte Mutterrecht. Denn weil erstens in der Geschwisterehe der Bruder seiner Schwester der Vater von den Kindern seiner Schwester war, so bleibt im Mutterrecht auch fernerhin der Mutter-Bruder (avunculus) der Vater der Kinder seiner Schwester. Die leibliche Erzeugung der Kinder kommt im Mutterrecht gar nicht in Betracht. Weil zweitens in der Geschwisterehe, wie wir bereits gesehen haben, die Kinder den Mutterbruder und ihre eigene Mutter beerben, so bleibt im Mutterrecht auch dieser Zustand bestehen, d. h. die Kinder sind Erben des Avunculus und ihrer Mutter. Weil drittens in der Geschwisterehe die Kinder an der Bezeichnung der Horde ihrer Mutter und ihres Mutterbruders mitbeteiligt sind, so behalten sie auch im Mutterrecht diese Bezeichnung bei und leiten ihre Abstammung von Mutterseite, nicht von der Seite ihres leiblichen Erzeugers her, der auch dabei nicht in Betracht kommt.

Diese drei Merkmale, erstens das Avunculat als Vaterschaft, zweitens das Erbrecht der Kinder an Verwandten mütterlicherseits und drittens die Herleitung der Abstammung der Kinder von Seiten ihrer Mutter, welche die drei natürlichen Bestandteile der Geschwisterehe sind, bilden bekanntlich die drei Charakteristika des sog. „Mutterrechts". Die Benennung der Kinder nach ihrer Mutter, welche in der Geschwisterehe mehr latent ist, wird offenbar, wenn die Mutter mit einem fremden Manne in geschlechtliche Beziehung getreten ist.

Man nehme Berichte ähnlichen Inhalts her, welche man wolle, und analysiere sie in bezug auf das in ihnen enthaltene Tatsächliche, streife alle apriore Erkenntnis bezw. vorgefaßte Ideen ab, und man wird immer zu gleichen Resultaten kommen, nämlich daß das Mutterrecht dadurch aus der Geschwisterehe hervorging, daß sich die schwesterliche Gemahlin einen Dienstmann aus einer fremden

Horde nahm, mit diesem eine Hauswirtschaft (Familie) gründete und daß, wenn sie mit ihrem Famel-Mann geschlechtlichen Verkehr pflog, die Kinder nicht ihrem Mann in der Abstammung folgten, weil vorerst das Institut der Ehe, das ein ganz anderes Subjekt als das Institut Familie ist, eine lange Zeit hindurch nachwirkte.

Werdiesen Sachverhalt, den ich hier in einer für jedes Kind verständlichen Form sehr weitschweifig auseinandergesetzt, in meiner Schrift „Horde und Familie" aber viel präziser und übersichtlicher dargelegt habe, noch immmer nicht begreifen kann, dem glaube ich jedes Verständnis für einen Tatsachenzusammenhang absprechen zu müssen. Das Mutterrecht ist nicht „inmitten des ungebundenen Geschlechtsverkehrs der Horde" (Hellwaldt) hervorgegangen, wie viele Phantasten behaupten, sondern ist als ein Bestandteil der Geschwisterehe aufzufassen, der als Continuum in der gynäkokratischen Familie weiterhin bestehen bleibt.

Würde man in den sog. Geisteswissenschaften nicht so argen Unfug mit dem Begriffe Entwickelung treiben, so würde man hier ebenso wie in den Naturwissenschaften verlangen, daß derjenige, welcher von Entwickelung einer Sache spricht, die moralische Verpflichtung hat, erstens das Kontinuum und zweitens den Modifikator sachlich anzugeben, wie ich es in meinen früheren Schriften auch stets getan habe. Denn beide Bestandteile gehören zur Entwickelung. Unterläßt dies ein Schriftsteller und gebraucht er gleichwohl das Wort Entwickelung, so ist das stets ein sicheres Symptom dafür, daß er den Sachverhalt ununtersucht gelassen hat. Wird der Leser in ihm zur Hand kommenden ethnographischen Schriften, in denen das Wort Entwickelung gebraucht wird, genau darauf achten, ob der Schriftsteller das Continuum mit dem Modifikator (Entwickelungsfaktor) angegeben hat oder nicht, so kann sich der Leser getrost darauf verlassen, daß es sich im Falle der Unterlassung von seiten des Schriftstellers nur um seichtes Geschwätz handelt.

Ist das Mutterrecht, das gegenseitige Verhältnis der Kinder zu ihrer Mutter und deren Verwandten, das Continuum aus der Geschwisterehe und ist die Ehe älter als die Familie, so kann die Gynäkokratie, weil sie ja Grund (causa sui) der Familie ist, nicht eine Folge des Mutterrechts sein. Eine solche Behauptung kann nur der aufstellen, der die Subjekte durch Untersuchung der Prädikate nicht erkannt hat, und somit auch nicht imstande ist, die gegenseitige Einwirkung der Subjekte zu beurteilen, d. h. den Kausalzusammenhang

des Früheren und Späteren zu begreifen und zu entdecken, was Ursache oder Folge ist. Bei den mit aprioren Ideen operierenden Schriftstellern finden wir daher sehr häufig, weil bei ihnen eine Untersuchung der Merkmale ausgeschlossen ist, eine Verwechslung von Ursache und Folge.

Es ist eine vollständige Umkehr des Kausalzusammenhangs, wenn beispielsweise Joseph Kohler meint, „daß das Mutterrecht eine Neigung zur Gynäkokratie zeige, wenn auch diese Neigung nicht immer zur Ausbildung gelange". [5]) Umgekehrt: das in der Geschwisterehe latente Mutterrecht kommt erst in Erscheinung durch die Gynäkokratie. Dadurch, daß die Mutter Kinder von einem fremden, ihr dienstbaren Mann hat, folgen diese Kinder der Mutter. Der Grund ist also nicht geschlechtlicher, sondern rein ökonomischer Natur. Der Mann der einheimischen Frau, der auf den Mortlockinseln „das ihr zugehörige Land bearbeiten muß", arbeitet nicht für sich und ist wirtschaftlich unselbständig. Was er erwirbt, gehört, wie er selbst, seiner Frau. Von einer „uterinen" Verwandtschaft bei einem rein ökonomischen Verhältnis zu sprechen ist verfehlt. Man wird deshalb, wie ich schon in „Horde und Familie" vorgeschlagen habe, besser tun, statt von „Mutterrecht" nur von gynäkokratischer Familie zu sprechen und das Wort Mutterrecht wieder fallen lassen, weil es nur Verwirrung erzeugt.

Es gibt im Gegensatz zur gynäkokratischen auch eine androkratische Familie. Auch diese wollen wir nunmehr noch aus dem Kubaryschen Berichte kennen lernen. Dem aufmerksamen Leser wird es aufgefallen sein, daß Kubary sagt: „Jeder Mann besorgt seine eigene Arbeit, sogar der Häuptling bebaut seine eigenen Tarofelder selbst", und daß er anderseits die Mitteilung macht: „Die älteren Männer, welche eine Frau von einem andern Stamme heiraten, müssen sich bei ihr aufhalten und das ihr zugehörige Land bearbeiten".

Auch wenn man keine „Ueberkritik" treibt, sondern beim Durchlesen eines Berichts nur sein bischen Verstand, was man hat, beisammen hält und vor allem bei der Sache bleibt, muß man erkennen, daß die Männer, welche ihre eigenen Felder selbst bebauen, nicht zugleich diejenigen Männer sein können, welche sich bei ihrer Frau aufhalten und das ihr zugehörige Land bearbeiten". Folglich handelt es sich hier um zweierlei Männer. Da nun die Männer, welche für ihre Frauen das Feld

5) Zeitschrift für Vergl. Rechtswissenschaft VI. 1886. S. 328 ff.

bebauen, sich bei diesen in deren Hütten aufhalten müssen, so können die Männer, welche ihre eigenen Felder selbst bebauen, nur jene Männer im „Großen Hause" (Fel) sein. Diese aber sind die Brüder jener Frauen, welche dienende Personen geheiratet haben. Auch sie haben Weiber vom fremden Stamme, und diese wohnen allein in ihren Hütten. Sie heißen dem Bericht zufolge auf Palau „Armengols (Dienende)" im Gegensatz zu den ardil a pelu, d. i. „Frau des Landes". Sind also die Weiber der im großen Hause wohnenden Männer „dienende", so sind die letzteren ihren Weibern gegenüber herrschende. Die Familienform, in welcher ein Mann über ein fremdes Weib herrscht, ist also androkratisch.

Die Ethnologen, welche sich das „uterine" Mutterrecht mittels kühner Ideenassociationen zusammengezimmert haben, benennen die letztere Familienform mit „Vaterrecht" und behaupten, es komme in der Entwickelung des Menschheitslebens erst nach dem Mutterrecht in Erscheinung, während doch der vorliegende Sachverhalt uns klar und deutlich lehrt, daß beide Formen gleichzeitig auftreten und auftreten müssen. Denn beide Familienformen ergänzen sich. Die Erscheinung, daß die gynäkokratische Form verschwindet, weil sie sich auf die Dauer der Zeit nicht halten kann, gibt jenen Ethnologen dazu die Veranlassung. Das Nähere darüber habe ich in meinem Buche über Horde und Familie bereits so ausführlich dargelegt, daß ich in vorliegendem Werke, das einen ganz anderen Zweck verfolgt, darauf nicht nochmals näher einzugehen brauche.

Ich würde ja überhaupt nicht mit solcher Ausführlichkeit bezw. Umständlichkeit den vorstehenden Urteilsprozeß, den jeder Leser mit objektivem Selbstbewußtsein auch ohne meine Führung selbst anzustrengen vermag, an den im Berichte enthaltenen Tatsachenmerkmalen vollzogen haben, wenn nicht von seiten derjenigen, die in fixen Ideen leben, mir der Vorwurf gemacht worden wäre, ich treibe eine „Ueberkritik", „die an ihrer eigenen Sinnlosigkeit rasch genug zugrunde gehe." (H. Schurtz).

Wohin wir gelangen, wenn wir an dem Erkenntnisstandpunkt des Beobachters bezw. Berichterstatters von Völkererscheinungen keine Kritik üben und wenn wir nicht durch Beachtung der reinen, d. h. vom Erkenntnisinhalt losgelösten Tatsachenmerkmale die inneren Widersprüche des Berichts aufzudecken uns bemühen, können wir gerade aus Schurtz' schnellfertigen Schriften wahrnehmen, die von der Kritik nicht etwa verworfen, sondern im Gegenteil traurigerweise lobend hervorgehoben worden sind. Letzteres ist ein sicheres Kennzeichen dafür,

daß die Schule, der Schurtz entstammt und angehört, viele Jünger zählt. Da uns Schurtz den Beweis liefert, daß selbstgesponnene Gedankennetze zugleich die Fähigkeit rauben, ein Problem richtig zu stellen, so wollen wir an dessen Buch über „Altersklassen und Männerbunde" anknüpfen.

Wir haben mittels einer einfachen Analyse aus Kubary's Bericht ersehen, daß erst durch die Bildung der Familien das Hüttensystem um das große Haus herum entsteht und daß durch den Austritt der Schwestern aus demselben, die mit ihren fremden Männern in abgesonderten Hütten sich lagern, das große Haus selbst zu einem Männerhause wurde. Das Männerhaus ist also die Folge der Bildung der gynäkokratischen Familien oder, wie wir auch sagen können, der Entleerung des großen Hauses seitens der einheimischen Frauen. Wie erklärt sich nun Schurtz diese Erscheinung? Er führt das Männerhaus auf einen Geselligkeitstrieb zurück, indem er sagt (S. 204): „Das Männerhaus ist nur ein äußeres Zeichen eines gesellschaftlichen Zustandes; wo es überhaupt nicht Brauch ist, dauernde Siedelungen zu errichten, oder sonstige Umstände (welche?) hemmend wirken, kann dieser Zustand bestehen, ohne daß die jungen Männer nun gerade ein besonderes Gebäude besitzen."

Schurtz schlägt einen meinem Erkenntnisweg gerade entgegengesetzten Weg ein. Denn nach seiner Ansicht (S. 9) „muß man vor allem nach den großen dauernden Kräften und Bedingungen suchen, die der Geschichte der Menschheit zu Grunde liegen und immer wieder bestimmend hervortreten; dann erst wird es möglich sein, auch die Geschichte jedes einzelnen Bruchteiles der Menschheit in ihrem tiefsten Wesen zu erfassen und in ihrer wahren Bedeutung für das Ganze zu würdigen."

Also nicht die Untersuchung des Tatsachenzusammenhanges, sondern das Finden großer dauernder Kräfte soll uns die Geschichte der Menschheit in ihrem tiefsten Wesen erfassen lassen! Das klingt sehr tief und ist doch recht seicht. Als ob große dauernde Kräfte wie Falter in der Luft herumschwärmten, die man nur mit dem Netz (einem Gedankennetz) einzufangen braucht. Eine Kraft ist ohne Tätigkeit eines Subjekts undenkbar. Jede Kraft kommt vielmehr erst aus der Tätigkeit eines Subjekts her, und wir fassen die Kraft erst auf, wenn die Tätigkeit in einen bestimmten Zustand übergeht. Tätigkeit an sich ist nicht Kraft. Die größte Geschwindigkeit hat die größte Kraft

nur, wenn sie plötzlich gehemmt wird und somit aus ihrer Tätigkeit in Zustand übergeht. Diese Hemmung kann aber nur durch ein anderes Subjekt bewirkt werden. Somit setzt eine Kraft stets die Existenz zweier Subjekte, bezw. zweier Körper oder Sachen voraus. Kräfte an sich kann es gar nicht geben. Wollen wir das Einwirken von Kräften untersuchen, so müssen wir auf die Tätigkeit der Subjekte gegen einander zurückgehen, durch deren Einwirken die Kraft zur Erscheinung kommt. Diese Subjekte sind nun aber stets Sachen. Folglich läßt sich das Problem der Einwirkung der Kräfte nur in die Frage formulieren: wie verhalten sich die Sachen in ihrem gegenseitigen Einwirken zu einander? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir zuvor untersuchen, was die Sachen an sich sind. So werden wir also bei logischem Denken zu dem Erkenntnisprozeß zurückgeführt, den ich bei meinen urgeschichtlichen Untersuchungen in Anwendung bringe.

Das Suchen nach „großen dauernden Kräften", durch die wir „die Geschichte der Menschheit in ihrem tiefsten Wesen erfassen," bleibt so lange ein nebelhaftes Phantom, als wir uns nicht dazu bequemen, die Sachen zu erkennen, durch deren Tätigkeit die Kräfte in Erscheinung treten. Die Unklarheit und Verschwommenheit der Schurtz'schen Ideenassociationen und ihre Gefährlichkeit für die Wissenschaft vom Völkerleben wird uns erst klar, wenn wir die „großen dauernden Kräfte", die Schurtz sucht, uns von ihm vorführen lassen.

Zu den großen dauernden Kräften rechnet er die Gesellschaft. Sie umfaßt nach ihm zwei Hauptarten, „die natürliche und künstliche oder die primäre und sekundäre": natürliche Verbände sind nach ihm solche, „die aus Geschlechtsverkehr und Fortpflanzung entstehen", künstliche solche, „die durch willkürliche Verbindung ähnlicher Individuen zustande kommen". „Nur die der zweiten Art kann man als Erzeugnisse des Geselligkeitstriebes bezeichnen und nur von diesen gilt es, daß das Weib weniger Sinn und Neigung für sie hat als der Mann." (S. 17.) Aber warum ist bei dem Weibe der Geselligkeitstrieb weniger vorhanden? „Die Schwäche der rein gesellschaftlichen Neigungen des weiblichen Geschlechts" hilft Schurtz über das Dasein der Tatsachen leicht hinwegfliegen und die Männerbünde erklären. Obwohl er zugeben muß, daß z. B. auf den Palauinseln es außer den männlichen Verbänden (Klöbbergölls) auch weibliche gibt, meint Schurtz: „Es gibt auch weibliche Klöbbergölls, die aber keine eigenen Häuser besitzen und viel einflußloser als die der Männer sind." (S. 243.) Also gibt es doch

auch weibliche Verbände. Dort war ihm das Männerhaus nur etwas Aeußeres, der gesellschaftliche Zustand das Wesentliche, hier glaubt er das Fehlen des eigenen Hauses den Männern gegenüber hervorheben zu müssen, nur um die Stärke der gesellschaftlichen Neigung bei den Männern zu retten.

Nach Schurtz ist also der Geselligkeitstrieb das Erste, das Entstehen des Männerbundes das Zweite und die Errichtung des Männerhauses, das ihm „nur ein äußeres Zeichen eines gesellschaftlichen Zustandes ist," das Dritte. Da man in dem Männerhause bald nur Unverheiratete allein antrifft, bald auch Verheiratete mit Unverheirateten zusammen, so entgeht es Schurtz nicht, daß nur einer der beiden Zustände der frühere sein kann, und er spricht deshalb von einer Entwickelungsreihe. Nun ist aber eine Entwickelungsreihe nur durch einen Erkenntnisprozeß zu gewinnen, der einerseis das Subjekt feststellt, welches die Modifikation erleidet und anderseits die Subjekte aufsucht, welche als Entwickelungsfaktoren auf jenes Subjekt einwirken. Da nun ein solcher Erkenntnisprozeß für Schurtz durchaus nicht existiert, so läßt er auch in diesem Falle sein eigenes Ich darüber entscheiden, was früher oder später ist, indem er, wie folgt, raisonniert (S. 205):

„Eine Entwickelungsreihe geht von der Grundtatsache (sic!) aus, daß im Männerhause die unverheirateten Männer wohnen und schlafen. Aber warum die unverheirateten? Soll es dem Ehemann nun einfach verboten sein, das Haus zu betreten und wie bisher mit Spielen und Gelagen sich die Zeit zu vertreiben? Hat er nicht Freunde dort zurückgelassen, mit denen er auch fernerhin zusammenkommen möchte und wo könnte er sie besser treffen als eben im Mutterhause? Seine Familienhütte, oft nicht viel mehr als ein Schlafraum, eignet sich dazu nicht. So entsteht der Brauch, daß alle erwachsenen Männer im Männerhause verkehren, ja es kommt so weit, daß selbst die verheirateten die meisten Nächte dort verbringen und der Frau somit das Familienhäuschen fast ganz überlassen. Diese Umbildung des Jünglingshauses zum allgemeinen Männerhaus ist wieder die Grundlage weiterer Aenderungen."

Wenn man ein solches Geschwätz liest, so weiß man nicht, ob man dabei ernst bleiben soll oder ob man auf den unfreiwilligen Humor, der darin liegt, eingehen soll. Mit demselben Rechte hätte H. Schurtz auch anders räsonnieren können, wenn er die „Entwickelungsreihe" umkehrte und von einer anderen „Grundtatsache" ausging, indem er z. B. sagte: „Eine Entwickelungsreihe geht von der Grundtatsache aus,

daß im Männerhause alle verheirateten und unverheirateten Männer zusammenschlafen. Aber warum zusammen? Der Geselligkeitstrieb ist eine allgemeine große dauernde Grundkraft und bemächtigt sich zunächst der Verheirateten ebenso wie der Unverheirateten. Das geht so lange an, als sich die Jugend dem Alter gegenüber anständig benimmt und bei „Spielen und Gelagen" die Alten nicht über's Ohr haut. Wenn die Jungen aber anfangen Radau zu machen und Händel anknüpfen, geben die Alten, weil sie die Klugen sind, nach und schlafen lieber bei ihren Weibern in deren Hütten. Diese Umbildung des allgemeinen Männerhauses zum Jünglingshause ist wieder die Grundlage weiterer Aenderungen." Dieses Räsonnement wäre nicht viel besser, aber auch nicht schlechter.

Wenn es in der Ethnologie erlaubt ist, sich durch abstraktes Denken außerhalb der realen Tatsachenmerkmale der Berichte alles hervorzuzaubern, was man zur Erklärung nötig hat, so kann man leicht eine Entwickelungsreihe finden; man muß nur die nötige Dreistigkeit besitzen, etwas zur „Grundtatsache" zu erheben. So kann man spielend in einer einzigen Abendstunde zu einer Entwickelungsreihe kommen, wozu ein Anderer, der die tatsächlichen Merkmale durchforscht, um aus der gegenseitigen Einwirkung der Subjekte einen Sachverhalt festzustellen, ganze Jahre braucht. Es ist ein sehr einfaches Verfahren, den Männern im „Männerhause" Erwägungen unterzuschieben, die man sich selber gebildet hat.

Was, wie wir aus dem Tatsachenzusammenhang des Kubaryschen Berichtes erfuhren, der Anfang ist, daß nämlich beim Uebergange der Geschwisterehe zur Familienheirat die Männer insgesamt im „Großen Hause" verbleiben, weil sie ihre fremden Weiber in Familienhütten ansiedeln lassen müssen, setzt also Schurtz an das Ende der Entwickelungsreihe. Er weiß wohl von Entwickelung zu sprechen, versäumt es aber, den Entwickelungsfaktor aufzusuchen, indem er sich auf seinen „geübten Blick" und auf „die durch lange Beschäftigung mit diesen Dingen erworbene Kunst, ethnographische Tatsachen zu lesen und zu deuten" verläßt. „Da die Naturvölker überhaupt dazu neigen," behauptet er in seiner naiven Weise, „statt gleichmäßiger harmonischer Ausbildung der Zustände vielmehr einzelne Keime (sic!) bis zum Uebermaß zu entwickeln, andere verkümmern zu lassen, so sind die Verzerrungen der ursprünglich dem Männerhause zu Grunde liegenden Ideen (sic!) häufiger als die einfachen Formen, und die Vereinzelung, in der die verschiedenen Stämme leben, bringt es mit sich, daß bei nahe verwandten und benachbarten Gruppen die Entwicke-

lung oft einen ganz ungleichartigen Verlauf genommen hat und aus kleinen Unterschieden zuletzt große geworden sind" (S. 205).

Man darf wohl sagen, daß in Heinrich Schurtz jene Richtung der Ideenschmiederei, welche, weil sie das eigene Ich in den Mittelpunkt alles Denkens stellt, sich selbst zum Gegenstand der Bewunderung macht, ihren allerkrankhaftesten Ausdruck gefunden hat. Schurtz ist von der Richtigkeit seines einseitigen Theoretisierens und Schematisierens, seines Abmühens an vermeintlichen Entdeckungen und Verbesserungen, in welchem der wahre Zusammenhang der Dinge bis zur Unkenntlichkeit verschoben und verwirrt wird, so vollständig überzeugt, daß er in dem Wahne lebt, das Problem nicht nur richtig gestellt, sondern auch gelöst zu haben. Ein traurig warnendes Beispiel nicht blos für die Ethnologie im besonderen, sondern für die sog. Geisteswissenschaft überhaupt! Welches Unheil haben solche flüchtig dahin geschriebene Elaborate nicht schon gestiftet, zumal wenn sich liebe Freunde finden, die ein solches Buch, ohne sich Gewissensbisse darüber zu machen, weitesten Kreisen empfehlen.

Schurtz will die Erscheinungen der Männerbünde, bezw. des Männerhauses, das nach ihm „nur ein äußeres Zeichen eines gesellschaftlichen Zustandes ist" aus dem Geselligkeitstrieb erklären. Er rechnet ihn, wie bereits bemerkt, zu den „großen dauernden Grundkräften", „die der Geschichte der Menschheit zugrunde liegen". Sie sind ihm „tiefe Wesenszüge, die sich in ihrer inneren Beschaffenheit im Laufe der Jahrtausende kaum verändern, sondern von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden".

Nun gilt aber bekanntlich bei allen, welche über die Vergesellschaftung der Menschen jemals nachgedacht haben, es als ein noch ungelöstes Problem, ob es überhaupt einen Geselligkeitstrieb gibt und, wenn es ihn gibt, wie er entstanden ist. Das, was nach Schurtz angeblich „Grund" ist, bezw. als „Grundkraft" angeblich wirken soll, ist der Wissenschaft das Unbekannte, das noch erst erklärt werden muß. Schurtz stellt also das Problem verkehrt auf: was zu beweisen ist, nimmt er als bewiesen an; was noch erst zu finden und zu suchen ist, hat er in der Idee schon gefunden. Die Wissenschaft wäre ein Kinderspiel, wenn man sich die menschlichen Einrichtungen nur aus „Trieben" zu erklären brauchte. Wollte man wissen, wie die Religion entstanden ist, brauchte man nur einen Religionstrieb, zur Erklärung des Eigentums einen Eigentumstrieb anzunehmen; die Frage nach der Entstehung des Königtums bezw. Herrschertums würde

man mit dem Herrschertrieb beantworten. Tatsächlich hat H. Schurtz (a. a. O. S. 21) bereits „neben dem Streben nach Geselligkeit" auch „Herrscherinstinkte" aufzuweisen. Aber so einfach liegen die Dinge in der Wissenschaft überhaupt nicht. Durch abstraktes Denken lassen sich in der Ethnologie Probleme nicht finden und nicht formulieren. Hier heißt es, ehe man zu schriftstellern beginnt, in selbstloser Weise reine Tatsachenmerkmale untersuchen. Die selbständige Betätigung auf dem Gebiete der Ethnologie erfordert sehr lange Vorbereitung.

Je oberflächlicher wir an die uns nur durch Merkmale sich kundgebende Welt der Erscheinungen herantreten, desto mehr glauben wir von dieser Erscheinungswelt zu wissen; je tiefer wir aber in dieselbe eindringen, desto mehr kommt es uns zum Bewußtsein, wie wenig wir darüber wissen. Das rührt eben daher, daß für uns der Kausalnexus mit seinen unzähligen Fäden, von denen wir bei geringem Wissen gar keine Ahnung hatten, immer verwickelter wird, je mehr unser Wissen zunimmt. Je tiefer wir also in den Stoff eindringen, desto mehr Probleme stellen sich ein. Es gehört wahrlich kein allzu tiefes Eindringen in die hier in Frage kommende Materie dazu, um zu entdecken, daß uns der Geselligkeitstrieb das Männerhaus nicht erklären kann. Aber das eben ist der Fehler mehrerer Ethnographen, daß sie ihre Erkenntnis nicht aus dem Stoffe des Völkerlebens schöpfen, sondern aus Ideen außerhalb desselben.

Daß Schurtz zu seinen Ergebnissen unabhängig von einer Untersuchung der Erscheinungsformen des Männerhauses gelangt ist, ist psychologisch nicht schwer zu erweisen. Er berichtet uns im Vorwort zu seinem Buche (S. III): „Es lag mir ursprünglich ganz fern, eine neue Theorie der Gesellschaftsentstehung aufzustellen. Was mich zunächst beschäftigte, waren die Erscheinungsformen des Junggesellen- oder Männerhauses, deren Eigenart und Verbreitung mir einer genaueren Prüfung wert erschien, ohne daß ich indessen ahnte, welche Ausblicke sich hierbei eröffnen würden ... Es stellte sich dabei bald heraus, daß das Männerhaus überall nur der sichtbare Ausdruck einer besonderen Art der Männergesellschaft ist, der eigentümlicherweise Gesellschaftsformen des weiblichen Geschlechts gar nicht oder doch nur in schwachen Nachbildungen entsprechen ... Das Ergebnis dieser weiteren Forschung läßt sich kurz zusammenfassen: das Weib steht vorherrschend unter dem Einfluß der Geschlechtsliebe und der aus ihr entspringenden Familiengefühle, der Mann dagegen wird mehr durch einen reinen Geselligkeitstrieb, der ihn

mit seinesgleichen verbindet, in seinem Verhalten bestimmt."

Es ist undenkbar, daß jemand, der sich mit „den Erscheinungsformen des Junggesellenhauses" beschäftigt hat, zu dem Ergebnis kommen kann, daß das Weib vorherrschend unter dem Einfluß der Geschlechtsliebe steht, der Mann dagegen durch einen reinen Geselligkeitstrieb bestimmt wird. Denn dieses „Ergebnis der Forschung" ist rein psychologischer Natur, während „das Beschäftigen mit den Erscheinungsformen des Männerhauses" nur zu einer rein deskriptiven Darstellung führt. Beides steht in gar keinem Zusammenhang miteinander. Um zu jenem psychologischen „Ergebnis der Forschung" zu gelangen, hätte sich Schurtz ebenso gut mit dem Preußischen Herrenhause und dem Hause der Abgeordneten beschäftigen können. Oder er hätte dazu auch die katholischen Männervereine, evangelischen Jünglingsvereine und dergl. wählen können. Das Ergebnis, daß das Weib unter dem Einfluß der Geschlechtsliebe steht, während der Mann vom Geselligkeitstriebe bestimmt wird, ist eine Ideenassoziation, die ganz abseits vom Männerhause liegt und zu letzterem nur künstlich in Beziehung gesetzt wird.

Schurtz wollte wieder schnell ein Buch schreiben, und dazu bot sich ihm in den vorhandenen Schilderungen des Männerhauses ein passender Stoff. Wer solche Berichte ohne jedes begleitende Wort zusammenstellt, erwirbt sich meines Erachtens ein Verdienst, weil er andern die Arbeit erleichtert. Aber mit einer solchen Zusammenstellung wollte sich Schurtz nicht begnügen. Er wollte als Forscher angesehen werden. Eine Durchforschung des Materials über die Männerhäuser allein kann zu wissenschaftlichen Ergebnissen nicht führen, weil das Wesen der Sache immer nur aus ihren „Umständen", d. h. aus anderen Sachen, die mit ihr in Wechselwirkung stehen, erkannt werden kann. Ein so einseitiges Material konnte ihm also keine Probleme darbieten. So nahm Schurtz seine Zuflucht zu Ideen und schuf sich unabhängig vom Material in der Welt seiner Gedanken, was ihm gut dünkte. Nachdem Schurtz damit fertig war, trat er wieder an seine Männerhäuser und Männerbünde heran und legte seine Gedanken in das Material hinein. Da nun bei allen, welche nur mit Ideen arbeiten, meist eine Verkennung des Verhältnisses der Subjektivität zur Objektivität eintritt und dadurch das eigene Selbstbewußtsein sich stark steigert, so verstehen wir es, daß Schurtz in seinem Vorwort sagen kann: „Es ist mit Hilfe der in diesem Buche zusammengestellten Tatsachen (sic?) möglich, den seit Jahren tobenden Streit über

die Urformen der Gesellschaft in der Hauptsache beizulegen, ohne durch künstliche Theorien der Wirklichkeit nachzuhelfen."

Es schien mir im Interesse der Ethnologie notwendig, einmal an einem Beispiel zu zeigen, auf welche Weise denn eigentlich die angeblichen *Urformen der Gesellschaft* konstruiert und wie sie ins Publikum hineingetragen werden. Die Zahl derjenigen, die ein Buch über das Völkerleben wirklich *studieren*, ist äußerst gering, und zwar beschränkt sich diese geringe Zahl fast nur auf die, welche *nicht schriftstellerisch auftreten*. Letztere erfassen die Schwächen eines Buches sehr wohl, greifen aber als bloße Konsumenten nicht ein. Man hört nur gelegentlich mündlich von den Ungeheuerlichkeiten reden, die man auf dem Gebiete der Völkerkunde zu Tage fördere. Die Vielschreiber aber nehmen sich keine Zeit, ein Buch zu studieren. Sie durchfliegen den Inhalt. Ist er ihnen sympathisch, d. h. entspricht er ihren eigenen Ideen, so wird er bei erster bester Gelegenheit als Beweismittel für die Richtigkeit der eigenen Darlegung benutzt, indem es z. B. heißt, der Verfasser habe in überzeugender Weise auf Grund eines großen Materials festgestellt, daß etwas so oder so ist. Ist ihnen der Inhalt aber nicht sympathisch, weil er in Widerspruch zu den eigenen Ideen steht, so wird der Inhalt nicht etwa widerlegt dadurch, daß man die Widersprüche im Tatsachenzusammenhang des unsympathischen Buches aufdeckt, sondern man nimmt seine Zuflucht zu seinem eigenen Erkenntnisstandpunkt. Nur von diesem aus wird das Verdikt über den entgegengesetzten Standpunkt ausgesprochen. Dies aber hemmt jeden wahren wissenschaftlichen Fortschritt auf dem Gebiete der Ethnologie, weil man zu einer einigermaßen befriedigenden Formulierung der Probleme nie gelangen kann, so lange man mit Ideen an das Material herantritt, statt am Material durch einen Urteilsprozeß zu Begriffen zu gelangen.

Man ist in den Staatswissenschaften längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß auf Grund bloßer Ideen und Ideenassoziationen die schwierige Frage, wie die Gesellschaft entstanden sei und was wir somit unter Gesellschaft zu verstehen haben, nicht gelöst werden kann, daß wir vielmehr, wie immer, wenn Jahrhunderte lang überlieferte Ideen unzureichend geworden sind, neu hinzugetretene Erscheinungen genügend zu erklären, genötigt werden, einen neuen Urteilsprozeß zur Ergründung des Sachverhalts vorzunehmen.

Die Wissenschaft ist, wie wir schon oben dargelegt haben, an sich nur Eine; und deshalb gibt es streng genommen auch nur Eine Auf-

gabe. Daß wir Sonderwissenschaften bilden, geschieht, weil es für den Einzelnen unmöglich ist, mit seinem individuellen Geiste alles Wissen zu umfassen und die Eine Aufgabe ganz zu lösen. Es handelt sich also bei der Absonderung der Wissenschaften nur um eine Gliederung der Aufgabe. Deshalb weisen wir jeder Wissenschaft eine besondere Aufgabe zu, die sie vermöge des sie beherrschenden Prinzips selbstständig und unabhängig von den andern Wissenschaften zu lösen hat: je klarer ihr das Prinzip ist, in dem sie begründet wurde, desto mehr wird sie die ihr zufallende Aufgabe als solche erkennen und desto selbständiger in Angriff nehmen.

Aber wir würden das Wesen der Einen Wissenschaft mißverstehen, wollten wir meinen, es hätten sich die Jünger einer Sonderwissenschaft um die Aufgaben der übrigen Wissenschaften nicht zu kümmern. Im Gegenteil: je mehr Wissenschaften abgesondert werden, desto mehr wird es uns zur Pflicht, uns um die Grenzgebiete der übrigen Wissenschaften zu kümmern, insbesondere darum, ob die uns bei unserer eigenen Forschung entgegentretenden Probleme von andern Wissenschaften bereits zu lösen versucht worden sind und welches Resultat dabei erzielt wurde. Diese Erfahrungen seinen Schülern mitzuteilen, ist eine der vornehmsten Aufgaben des Lehrers beim akademischen Unterricht.

Es würde ein junger Ethnograph und Geograph unmöglich zu der Behauptung kommen können, die Gesellschaft sei „eine große dauernde Grundkraft" und sie erkläre sich aus dem Geselligkeitstrieb, bezw. der Geselligkeitstrieb sei etwas der Natur des Menschen eigenes, wenn er vor Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit auf ethnologischem Gebiete sich mit den Problemen der Staatswissenschaft, Wirtschaftslehre und Psychologie einige Jahre hindurch vertraut gemacht haben würde. Er würde dann gewußt haben, wo er einzusetzen hat, weil er dadurch in Erfahrung gebracht haben würde, daß der Geselligkeitstrieb selbst noch ein ungelöstes Problem ist und daß man schon vor Jahrhunderten den Weg angedeutet hat, wie das Problem zu lösen ist.

Daß um uns herum sich Menschen bewogen finden, sich mit anderen zu Gesellschaften zu vereinen, daß also in diesem Sinne ein Trieb zur Geselligkeit obwaltet, ist von niemandem bezweifelt worden. Die Frage, welche zu lösen ist, ist nur die, wie im Leben der Menschheit ein solcher Trieb hat entstehen können. Das Problem lautet also: wie ist der Geselligkeitstrieb zu erklären? oder was dasselbe ist: wie ist die Gesellschaft entstanden? Es gibt unter den Ethnologen einige, die, wie ich gleich zeigen werde, der Ansicht sind, die ersten Menschen hätten etwa nach Art der heutigen Buschmänner in ver-

lassenen Gruben eines Ameisenbärs vereinzelt gewohnt. Wer eine solche Ansicht eines anfänglichen Vereinzeltwohnens vertritt, kann unmöglich behaupten, es gäbe einen Geselligkeitstrieb im Sinne einer „dauernden Grundkraft". Denn entstand diese Grundkraft zugleich mit den ersten Menschen, weshalb lebten diese alsdann nicht von Anfang an in Gesellschaft? Eine solche Grundkraft in Form eines Geselligkeitstriebes kann also für den, der die Ansicht vertritt, die ersten Menschen hätten anfänglich vereinzelt gewohnt, damals noch nicht vorhanden gewesen sein. Man muß entweder einen der Natur des Menschen eigenen Geselligkeitstrieb oder jenes anfängliche Einzelwohnen fallen lassen. Beide Annahmen zugleich sind für jemanden, der logisch denken kann, unvereinbar.

Das haben klar denkende Köpfe schon vor Jahrhunderten erwogen und auch erkannt, daß der Grund aller Geselligkeit und Gesellschaft im Wohnen, bezw. in der Besetzung des Wohnraums besteht. Und jetzt kommt die junge Wissenschaft der Ethnologie mit ihren abstrakten aprioristischen Ideen und will in das, was seit Jahrhunderten längst geklärt ist, eine neue Verwirrung bringen, weil sie die Mühe ernster Arbeit und die Vertiefung in die völkerkundlichen Berichte scheut.

Es sind bereits über 400 Jahre verflossen, seitdem Leo Battista Alberti's Werk de re aedificatoria in Florenz 1485 (zuletzt 1514 in Straßburg) aufgelegt wurde. In der Praefatio dazu schrieb der vielseitig gebildete Verfasser seines ins Italienische, Französische, Spanische und Englische übersetzten berühmten Buches: Fuere qui dicerent, aquam aut ignem praebuisse principia, quibus effectum sit, ut hominum coetus celebrarentur. Nobis vero tecti parietisque utilitatem atque necessitatem spectantibus ad homines conciliandos atque una continendos majorem in modum valuisse nimirum persuadebitur.

Es muß jedermann einleuchten, daß ohne örtliches Zusammentreffen eine Vergesellschaftung unmöglich ist. Menschen, die von einander nichts wissen und sich niemals auf einem Ortpunkte getroffen haben, können sich nicht vergesellschaften. Nur der Ort bietet die Möglichkeit dar, andere kennen zu lernen. Aber ein einmaliges Zusammentreffen mit andern genügt nicht zu einem dauernden Verbande. Vielmehr gehört dazu wiederholtes Zusammentreffen.

Wo immer wir Menschen finden, treffen wir sie in Wohnungen an, so primitiv diese in technischer Hinsicht auch sein mögen. Betrachten wir diese Wohnungen in der Verschiedenartigkeit ihrer Erscheinung und

fassen wir letztere in reinen Merkmalen auf, um auch an ihnen durch den Urteilsprozeß zu erkennen, welches der Merkmale das Grundmerkmal ist, das in allen Erscheinungsformen wiederkehrt, so finden wir als Grundmerkmal das Ruhelager.

Wer die Wohnstätten auf ihre Merkmale hin untersucht, wird dies bestätigt finden. Doch auch in Reiseberichten, in denen auf den primitiven Bau der Wohnungen hingewiesen wird, ist dieses nahe liegende Urteil oft ausgesprochen worden. Man nehme nur das erste beste Buch zur Hand, in denen Wohnungen beschrieben werden. So schreibt der Missionar Nauhaus[6]): „Die Türe des Kaffernhauses ist recht niedrig, höchstens 2 Fuß hoch, so daß man hinein- und hinauskriechen muß. Diese Oeffnung wirkt auf den Rauch des Feuers und treibt ihn etwas in die Höhe. Uebrigens wird die Tür des Hauses nicht so viel benutzt wie bei unsern Häusern; denn nur bei stürmischem Wetter benutzt man das Haus auch bei Tage, — bei gutem Wetter sucht man es selten anders als zur Nachtzeit auf." Ebenso kann man bei Meinicke[7]) über die Wohnungen der Tonganen lesen: „Die Wohnungen entsprechen dem Kulturzustande des Volkes nicht; sie dienen auch nur zum Schlafen und zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter. Sie sind oblong mit gerundeten Ecken, manchmal fast oval, gewöhnlich 20 bis 30 Fuß lang mit niedrigen Wänden von 4 bis 8 Fuß Höhe, so daß man häufig nur in der Mitte aufrecht stehen kann." Oder, um zum Ueberfluß noch ein Beispiel desselben Verfassers zu bringen (a. a. O. S. 217), von den Bewohnern der Paumotu: „Die Wohnungen entsprechen der Kleidung. Es sind elende niedrige, viereckige Hütten, die aus einem Dach von Kokosblättern bestehen, das auf kurzen Pfosten ruht; der Raum zwischen diesen ist gewöhnlich offen. Sie dienen auch bloß zum Schlafen." Diese Merkmale zeigen deutlich, daß es sich um Schlafhäuser handelt und daß das Urteil, sie dienen zum Schlafen, begründet ist.

Jede Wohnung, wie immer sie beschaffen sein möge, ist ein Ruheplatz. Dieses Grundmerkmal behält sie für die ganze Dauer ihres Daseins; es bezeichnet das „Ding an sich" oder den Urzustand der Wohnung. Verliert sie dieses Merkmal, so hört sie auf Wohnung zu sein und wird etwas anderes. Unter dieses Grundmerkmal lassen sich selbst

6) Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropologie. Jahrg. 1882. S. 199.

7) C. Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans. II. S. 76. Aehnlich lautend über die Wohnungen der Maori. I. S. 318.

die Wohnungen der Toten, welche nur eine Nachahmung der Wohnung der Lebenden sind, einbeziehen. Wozu die Wohnung sonst noch dient, beruht auf Einwirkungen von Umständen, die das Wesen der Sache selbst nicht berühren.

Wie das Wild von den Feldern zu seiner Höhle, der Vogel von seinem Ausflug nach seinem Nest, so kehrt auch der Mensch, wenn er der Ruhe bedarf, nach seiner Wohnung zurück und nimmt hier den Lagerplatz ein, an den er gewöhnt ist. Es ist dies ein allgemeiner Zug und universeller Drang in der gesamten Natur, der bei allen tierischen Lebewesen sich vorfindet, daß wir schon um deswillen zu der Annahme berechtigt sind, auch der Urmensch habe keine Ausnahme davon gemacht und eines Wohnraumes bedurft, wo er seine gewohnte Ruhe finden kann.

Es entspringt aus reiner Idee, wenn Ratzel die Entstehung der Wohnungen auf ein Schutzbedürfnis zurückführt und in ihm den Keim der Baukunst erblickt. Wäre das richtig, so müßte bis zum heutigen Tag das Wesen der Wohnung ebenfalls noch im Schutzbedürfnis gesucht werden, da eine Sache ihr Grundmerkmal bis ans Ende ihres Daseins behält. „Den Keim der Baukunst, die erste Hütte," sagt Ratzel,[8]) „rief ein Bedürfnis hervor, das primitiv und allgemein ist . . . Das Schutzbedürfnis (sic!) legt den ersten Keim, aus dem sich später die naturvergeistigende Herrlichkeit der Baukunst entfalten sollte. Wir erwähnen zuerst jene Anlehnungen an die Natur, wozu das Bedürfnis zwingt. Wir werden von der nahezu tierischen Sitte des Baumwohnens bei mehreren Völkern zu sprechen haben. Die Benutzung herabhängender Zweige, die flüchtig verflochten und befestigt werden, wie es halbnomadische Buschmänner üben, steht ihr noch nahe. Das Abhauen von Zweigen oder Stämmchen, das Einstecken in den Boden im Kreise, das Verbinden der oberen Enden und das Bedecken dieses flüchtigen Baues mit Zweigen oder Fellen ist der nächste Schritt zum einfachen Hüttenbau, wie wir ihn bei Feuerländern und Hottentotten, bei Galla und Somal finden. Von hier aus führt nun eine lange Reihe von dauerhafteren und nach und nach verzierteren Bauten bis zu den reichverzierten Holzhäusern der Papua und Malaien, der Palauinsulaner, den steinlosen Palästen der Mangbuttu- oder Waganda-Könige. Den Schwesterkeim (sic!) zur Steinbaukunst legte das Höhlenwohnen, in der Urzeit weit verbreitet und auch in der Jetztzeit noch geübt. Einen Vorzug hat es in der Dauerhaftigkeit des

8) Fr. Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. II. S. 100 ff.

Materials voraus, dafür den Nachteil, der Verzierung, der Ornamentierung weniger entgegenzukommen. Aber es überwiegt jener Vorzug diesen Nachteil, denn sobald das Schöne angestrebt wird, ist es hier im Ebenmaß, der Grundbedingung aller architektonischer Schönheit, leichter zu finden."

Ich verstehe nicht, wenn das Schutzbedürfnis den ersten Keim der Baukunst der Wohnstätten gegeben hat, wieso alsdann aus dem flüchtigen Bau mit Zweigen und Fellen der einfache Hüttenbau und daraus wieder die reichverzierten Holzhäuser und steinlosen Paläste auf der einen Seite, und anderseits aus den natürlichen Höhlen die spätere Steinbaukunst hervorgegangen sein soll, wo doch zwischen dem dreischiffigen Holzhause der Malaien und dem dreischiffigen gothischen Steindom eine viel größere Aehnlichkeit besteht, als zwischen einer Höhle und dem letzteren oder einem flüchtigen durch abgehauene Zweige entstandenen Kreisbau und dem dauerhaften Holzhause der Papua und Malaien!

Solche Darstellungen, die, wenn man sie in umgekehrter Reihenfolge behauptete, zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter begründet sein würden, müssen zu einer ganz falschen historischen Perspektive verleiten und eine unrichtige Vorstellung von der Entwickelung hervorrufen. Ich kann mir absolut keine Vorstellung davon machen, wie aus einem bloßen Schutzdach, das durch Einstecken einiger Zweige und Stämmchen, die man oben verbindet, das schiffsförmige Haus der Malaien hervorgegangen sein soll, weil eben jede Kontinuität, die doch der Begriff Entwickelung ebenfalls in sich einschließt, fehlt.

Ich vermag deshalb auch einer Klassifikation der Völker nach ihrer Bauweise in der Art, wie sie R a t z e l gibt, keinen rechten Wert für die Völkerkunde beizumessen, wenn er seine Ansicht dahin zusammenfaßt: [9]) In einer Klassifikation der Völker nach ihrer Bauweise würden an der untersten Stufe die nomadischen Jäger- und Fischervölker vom Typus der Feuerländer, Buschmänner, Tasmanier und vieler Australier stehen, die keine Hütten nach bestimmtem Plane und in regelmäßiger Zusammenstellung zu Dörfern bewohnen, sondern sich zeitweilig Schutzstätten aus Reisig und Röhricht bauen. Die zeltbewohnenden Nomaden, seien ihre Zelte die Lederzelte der Araber oder die Filzjurten der Mongolen, Sifan usw., erheben sich im Bauplan wenig über sie, aber allen prägt der Schutz der Heerden die Notwendigkeit auf, sich im Kreise zu schließen; und so entstehen regelmäßigere Anlagen mit Kreiszaun oder -Wall und Toren. Ihnen wür-

9) Völkerkunde. 2. Aufl. I. S. 104.

den sich jene teils nomadischen, teils ackerbauenden Neger anschließen, die Hütten von Bienenkorb- oder Kegelform in den verschiedensten Stadien der Vollendung bauen. Jene Neger Zentralafrikas, die von den Wagogo bis hinüber zu den Fan und Dualla rechteckige Häuser mit mehreren Gemächern und mit ornamentierten Türen bauen, bilden den Uebergang zu den Malaien Madagaskars und des Indischen Archipels und den Völkern des Stillen Ozeans, deren reich ornamentierte, mannigfaltige, oft auch große Häuser das Vollkommenste leisten, was im Holzbau bei Naturvölkern vorkommt, bei denen sich aber gleichzeitig (auf der Osterinsel u. a.) Anfänge von Steinbau im Zusammenhang mit monumentalen Werken der Bildhauerkunst finden. In Steinbauten oder Hütten, wo Schnee an die Stelle des Steins tritt, wohnen die Polarvölker. Eine Zone mehrstöckiger Steinbauten zieht sich durch Indien, Arabien und das berberische Afrika. Zusammenhängende Steinhäuser für hunderte von Familien kommen bei den Indianern Neu-Mexikos und Arizonas vor. Und an diese schließen sich dann die Errichter der größten Monumentalbauten der außerhalb der altweltlichen Kulturkreise stehenden Völker an, die Mexikaner, Mittelamerikaner und Bewohner der südamerikanischen Hochebenen."

Ganz abgesehen davon, daß die Behauptung, die Zelte der Nomaden erhöben sich im Bauplan wenig über die Schutzstätten aus Reisig und Röhricht, unmöglich zu begründen ist und von Ratzel auch nicht zu begründen versucht wird, kann doch das Material, aus dem eine Wohnung gebaut ist, nie das leitende Prinzip für eine Klassifikation abgeben, weil der Bautypus erhalten bleiben kann, ganz unabhängig vom Baumaterial. Ebensowenig darf das Ornament in Frage kommen, da dieses ebenfalls vom Bautypus unabhängig dasteht. Wo es kein Bauholz gibt, wird man keine Holzbauten, und wo es keine Steine gibt, niemals Steinbauten antreffen, wenigstens so lange nicht, als nicht Verkehrsstraßen und sonstige Verkehrsmittel für die Beförderung solchen Materials Sorge tragen. Letzteres kann also nur bei kulturell höher stehenden Völkern in Betracht kommen.

Man verwendet überall, wo nicht besonderer Wohlstand und Verkehrsmittel das Natürliche durch das Künstliche bereits abgelöst haben, das Material zum Wohnbau, was man in der Nähe vorfindet. Erzählt uns doch Gustav Nachtigall, daß in der Hauptstadt Mursak die Häuser sogar aus salzhaltigen Erdklumpen erbaut sind, die etwaigem Regen seine zersetzende Wirkung durch den Salzgehalt noch erleichtern, weshalb sich diese Häuser, falls einmal ein tropischer Regen hier eintritt, was glücklicherweise selten geschieht, in Wohlgefallen auf-

lösen. Ebenso verwendet die Bevölkerung zu Türen, Balken und zur Bedachung Palmenholz, das nicht gerade das beste Nutzholz, aber das einzige ist, was existiert. „Stellenweise nur erlaubt sich ein ehrgeiziger, unternehmender reicher Knopf sich Holz aus Tripolis kommen zu lassen und so sich Türen und Fensterläden mit andern Material zu machen.“ [10])

Klassifikationen der Wohnstätten nach Aeußerlichkeiten lenken, wie das Beachten aller Aeußerlichkeiten im Leben überhaupt, nur zu leicht die Aufmerksamkeit von dem inneren Wesen der Sache ab und vermindern an diesem das Interesse. Sie führen aber auch zu einer Verdunkelung wissenschaftlicher Probleme. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß das Wesen einer Sache immer in derjenigen Eigenschaft besteht, in der sie ihren Grund hat, bezw. in dem Merkmal, durch welches sie für die ganze Dauer ihres Daseins charakterisiert ist. Alle Veränderungen an der Sache können sich daher nur auf dieses Grundmerkmal beziehen. Will man die Entwickelung der menschlichen Wohnstätten darstellen, so muß man also an das anknüpfen, was das Wohnen charakterisiert. Ein Gebäude an sich ist keine Wohnung, sondern erst durch die Wechselbeziehung der Menschen mit dem Gebäude wird dieses zur Wohnung. Es ist ein Wohnraum ohne Menschen ein unfaßbarer Begriff.

Wenn der Mensch wohnt, so wohnt er auf einem Raum; aber dieser Raum wird erst dadurch zum Wohnraum, daß ihn der Mensch bewohnt. Es würde keinen Wohnraum geben, wenn er nicht bewohnt würde, und es würde kein Wohnen ohne einen Raum denkbar sein. *Es findet also hier ein Wechselverhältnis statt.* Der Wohnraum ist gerade so groß und von solchem Umfange als er zum Wohnen erforderlich ist. Daher *deckt sich der Begriff des Wohnraums niemals mit dem Lebensraum.* Der Lebensraum hat einen ganz anderen Umfang und muß, wie ich schon in früheren Schriften, z. B. „Urgeschichte des Ackerbaues“ S. 74 betont habe, *scharf vom Wohnraum geschieden werden.* Auf dem Lebensraum findet der Mensch seine Nahrung, und diesen können sehr heterogene Bevölkerungselemente gemeinsam haben. Wie sich das Nest zu den Räumen verhält, auf denen der Vogel gemeinsam mit anderen Tieren seine Nahrung sucht, so verhält sich der menschliche Wohnraum zu seinem Lebensraum.

---

10) Dorothea Berlin, Erinnerungen an Gustav Nachtigall. Berlin 1887. S. 85.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Wohnraum bei seiner innigen Wechselwirkung zum Menschen für diesen viel eindrucksvoller sein muß als der weite Lebensraum, weil der Mensch, wenn er der Ruhe bedarf, ebenso wieder zu seinem Ruhelager zurückkehrt, wie der Vogel zu seinem Nest. Es ist an sich schon höchst unwahrscheinlich, daß der Mensch im Gegensatz zu andern ihm physisch nahestehenden Lebewesen sich täglich eine andere Wohnung gewählt haben sollte. Wäre ihm die Wohnung nicht zur Gewohnheit geworden, so würde wohl schwerlich der Mensch jemals die Fortschritte im Hausbau gemacht haben, die er gemacht hat. Auch würden diese Fortschritte ganz undenkbar sein, wenn die Wohnungen nicht die Erzeugnisse gemeinsamer Arbeit gewesen wären.

Wir brauchen uns nur des „Großen Hauses" zu erinnern, von dem wir oben gesprochen, und es in Vergleich zu setzen zu jenen um das Langhaus sich herumwindenden Hütten, die nach übereinstimmenden Reiseberichten in Vergleichung zum großen Hause als elend geschildert werden. Das macht eben, daß jene Häuser das Werk der Arbeit von Allen sind, während die Familienhütten meist nur das Erzeugnis Einzelner sind. Das gemeinsame Wohnen in großen Häusern ist, wie der Tatsachenzusammenhang uns gelehrt hat, dem Wohnen in Einzelhütten vorangegangen. Denn die Einzelhütten sind erst entstanden durch die Berührung der Einheimischen mit den Zugewanderten, bezw. mit der Begründung der Familien. An der festgestellten Tatsache, daß das gemeinsame Wohnen dem Einzelwohnen vorangegangen ist, müssen wir festhalten. Wir werden in den nächsten Abschnitten weitere Beweise dafür aus den Mythen der Völker kennen lernen.

Wie die allerersten Wohnungen architektonisch beschaffen gewesen sind, entzieht sich unserer Beobachtung. Wie aber die Menschen bei gemeinsamem Ruhelager sich gelagert haben, läßt sich mit absoluter Gewißheit nachweisen, nämlich in Reihenform. Denn wenn sich Menschen dicht neben einander lagern, so müssen Reihen entstehen. Folglich kann das Ruhelager der ersten Menschen nur in Form von Reihen gedacht werden, mögen die Reihen Längs- oder Rundreihen sein. Die Reihenform kann ihrerseits wieder nur von dem Terrain, dem Gelände im engsten Sinne, abhängig sein, so daß beispielsweise die Ebene zur Längsreihe, die kegelförmige Anhöhe zur Rundlagerung auffordert. Ich habe, nicht ohne mich dem Sprachgebrauche im Völkerleben anzuschließen, eine solche Wohnlagerung, mag sie Längs- oder Rundform sein, Horde genannt, bezw. dafür auch den in vielen Sprachen üblichen Ausdruck orta vorgeschlagen. Unter

Horde versteht auch heute noch jedermann im Deutschen ein Reihenlager. [11])

Da man sich ein Reihenlager nicht ohne Raum und ohne einen Gegenstand, welcher auf dem Raume ruht, denken kann, so besteht hier jene Wechselbeziehung, deren wir schon gedacht haben, nämlich zwischen dem, was ruht und dem, worauf es ruht. Wenden wir dies auf den Menschen und seinen Wohnraum an, so ist eine Horde ebenfalls nur eine Wechselbeziehung von Raum und Menschen. Weder ist der Raum an sich, noch eine Anzahl von Menschen an sich, sondern die Wechselwirkung zwischen Raum und Menschenmenge eine Horde. Der Lagerbehälter für sich gewährt wohl die Möglichkeit, eine Horde zu werden, aber er wird sie erst in Wirklichkeit, wenn er zum Ruheplatz für Gegenstände, bezw. Personen, welche darauf ruhen, dient.

Da es, wie bereits der vorige Abschnitt uns gezeigt hat, sehr verschiedene Wohnreihenlager gibt, so bedürfen wir dringend eines Ausdruckes, der sie alle insgesamt umfaßt, und zwar eines Ausdruckes, dessen Einführung in die vornehmsten modernen Sprachen möglich ist. Der Name Wohnreihenlager, den ich ebenfalls gebraucht habe, empfiehlt sich dazu nicht, wohl aber der von mir vorgeschlagene Ausdruck orta bezw. orda. Denn in dem Begriff, der uns jetzt beschäftigt, liegt erstens das örtliche räumliche Moment der Behausung, zweitens das Moment der Reihen innerhalb derselben, drittens das Moment der Ordnung durch ihre Glieder, viertens das Moment der Umgrenzung, Verwendung oder Umhordung des räumlich-persönlichen Ganzen. Es muß also eine Bezeichnung gewählt werden, die diese vier Hauptmomente zugleich umfaßt. Ich weiß in der Tat keinen besseren Ausdruck, der alle diese Momente gleichzeitig umfaßt als den von mir vorgeschlagenen. Ich werde mich fernerweit nur des Ausdruckes Horde für den oben festgestellten Begriff bedienen.

Wenn wir oben unter Benutzung des Kubary'schen Berichtes durch Eliminierung der Fremden einen Zustand von Brüdern und Schwestern in einer einheitlichen Behausung konstruierten; so erblicke ich auch in diesem Zustande eine Horde. Es handelt sich um eine räumlich abgegrenzte Lagerung zweier Reihen, einer männlichen und einer

11) So gebraucht der Fischer für die Lagerbehälter, in welchen er seine Fische reihenweise aneinanderlegt, um sie in der Wärme des Ofens zu trocknen, ebenso den Ausdruck „Horde", wie die Hausfrau, welche das Obst in ähnlichen Behältern Stück an Stück zum Darren aneinanderreiht. Das Wort Orta gebrauchten die Mongolen und brauchen noch heute die Türken für eine Reihe Krieger (Soldaten).

weiblichen, um eine Erscheinung, von der wir mehrfach Schilderungen haben.

Wir können diesen Zustand nicht Familie nennen, weil, wie wir oben gesehen haben, das Grundmerkmal derselben in einem herrschaftlichen Verhältnis besteht, dessen Voraussetzung die Verbindung zweier oder mehrerer sich fremder Einzelpersonen ist. In den beiden Geschlechtsreihen finden wir dagegen eine Anzahl von Personen, die sich als durchaus gleiche einander gegenüberstehen oder, wie Kubary sich ausdrückt, „die sich als Geschwister betrachten müssen" und „sich nicht körperlich oder moralisch schädigen dürfen." Die Horde ist also den tatsächlichen Merkmalen zufolge ein der Familie entgegengesetzter Zustand und ist eine Wohnlagerung von Gleichen, die in einer männlichen und weiblichen Reihe sich gegenseitig ergänzen. In der Horde, in der man sich „als Geschwister betrachten muß", besteht Ebenbürtigkeit, und weil man sich nicht schädigen darf, so fehlt in ihr das herrschaftliche Moment. Somit hat keiner dem andern zu gehorsamen. Der Gehorsam (obedientia) ist ein wesentliches Moment in der Familie, in der Horde besteht nur Gefolgsam (obsequentia). Daher gibt es in der Horde auch keinen herrschenden Häuptling, sondern nur ein führendes Haupt: „wer der Vorderste ist, führt den Reigen."

Daß diese Unterschiede sich bilden konnten ist die Macht des Wohnraumes, bezw. das Erzeugnis der in der Natur der Dinge notwendigen Lagerung der ersten Menschen in Reihen, die ihnen allmählich zum Bewußtsein gekommen und für die ganze Dauer ihres Daseins bestimmend gewesen ist. Es würde nie zu einer menschlichen Ordnung haben kommen können, wenn der Mensch nicht eine durch die Natur der Dinge selbst entstandene Ordnung sinnlich wahrgenommen hätte. Denn nur aus dem Wechselverkehr mit den Dingen haben wir die ersten Bilder, die wir in uns tragen, überhaupt erlangt.

Wenn die Menschen die von außen aufgenommenen Bilder dann auch als innere Bilder in sich trugen, so wurden sie bestimmend für ihr Erkennen, Fühlen und Wollen. Ist unser heutiges Erkennen zumeist nur ein Wiedererkennen nach den Bildern, die wir in uns tragen, so geht allerdings unsere geistige Tätigkeit vom Denken aus und ist dem Stoff gegenüber aprioristisch. In diesem Sinne, aber nur in diesem Sinne, gibt es auch angeborene Begriffe. Aber daß dem ersten Menschen innere Bilder und eine gewisse Summe von Wissen angeboren gewesen sein soll, ist nicht blos vom psychologischen Standpunkte aus widersinnig, sondern widerspricht auch, worauf ich

den meisten Nachdruck lege, dem Zusammenhang der *realen* Tatsachen im Völkerleben. Die Annahme eines der Natur des Menschen *eigenen* Geselligkeitstriebes im Sinne einer großen dauernden Grundkraft ist nur die Folge eines *abstrakten und zugleich wüsten* Denkens.

Die grauenhaften Bilder von der wilden Promiskuität im Anfang des Menschheitslebens, den sogenannten Gruppenehen u. dgl., von denen viele Ethnologen zu reden wissen, sind im letzten Grunde nur die eigenen Bilder, die jene Darsteller in sich tragen. Sie sind nicht die Ergebnisse ernsthafter Forschung, sondern vom ethnographischen Material unabhängige, auf dem Wege reiner Spekulation gewonnene Erzeugnisse, die nur dadurch einen Schein von Wahrheit an sich tragen, daß sie sich auf Berichte stützen, in denen geschlechtliche Abnormitäten bei gewissen Völkern erwähnt werden. Man macht sich die Erklärung der darin geschilderten Zustände leicht, indem man sie als Ueberlebsel (survivals) aus den *Anfängen* des Menschheitslebens bezeichnet. Das ist aber ein rein subjektives Verfahren. Ziel aller Erkenntnis ist die *Aufklärung des verworrenen Stoffes*, den eine mehrtausendjährige Ueberlieferung über Erscheinungen des Völkerlebens uns darbietet. Es genügt dabei nicht, sich nur auf das Material zu beschränken, was uns über die sog. heutigen Naturvölker berichtet wird, sondern wir müssen zugleich auch unser Beobachtungsnetz über die sog. untergegangenen Völker des Altertums erstrecken, d. h. unsern Erkenntnisprozeß über die Gesamtheit des Menschheitslebens ausdehnen.

Trotzdem ich ein ganzes Menschenalter im Verein lieber junger Freunde, meiner Schüler, alles nur greifbaren Materials über das Völkerleben mich bemächtigt und mittels der oben beschriebenen exakten Methode einen aufreibenden Kombinationsprozeß unternommen habe, ist es mir doch nicht möglich gewesen, *über den Zustand der Geschwisterehe hinaus einen Zustand zu rekonstruieren, der diesem Zustand vorangegangen sein kann*. Ich habe absichtlich in diesem Abschnitte in Form des *Kubary*'schen Berichtes einen *modernen* Bericht zur Demonstration gewählt, der uns ermöglichte, das sog. Mutterrecht in seiner Entstehung aufzufinden. Danach hat es sich für uns nur als ein Kontinuum der Geschwisterehe dargestellt, ist also nicht, wie die mit fertigen selbstgeschaffenen Ideen erklärende Schule zu behaupten nicht müde wird, „aus der Einsicht in die Notwendigkeit einer Zähmung der geschlechtlichen Begierde seitens der Frauen" entstanden. Man

kann psychologisch gar nicht begreifen, woher diese Einsicht ohne die Erfahrung eines anderen besseren Zustandes gekommen sein soll. Es gibt Zeiten im Leben überhaupt und in der Wissenschaft im Besonderen, wo das Widersinnigste selbst angesehene Geister anzustecken vermag, und wo man sich nur um so tiefer in einen Irrtum hineinbohrt, je mehr er von anderer Seite bezweifelt wird. Man wird eben unfähig, einen Tatsachenzusammenhang zu begreifen.

Als Urzustand einer Sache kann doch nur derjenige Zustand angesehen werden, über den hinaus kein anderer Zustand mehr denkbar ist, weil in ihm das Subjekt in seinem reinsten Grundmerkmal zum Vorschein kommt. Rekonstruiert werden kann somit ein Urzustand nur dadurch, daß man aus den späteren Zuständen alles in Abzug bringt, was sich als nachträglich hinzugekommen erweisen läßt. Wenn wir auf diese Weise oben nach Auslösung der Fremden auf die einheimischen Geschwister im großen Hause stießen und demnach in dem Fremden den Entwickelungsfaktor erkannten, welcher die Geschwisterehe modifizierte, so ist eben in der Geschwisterehe der Urzustand der Ehe überhaupt, „die natürliche Ordnung der Dinge", zu erblicken. Wer meine Lehre vom Urzustande der Ehe oder die logische Methode der Rekonstruktion anzweifelt, den bitte ich dringend um eine sachliche Widerlegung. Ich werde alsdann nicht versäumen, darauf eine Erwiderung zu geben, indem ich zugleich an einer ganzen Anzahl anderer Volksstämme beweisen werde, daß man überall zu gleichen Resultaten gelangt.

Wenn mit dem der Völkerkunde zu Gebote stehenden Material kein anderer Zustand als die monogame Geschwisterehe als Urzustand rekonstruiert werden kann, so muß jedenfalls dieser Zustand im Leben der Menschheit von langer Dauer gewesen sein. Auf diese lange Dauer deutet schon äußerlich der Umstand hin, daß die Architektur des Hordenhauses bis zur Gründung der Familienhütten große Fortschritte hat machen können. Denn wir können uns unmöglich denken, daß das „Große Haus" schon im Beginne des Menschheitslebens so formvollendet gewesen sein kann, wie wir es antreffen zur Zeit der Familiengründung. Aber noch viel mehr tritt uns das vor Augen, wenn wir auf das innere Zusammenleben der Geschwister blicken.

Kein einsichtsvoller Leser wird glauben, daß der Zustand auf den Mortlockinseln, wie ihn der Kubaryſche Bericht schildert, sich über Nacht so gebildet habe. Peschel sagt einmal,[12]) „es gehöre zu den dunkelsten, aber auch lehrreichsten Fragen der Völkerkunde, wie es Brauch

12) Völkerkunde, 6. Aufl., bearbeitet von A. Kirchhoff. Leipzig 1886. S. 332.

geworden sei, Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden". Eine Frage ist halb beantwortet, wenn sie korrekt gestellt wird, ein Problem fast gelöst, sobald man es richtig formuliert. Man kann ein Problem weder richtig formulieren noch lösen, wenn man es unter eine Idee stellt, weil sie, wie schon mehrfach dargetan wurde, als ein festbegrenzter Geisteszustand niemals gestattet, über sich selbst hinauszugehen; sie läßt nur Verbindungen mit andern Ideen zu. Knüpfen wir aber an die Tatsachenmerkmale an, so wird die Untersuchung ein Prozeß, der zu Begriffen hinführt.

Ehen zwischen Blutsverwandten sind, wie wir gefunden haben, ihrem Begriffe nach Verbindungen zwischen Gleichen; Verbindungen zwischen Ungleichen aber, die wir Familien nannten, bestehen zwischen Einheimischen und Fremden. Auch für diesen Unterschied sind zwei Ausdrücke erforderlich und in der deutschen Sprache bereits vorhanden, nämlich in den Wörtern ehelichen (freien) einerseits und heiraten anderseits, wie denn auch die deutsche Sprache gleich mehreren andern Sprachen zweierlei Ausdrücke für das weibliche Geschlecht besitzt, nämlich Frau für den Zustand der freien und herrschenden und Weib für den der dienenden und unfreien.

Wenn bei Konrad von Würzburg Telamon, welcher wegen seiner Tapferkeit bei der Eroberung Troja's die Königstochter Esiona zur Belohnung erhalten hat, sagt: die suessen wil ich allewege ze frowen und ze wibe han, so ist dies keine Tautologie, wie Jakob Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer S. 20) behauptet, sondern es bedeutet frei übersetzt: Ich will sie ehelichen und heiraten, sie soll mir befehlen und mir dienen. Ich will sie zur Frau und zum Weibe haben, heißt also: sie soll sowohl meine Genossin als auch meine Hauswirtin sein. Im Worte Frau liegt das Herrschende, im Ausdrucke Weib das Dienende. Eben deshalb ist Weib etwas Sächliches.

Es sind in dem Zustande, den wir heutzutage schlechthin mit „Verheiratung" bezeichnen, zwei ursprünglich getrennte Momente vorhanden: Ehe und Heirat. Die Frage, wie es Brauch geworden sei, Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden, muß also zergliedert werden in die Frage: bezieht sich im Anfang das Verbot der Verwandten-Verbindung auf die Ehe oder auf die Heirat? Diese Frage ist nur zu beantworten dadurch, daß wir auf die Entstehung der Familie zurückgehen und die Verschmelzung von Ehe und Familie in ihrem Werden untersuchen, wie ich es auch bereits in meinem Buche „Horde und Familie" dargelegt habe.

Durch welches Mittel kamen Männer unter die Herrschaft von

Frauen und anderseits Weiber unter die Gewalt der Männer? Bei manchen Völkern besteht noch gegenwärtig der Hochzeitsgebrauch eines Scheinraubes und eines Scheinkampfes. Trotz der beendeten gegenseitigen Einwilligung der Beteiligten hat der Bräutigam sich am Hochzeitstage die ihm längst Verlobte zu rauben oder es wird der Bräutigam von den Verwandten der Braut, vor denen er sich flüchten muß, als Gefangener eingeholt. Außerdem besteht auch mancherwärts noch die Sitte, daß der neue Ehemann von seiten der Verwandten seiner Frau nach der Hochzeit unwirsch behandelt wird und daß man sich so stellt, als sei den Verwandten, aus deren Kreis man geheiratet hat, dadurch ein Schimpf widerfahren. Beide Gebräuche hängen eng miteinander zusammen.

Mögen wir uns über die Entstehung vieler Sitten nicht mehr klar sein, weil uns der Grund derselben nicht mehr deutlich vorliegt, so kann doch in diesem Falle kein Zweifel darüber obwalten, daß die erwähnten Gebräuche nur aus der Tatsache einstigen wirklichen Raubes bezw. einer wirklichen Entführung einer Frau oder eines Mannes und einer vormaligen Mißhandelung dieser Personen von seiten der Verwandten, die dabei in Frage kommen, herzuleiten sind. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier dem Leser umständlich erweisen, daß in der Geschichte des Völkerlebens der Weiberraub fast allerwärts aufgetreten ist.

Ueberall, wo er auftritt, wird er als ein Schimpf betrachtet. Denn die Art, wie die Entführung bezw. der Raub eines Weibes in Wirklichkeit vollzogen wird, ist den Schilderungen zufolge eine solche, die das sittliche Empfinden verletzen muß. Wenn uns z. B. berichtet wird, daß die Australier „zu einem behaglichen Leben unbedingt eines Weibes bedürfen, das ihnen als Lasttier, ein die Nahrung schaffendes Wesen und ein willenloses Opfer gilt, an dem sie ihre Leidenschaften, welche sie im Verkehr untereinander nicht zu äußern wagen, auslassen", und wenn uns weiter erzählt wird, daß sie zu diesem Zwecke „das ihnen in die Hände fallende Weib durch einen Schlag ihrer Keule betäuben. es an den Haaren ins Gebüsch schleifen und hier warten, bis ihm die Besinnung wiederkehrt" und daß sie endlich nach des Weibes Erwachen aus der Ohnmacht den Augenblick abwarten, „wo es gute Miene zum bösen Spiele macht und ihnen endlich folgt", — so muß eine solche Behandlung auch das Empfinden des allerprimitivsten Menschen verletzen. Nun erzählen uns völkerkundliche Berichte, daß es an verschiedenen Punkten der Erde gleicher Brauch für den Schwiegersohn ist, sich den Blicken seiner Schwiegermutter und teilweise auch denen seiner Ver-

wandten zu entziehen oder sich vor ihnen zu bücken, sie nur mit abgewandtem Gesicht anzusprechen und dergl. In allen diesen Merkmalen, die man nicht isoliert für sich behandeln kann, tritt das Zeichen der Untergeordnetheit deutlich zu Tage. Wir besitzen weitere Berichte, daß die geraubten Weiber als „Handelware" gelten, daß ihre Männer „keinen Wert auf vertrauten geschlechtlichen Umgang mit ihnen legen", daß sie sie vielmehr andern zum Beilager überlassen; daß es eine gegen die Ordnung verstoßende Handlung (une action extraordinaire) für einen Mann ist, sich bei Tage in der Hütte seines Weibes aufzuhalten, daß die Männer deshalb nur „wagen in die besondere Hütte, wo ihre Weiber wohnen, in der Dunkelheit der Nacht zu gehen", und daß man überhaupt den Beischlaf mit ihnen für etwas Unerlaubtes hält. Das darüber aufgehäufte Material ist sehr groß und so allgemein bekannt, daß ich nicht nötig habe, es dem Leser nochmals vorzuführen.

Bringen wir auch diese Merkmale in Zusammenhang zu den bereits erkannten Tatsachen, insbesondere zu dem bereits festgestellten Begriff „Familie", der in seinem Grundmerkmal etwas ganz anderes als die Ehe ist, so werden die eben vorgeführten Erscheinungen eine befriedigende Erklärung finden. Nach den Lehren der Logik ist identisch, was sich auf gleiche Grundmerkmale zurückführen läßt.

Der Weiberraub kann, weil er in vollständigem Widerspruch zum Begriffe Ehe steht und das Grundmerkmal der Familie an sich trägt, nicht zu dem Zwecke *entstanden* sein, ein eheliches Verhältnis zu begründen. Denn das geraubte Weib wird als etwas untergeordnetes betrachtet. Daraus erklärt sich alsdann, weshalb zu jener Zeit der Mann keinen Wert legt auf die Keuschheit seines Weibes, das er andern überläßt und das er selbst nur verstohlen in der Nacht besucht, und zugleich auch, weshalb zwischen den Verwandten der beiden heterogenen Elemente, welche eine Familie bilden, jenes gegenseitige Ausweichen erfolgen mußte. Wäre der Weiberraub um der Ehe willen *entstanden*, wie würden wir die Erscheinung erklären können, daß die Männer, z. B. bei den Guachichiles in Jalisco ihre Weiber gerade dann verstoßen, wenn sie schwanger werden? Die zur Arbeit Untaugliche „die Geschwächte" wird entlassen.

Es ist eine vollständige Umkehr des Kausalzusammenhanges, wenn von *Kohler* behauptet wird, „die Ehe sei ursprünglich Frauenraub gewesen und zum Frauenkauf geworden"; „Raub und Kauf waren es, welche die Frau aus dem Kommunismus des Geschlechtsverkehrs herausgeholt und zum Eigentum des einzelnen gemacht haben, und es sei

aus der furchtbaren Institution des Menschenraubes als höchste Frucht unsere Ehe mit der Treue des Weibes hervorgegangen“ [13]).

Ich halte es für überflüssig, solchen rein aus der Luft gegriffenen Behauptungen gegenüber auch nur ein Wort noch zu verlieren, nachdem ich schon vor neun Jahren mit denselben Beweismitteln in ausführlichster Weise und viel übersichtlicher als heute den Entwickelungsgang von Ehe und Familie dargelegt habe. Die monogamische Ehe ist ein in der Naturordnung begründetes Institut und bestand zunächst zwischen Geschwistern: die Natur bestimmte sie für einander entsprechend den Reihen, in denen sie lagerten, woraus z. B. die Sitte entstand, nicht die jüngere vor der älteren Schwester zur Frau zu nehmen. Daher wird die Ehe auch heute noch als eine *öffentliche Bestimmung zweier Personen entgegengesetzten Geschlechts zu einer geschlechtlichen Einheit aufgefaßt*. Zwei Personen sind in der Ehe, wenn sie durch eine Autorität für einander öffentlich bestimmt sind. Zwei Personen entgegengesetzten Geschlechts, die sich nach eigener Wahl nur häuslich zusammenfinden, ohne *öffentlich* für einander bestimmt zu sein, sind nicht in der Ehe, sondern bilden eine Hauswirtschaft, und wenn sich letztere selbst Jahrzehnte lang geschlechtlich mischen und Kinder erzeugen, so ist ihr Verhältnis trotzdem kein eheliches Band. Hinwiederum befinden sich zwei Personen entgegengesetzten Geschlechts, die öffentlich für einander bestimmt sind, trotzdem sie (z. B. infolge eines körperlichen Leidens, wegen Abneigung usw.) nie geschlechtlichen Umgang pflegen, auch nicht einmal zusammen in einer gemeinsamen Behausung wohnen, gleichwohl in der Ehe. — Ich sollte meinen, daß dies gerade einem Juristen endlich einleuchten und ihn veranlassen müßte, seine Irrlehren aufzugeben, statt denjenigen zu schmähen, der der Verwirrung seiner Begriffe keinen Geschmack abgewinnen kann. Es ist eine der Logik der Tatsachen widersprechende Behauptung, daß aus dem Menschenraub unsere Ehe hervorgegangen sei. Die Ehe hat vor dem Weiberraub bestanden, und der Weiberraub ist es gewesen, der zur Zeit der Familiengründung die widrigen Geschlechtsverirrungen hervorgebracht hat, die hier im einzelnen vorzuführen ich um so mehr unterlassen kann, weil sie in der „Geschichte der Ehe“, wie sie von den Promiskuitätstheoretikern aufgefaßt wird, von diesen als Lieblingsthema oft behandelt worden sind.

Während die Geschwisterehe in voller Reinheit bestand, entstand der Menschenraub, der rein wirtschaftlichen Zwecken diente. Die ge-

13) Ztschr. für Vergl. Rechtswissenschaft. VII. 1887. S. 327 ff.

raubten Personen konnten in der Horde, dem „Großen Hause" nicht untergebracht werden und so entstand der Hüttenbau oder, wie wir noch sehen werden, bisweilen auch ein direkter Anbau zu beiden Seiten des Langhauses. Wir haben genügende Berichte, — doch darüber brauchen wir hier nicht zu sprechen — daß man sich vielfach nicht mit einem Familienweib oder nur einem Manne begnügte, sondern mehrere raubte und ansiedelte. Zwischen den Einheimischen und Fremden bestand anfangs kein geschlechtlicher Verkehr. Als dieser aber auf seiten der Frau entstand, hatte dies in der gynäkokratischen Familie keinen Einfluß auf die Ehe zwischen Bruder und Schwester; denn jener blieb, wie wir gesehen haben, nach wie vor der destinierte Vater der Kinder seiner Schwester als Avunculus.

Das ist im kurzen der Entwickelungsgang aus der ursprünglichen Geschwisterehe in die Familienheirat und dies zugleich die Antwort auf die Frage, „wie es Brauch geworden sei, Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden". Diese Frage muß für alle diejenigen unbeantwortet bleiben, die ihre Erklärungen außerhalb der tatsächlichen Merkmale suchen, welche der Erscheinung zugrunde liegen und z. B. die Idee eines „Instinkts der Scheu vor Blutnähe" als deus ex machina zitieren.

Denn das Problem wird dadurch nicht gelöst, sondern nur anders formuliert. Setzt man anstelle der Frage: wie entstand der Brauch, Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden? die Frage: wie entstand der Instinkt der Scheu vor Blutnähe? so ist das ganz dasselbe als früge man: wie entstand der Instinkt, Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden? Die Differenz liegt also nicht in der Sache, sondern nur im Ausdruck, indem ich statt „Brauch" „Instinkt" sage. Der Instinkt gehörte zu den unbestimmtesten, ja geradezu mysteriösen Begriffen der älteren Psychologie. Niemand wird heutzutage mehr glauben, daß der Instinkt eine angeborene Kraft der Seele sei, gewisse Bewegungen in zweckmäßiger Weise und stets in derselben bestimmten Art zu verrichten. Denn alsdann würde es den Anschein gewinnen, als ob die Seele unter einer ihr fremden Gewalt stehe, welche den Menschen unmittelbar zu Tätigkeiten nötigen kann, an denen er selbst eigentlich nicht beteiligt ist. Das steht aber im direkten Widerspruch zum Wesen der Seele; denn die Seele kommt nur in der Wechselwirkung der eigenen Bewegung des leiblichen Organismus mit der mechanisch bewegten Außenwelt überhaupt in Erscheinung, und die Entwickelung der Seele ist nur aus jener Wechselbeziehung zu erklären. Auch das instinktive Handeln ist davon nicht auszu-

schließen. Wir handeln instinktiv, wenn wir gewohnheitsmäßig handeln und etwas vollziehen, ohne daß wir uns darüber in jedem Falle Rechenschaft geben, warum wir es tun. Fragen wir uns nach dem warum? bei unserem Tun, so beginnt der Erkenntnisprozeß genau so wie bei jeder Untersuchung eines Sachverhalts. Fragen wir also, warum wir „Scheu vor Blutnähe" haben, so ist diese Frage ganz identisch mit der Frage, warum es Brauch geworden sei, Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden. Nur durch Untersuchung des Sachverhalts, nicht aber durch eine Idee ist diese Frage zu lösen. Welcher Sachverhalt liegt hier vor?

Wir unterschieden oben Eheschließung und Familienheirat. Erkannten wir in der Familie das Unterworfensein einer Person zu Dienstzwecken, so finden wir als Grund des Verbotes, eine Verwandte zu heiraten: es darf die Schwester nicht den Bruder bezw. einen Verwandten heiraten, weil man die Geschwister nicht unterwerfen und beherrschen darf. Es ist eine alte Hordenregel, die Kubary's Bericht über die Mortlockinsulaner so formuliert: „Geschwister dürfen sich weder körperlich noch moralisch schädigen." Diese Hordenregel erstreckt sich nicht blos auf die Geschwister, welche in einem ganz bestimmten örtlichen „Großen Hause" heimatberechtigt sind, sondern auch auf alle Abzweigungen derselben Horde, die sich über ihre geographischen Individuen ausgebreitet hat. Denn das Geschwisterverhältnis (puipui) „besteht ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Verteilung", wie Kubary ebenfalls berichtet.

Ist der Zustand eingetreten, den wir im vorigen Abschnitt vorzugsweise an den Tupi, die sich über weite Räume auf gleichen geographischen Individuen ausgebreitet hatten, studieren konnten, daß sich nämlich in die leer gelassenen Räume zahlreiche andere Horden eingedrängt haben und entspinnen sich jetzt Kämpfe zwischen den Indigenen und Zugewanderten, so werden sich, wenn mehrere Horden bereits zu einer größeren politischen Einheit verbunden sind, niemals Verwandte in jenem erweiterten Sinne bekämpfen, wie uns Kubary ebenfalls geschildert hat und uns mehrfach berichtet wird. Entsteht ein Kampf mit der Horde, aus der die Mutter ihren Familienmann hat, so wird der von letzterem leiblich erzeugte Sohn gegen diesen kämpfen, weil er als der eheliche Sohn des Bruders seiner Mutter, des Avunculus, gilt, mit dem er zusammen im „Großen Hause" schläft. Es ist die Macht des Wohnraums: Dach und Wand (tecta parietesque), sind es, was die Verwandtschaft bestimmt. Denn die Verwandten sind

die Verwandeten; zur Sippe (irisch Sept) gehört, was hinter demselben septum, der Umzäunung, in der sabba wohnt, und zum Geschlechte sind die zu zählen, welche verschlachtet sind, d. h. in demselben Verschlag hausen. Was in derselben Schlacht wohnt, kämpft auch zusammen. In der Schlacht kämpfen cognati cum cognatis.

Der Leser, der meinen Darlegungen bis hierher vorurteilsfrei gefolgt ist, dürfte bereits von der Notwendigkeit einer scharfen Auseinanderhaltung einerseits der Horde, in der die Ehe ein integrierender Bestandteil ist, und anderseits der Familie überzeugt sein. Sie sind in der Tat die beiden wichtigsten Grundbegriffe, ohne welche der Prozeß der Völkerbildung nicht verstanden werden kann. Diejenige Horde, von der wir nach Anleitung des Kubaryschen Berichts bis jetzt vorzugsweise gesprochen haben, wird gekennzeichnet durch das „Große Haus", das ursprünglich zwei Reihen, eine Männer- und eine Frauenseite, gehabt hat. Es ist über die Erde weit verbreitet und trägt sehr verschiedene Bezeichungen, aber, was an der Erscheinung merkwürdig ist, Bezeichnungen, die auf ganz verschiedenen Erdteilen in der Wortwurzel wiederkehren.

Da ich für das „Große Haus" in dem vorliegenden Werke die Aufmerksamkeit des Lesers noch in Anspruch zu nehmen habe, und bei dieser Gelegenheit auf die ihm im Völkerleben zuerteilten Bezeichnungen näher einzugehen haben werde, so will ich an dieser Stelle nur auf einen Namen aufmerksam machen, der für den deutschen Leser begriffliche Bedeutung hat. Es ist die Benennung Sab, die in lautlichen Varianten und verschiedenen Schreibweisen auf verschiedenen Erdteilen wiederkehrt. So ist für das große „Haus der Ruhe" in Indien, in Italien, in Griechenland, in Palästina, im Norden von Europa, in Japan usw. diese Bezeichnung (sabbha, saba, seba, siwa, sip, sif, sibh usw.) ebenso nachzuweisen, wie in Afrika und auf den Südseeinseln. Noch heute heißt das große Haus bei den Battak sapu und sapo, auf Halmahera sabua (saboea), auf den Palau-Inseln sop, in Neuguinea sop, auf Formosa shappu. Und ganz dasselbe ist das deutsche Wort Sippe. Denn Sippe ist Bezeichnung für diejenige Horde, welche wir bisher vorzugsweise betrachtet haben. Infolgedessen begreift das Wort Sippe, wie alle übrigen genannten Bezeichnungen, die auf dieselbe Wurzel zurückzuführen sind, nicht bloß das Ruhelager als Ort, sondern auch die Personen mit. Die Sippe (gotisch Sibja) ist also nur eine der vielen Bezeichnungen für diejenige Horde, welche äußerlich durch das „Große Haus" charakterisiert wird. Als

Hordenbegriff umfaßt also Sippe den umfriedigten (umhordeten) Raum mit seiner Bedachung, auf welchem die Verwandtschaft im Sinne einer brüderlich-schwesterlich verbundenen Gemeinschaft wohnt. Daher bedeutet gotisch Sibja das verwandte Geschlecht, mittelhochdeutsch Sippe Friede, Bund, Verwandtschaft.

Es ist uns unbenommen, w i e wir die zweireihige in Längsform lagernde Horde benennen wollen, wenn wir nur ihren Begriff festhalten. Ich werde mich in Folgendem mehr an den Ausdruck Sippe (Sibja) halten. Da die Horde im begrifflichen Gegensatz zur Familie steht, so steht selbstverständlich auch die Sippe, weil sie ja eine Horde ist, im Gegensatz zur Familie. Denn die Familie ist dadurch a u s der Sippe entstanden, daß Glieder der Sippe Personen fremder Horden sich zu Dienstleistungen unterwarfen und diese nötigten, sich außerhalb des Hordenhauses anzusiedeln. Wir fanden dem Kubaryschen Berichte zufolge, daß das in Form von Hütten, die um das Haus herumlagen, geschah. Aber es kommt im Völkerleben noch eine andere Form der Ansiedelung der Fremden vor, nämlich eine direkt an das „Große Haus" angelehnte, indem die Familienräume an beiden Seiten desselben angebracht werden.

So wird uns beispielsweise von Neuguinea von sehr großen Häusern berichtet, „an welche die kleinen Familienhäuser a n g e k l e b t waren", ohne daß letztere mit dem großen Hause selbst unter einem Dache vereinigt erscheinen. Schon die bloße Erscheinung, daß das große „einem umgestürzten Schiffe ähnelnde Dach" nicht auch über die „Annexe" mit hinüberreicht, läßt uns rein äußerlich deutlich erkennen, daß diese als etwas später Hinzugekommenes anzusehen sind. Solche „Annexe" oder Anschlüsse statt des besonderen Hüttensystems sind so häufig anzutreffen und in Büchern über Völkerkunde so oft geschildert worden, daß es an dieser Stelle genügt, dieser Anschlüsse nur zu gedenken. Wie solche „Anschlüsse" selbst im M y t h o s der alten Völker auftreten, werde ich im dritten Abschnitt an dem sogenannten „Volksstamm" der Leviten zu veranschaulichen suchen.

Das Wesentliche auch an dieser Erscheinung besteht darin, daß die Fremden von den Heimischen getrennt wohnen und daß auch bei dieser Lagerform den Fremden das Betreten des inneren Mittelraumes v e r b o t e n ist, weil dieser Raum eben nur der Sippe oder „den sieben Männern und sieben Frauen", wie der Mythos sich ausdrückt (darüber später), zusteht und auch nur von der Sippe betreten werden darf. Die Familien haben sich also aus der Sippe dadurch entwickelt, daß die Mitglieder der Sippe beiderlei Geschlechts sich Personen aus

fremden Horden zur Dienstleistung unterwarfen, mit letzteren anfangs heimlich und verstohlen, später aber auch ohne Scheu sich geschlechtlich vermischten. Das ethnische Gebilde, was aus dieser Vermischung hervorging, können wir Stamm (Volksstamm) nennen.

Ein Stamm ist also seiner Entstehung nach eine Horde, welche durch das Medium der Familie zu einer selbständigen Einheit geworden ist. Das Continuum ist die ursprüngliche Horde, der Entwickelungsfaktor sind die Familien, welche die Horde modifiziert haben. Während die Familie aus der Horde dadurch entstand, daß einzelne Glieder derselben sich Personen aus anderen Horden zu wirtschaftlichen Dienstleistungen unterwarfen, ist der Stamm durch einen Assimilationsprozeß der ursprünglich Fremden mit den Einheimischen zustande gekommen. Die Horde unterscheidet sich vom Stamme dadurch, daß in jener vollständige Gleichheit herrscht, während im Stamme durch das Institut der Familie Ungleichheit herbeigeführt worden ist. Deshalb bleibt im Stamme die Brüderschaft zwar noch bestehen, aber es sind zugleich Bestandteile der Unterordnung in ihr enthalten. Räumlich betrachtet ist der Stamm über das Wohnbereich der Horde nur dadurch erweitert, daß zu dem ursprünglichen Hause der Phratrie die Annexe, die teils in Form von Seitenanbauten (Lauben), teils in Form von besonderen Hütten zur Erscheinung kommen, hinzugetreten sind.

In räumlicher Hinsicht ist der Stamm seinem Ursprunge nach nur ein *Wohnbezirk*, und deshalb bleibt trotz der in ihm zum Vorschein kommenden Familien das Durcheinanderwohnen in den Landschaften vorerst noch bestehen. Der Stamm umfaßt ursprünglich nicht mehr, als was wir gegenwärtig mit „Dorf" oder besser „Ortschaft" bezeichnen. In einer Ortschaft leben also zweierlei Elemente, nämlich die ursprünglich Eingesessenen der Horde oder Sippe und sodann die Fremden, mit denen sich jene vermischt haben.

Da nun aber die ursprünglich Eingesessenen, wie wir aus dem vorigen Abschnitte erkannten, nach gleichen geographischen Individuen sich ausgebreitet haben, indem die Horde, wenn ihr „Großes Haus" gefüllt war, sich ein neues „Großes Haus" auf gleichem geographischen Individuum in der Entfernung anlegte, so blieb zwischen diesen Ansiedelungen trotz der Entfernungen von einander doch eine *Verbindung in Form von Phratrien* bestehen, was *Kubary* mit den Worten ausdrückt: „die Bande der Stammesverwandtschaft bestehen ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Verteilung".

Dieser Umstand ist wichtig für die Stammeserweiterung. Denn wenn es nun in den einzelnen Ortschaften durch das Medium

der Familien zu Stammesbildungen gekommen ist, so wird durch die Phratrien, die schon durch die Natur der Dinge (die natürliche Sachlage) untereinander verbunden sind, auch das später hinzugekommene bezw. eingewanderte Element, mit dem man Familien gegründet hat, fortan zugleich mitverbunden. So kommen nun die Verhältnisse zustande, die Kubary auf den Mortlockinseln ebenfalls schildert: „jede Ortschaft hat ihren Stammeshäuptling (Bey somol) im Großen Hause; über diesen Stammeshäuptling aber steht ein Oberhäuptling (Key-somol), welcher im Hauptdorfe, dem Stammdorfe seinen Wohnsitz hat."

Das einheitliche Element im Volksstamme sind somit die auf gleichen geographischen Individuen von Alters her Eingesessenen (originarii, bei den Griechen ὀργεῶνες); das differente Element aber bilden im Volksstamme immer die Zugewanderten (bei den Griechen γεννῆται), die Fremden, mit denen jenes einheitliche Element Familienverbindungen eingegangen ist. Es ist, wie uns später noch deutlicher werden wird, nicht anzunehmen, daß alle Fremden gleichzeitig auf einmal das Land überschwemmten und daß alle Fremden von einerlei Herkunft waren. Nicht einmal in einer einzelnen Ortschaft werden die fremden Familienglieder immer gleicher Abstammung gewesen sein, wenigstens nicht im Anfange der Familiengründungen, weil ja doch nur durch Raub und Gefangennahme die ersten Dienstverhältnisse entstanden. Erst viel später, nachdem die Familien durch das Institut der Ehe eine Modifikation erlitten und der Dienst dadurch in ein mehr freiwilliges Verhältnis umgewandelt wurde, wo also der Scheinraub zwischen den einzelnen Horden mehr eine freiwillige Wechselheirat hervorbrachte, kommen die Familienverbindungen zwischen ganz bestimmten Horden mehr einheitlich zustande.

Wenn Kubary von den Mortlockinsulanern sagt: „Da die Einwanderung keine gleichzeitige und einmalige für die verschiedenen Stämme war, so kamen auf verschiedenen Inseln einzelne mehr zur Geltung; jedoch fanden sie sich sämtlich auf beinahe jeder Insel vertreten" — so kann uns dieser Bericht auch in dieser Hinsicht zur Illustration für die Entstehung der Volksstämme überhaupt dienen. Wir müssen uns eben zunächst das Zerstreutwohnen der einheitlichen Horden auf gleichen geographischen Individuen denken. Zwischen sie drängen sich auf den leer gelassenen Stellen auf anderen geographischen Individuen fremde Horden ein. Es entstehen Familienverbindungen, wodurch die „alte Ordnung der Dinge" teils zerstört,

teils modifiziert wird. Die ursprünglichen Phratrien suchen zwar ihre Sitten und Gebräuche zu *erhalten*, aber die Macht der Umstände, die sie selbst mit verursachten, wirkt stärker als die eigene Kraft. Das Familienwesen sucht allmählich die „alte Ordnung" zu stürzen. Indem aber jene bleibt und nur modifiziert wird, tritt eben Entwickelung ein: das Continuum liegt bei der indogenen Horde, der abändernde Faktor dagegen bei den Fremden, den Zugewanderten.

Das ist der einfache Sachverhalt, wie er sich bei allen Völkern mit voller Sicherheit aus dem Zusammenhang der einschlägigen Verhältnisse nachweisen läßt: Es bestehen ursprünglich kleine Horden (Sippen) auf bestimmten geographischen Individuen; andere (fremde) Horden nähern sich ihnen; Menschenraub entsteht im Interesse der Dienstleistungen; diese werden um das Hordenhaus herum angesiedelt; Familienhäuser bezw. Lauben werden gebaut; die Einheimischen ziehen allmählich in die Wohnungen ihrer Familien, meist die Frauen zuerst, so daß im Sippenhause nur noch die Brüder wohnen; dann folgen die verheirateten Brüder nach und ziehen ebenfalls zu ihren Weibern; die unverheirateten Söhne verbleiben eine Zeit lang noch im großen Hause. Doch zuletzt, nachdem das Familienleben zugleich mit seinen Zwecken gewachsen ist, dient das große Haus andern Zwecken.

Nun höre man dagegen, wie über diesen einfachen Tatsachenzusammenhang H. *Schurtz* in seinem Buche über „Altersklassen und Männerbünde" urteilt, und welch geradezu wüste Vorstellungen er über diese Dinge hat und haben muß, weil er rein aus der Idee sich einen Zusammenhang konstruiert und die ethnographischen Berichte dieser aprioren Erkenntnis zwangsweise unterwirft. Es entgeht ihm vollständig, daß die geistige Tätigkeit des Begreifens darauf beruht, daß wir dem *Werden des Reellen* nachgehen oder es selbst ins Werden bringen, um alles das zu fassen, was diesem Werden einwohnt. Denn beim Begreifen handelt es sich um einen Prozeß, der sich streng an die *Sache* hält und sie in ihren *Wechselbeziehungen zu anderen Sachen* verfolgt. Tut man das nicht, so kann man eben nichts begreifen und kann sich somit auch einem anderen gegenüber nicht verständlich machen. Denn nur durch den Prozeß des Begriffes kann sich der Geist dem Geiste mitteilen und das Resultat seiner eigenen Forschung dem andern überliefern. Wenn jemand diesen Prozeß des Werdens nicht durchlaufen hat, so bleibt ihm nichts übrig als zu flunkern und den Leser glauben zu machen, es liege nicht an ihm, sondern an dem (völkerkundlichen) Material, daß er etwas mit Sicherheit nicht feststellen könne. Ist das Material un-

genügend, so muß man eben mit der Veröffentlichung seines Buches so lange warten, bis das Material herbeigeschafft ist, um das Werden der Dinge zu begreifen.

In der angezogenen Schrift schreibt H. Schurtz (S. 77): „Wie wir uns das Herauswachsen der Sippe aus den kleinen Familienhorden (sic!), die wir noch heute bei den primitivsten Völkern finden, zu denken haben, ist mit Sicherheit vorläufig nicht festzustellen. Zunächst ist schon die Frage kaum zu lösen, ob sich die Sippen in der Regel aus einer Horde durch Teilung entwickelt (sic!) haben, oder ob sie aus der Vereinigung von mindestens zwei ursprünglich getrennten Horden hervorgegangen sind. Im ersten Falle würde mehr die Scheu vor Inzucht die treibende Ursache gewesen sein, im zweiten könnte man annehmen, daß die jungen Männer der zunächst feindlichen Horden unter dem Zwang des Geselligkeitstriebes (sic!) sich verbunden und dann die Einrichtung der Sippen mit ihren Heiratsverboten geschaffen hätten. Beide Möglichkeiten haben mancherlei für sich. Für die Teilung spricht die Tatsache, daß in einem Teile Melanesiens die Sippe als veve (Teilung) bezeichnet wird. Auch daß überall ursprünglich nur zwei Sippen vorhanden zu sein scheinen, die sich erst nachträglich weiter gespalten zu haben scheinen, läßt mehr auf den inneren Zerfall einer Familienhorde (sic!) als auf das Zusammentreten mehrerer fremder schließen. Anderseits spricht das Vorwalten der Männerbünde doch mehr dafür, daß der Geselligkeitstrieb seinen Einfluß beim Entstehen der Sippen vorwiegend geltend gemacht hat, daß also die Männer verschiedener Horden zu einem Kartell zusammengetreten sind. Das vorhandene Material genügt vorläufig nicht, um eine leidlich sichere Antwort auf diese Fragen zu finden. Möglich auch, daß die Sippeneinrichtungen auf sehr verschiedenen Wegen entstanden sind, daß aber allenthalben die einzelnen sich bekämpfenden Einflüsse (sic!) zuletzt in dieser Gesellschaftsform ihren Ausgleich gefunden haben."

Welche Unklarheit und Verworrenheit liegt den Schurtzschen „Begriffen" zu Grunde? Was für ein wüster Ausdruck ist „Familienhorde"? Wie unwissenschaftlich ist die Vorstellung eines „Herauswachsens" der Sippe aus der Familienhorde? Welch schiefe Ansicht vom Begriffe Entwickelung liegt in der Behauptung, die Sippen hätten sich durch Teilung aus einer Horde entwickelt? Oder sie seien aus der Vereinigung zweier Horden hervorgegangen? Wie soll durch bloße Teilung sich etwas entwickeln? wie durch bloße Vereinigung etwas neues hervorgehen?

Wenn ich einen Liter destilliertes Wasser in zwei Teile teile, so ist das keine Entwickelung, und ebenso wenig *geht* dadurch etwas *hervor*, daß ich einen Liter Wasser mit einem andern Liter Wasser vereinige. Es ist inhaltloses Gerede, mit dem *Schurtz* seine Leser bedient, und dabei schiebt er die Schuld, daß sich „mit Sicherheit vorläufig nicht feststellen" lasse, wie die Sippen entstanden seien, nicht sich selbst, sondern dem „vorhandenen Material" zu, das „vorläufig nicht genügt, um eine leidlich sichere Antwort auf diese Fragen zu finden."

Das Material mag bergehoch aufgetürmt werden; es wird niemals genügen, wenn man die Fragen unabhängig vom Material stellt und infolgedessen die wissenschaftlichen Probleme in der Idee formuliert, und sich nicht die Zeit vergönnt, das Material zu durchforschen. Fragen und Forschen ist in der Wissenschaft eins. *Forschen heißt ein bestimmtes Material durchdenken.* Alles Denken wird zur Phantasterei, wenn es sich von dem jeweilig zu durchforschenden Gegenstande entfernt, und somit artet das Fragen in Neugier und die Antwort in Willkür aus. Am Fragen erkennt man den Menschen. Das unreife Kind, das nur seinen Gedanken lebt, stellt Fragen, die ein erwachsener reifer Mann nicht beantworten kann. Der unreife Schriftsteller fragt ähnlich. Man durchforsche in der Ethnographie das *vorhandene* Material, abstrahiere von allen subjektiven Auffassungen der Berichterstatter, halte sich nur an die objektiven Merkmale der Berichte und man wird den Forschungsreisenden größere Dienste erweisen als wenn man auf Treu und Glauben ihre Berichte zu schnellfertigen Büchern mit den eigenen Ideen verbindet.

Obwohl nun nach *Schurtz* sich mit Sicherheit vorläufig nicht feststellen läßt, wie „das Herauswachsen der Sippe aus den kleinen Familienhorden" zu denken ist, stellt er doch eine Definition von der Sippe auf. Nun besteht aber die Richtigkeit der Definition bekanntlich darin, daß man zuerst den nächsten übergeordneten allgemeinen Begriff nennt und dann dasjenige Prädikat hinzufügt, wodurch er sich von dem nächsten koordinierten Begriffe unterscheidet. Wenn der allgemeine Begriff anzeigt, was die Sache ihrem Wesen nach ist (Inhalt), und das Prädikat angibt, wie die Sache daraus hat werden können, was sie ist (Umfang), so versteht man nicht, wie *Schurtz* imstande sein will, eine Definition von der Sippe zu geben, wo er doch sagt, es ließe sich vorläufig nicht feststellen, *wie* das Herauswachsen der Sippe zu denken sei.

Weder ist von ihm durch Induktion untersucht worden, *was* die Sippe ihrem Wesen nach ist, noch durch Deduktion, *wie* sie das

geworden ist. Obgleich also gar kein Prozeß der Begriffsbestimmung von ihm eingeleitet worden ist, ruft Schurtz (S. 78) seinem Leser doch zu: „Halten wir jedenfalls an der Definition der Sippe fest, die uns die nähere Untersuchung ihres Wesens gelehrt hat.“ Es ist nicht wahr, daß er das Wesen derselben näher untersucht hat; er hat überhaupt gar nichts untersucht. Gleichwohl gibt er folgende Definition: „Die Sippe ist eine Gruppe von Blutsverwandten, die mit einer andern ähnlichen Gruppe oder mit mehreren derart verbunden ist, daß Wechselheiraten stattfinden; die jungen Männer der Sippe bilden unter dem Einflusse des Geselligkeitstriebes (sic!) eine mehr oder weniger eng verbundene Genossenschaft, zu der auch die verheirateten Männer meist in engerem Verhältnis stehen als zu ihren Weibern und Kindern. Infolgedessen (sic!) treten die Weiber nicht zur Sippe des Mannes über, sondern gelten nach wie vor als Angehörige ihrer eigenen Sippe, die sich auch der Kinder annimmt. Das sogenannte Mutterrecht ist also eine Folge (sic!) der Verkümmerung des Familienlebens, die durch den Zusammenschluß der Männer notwendig erfolgen mußte.“

Diese auf gar keiner Begriffsbildung basierende „Definition“ der Sippe steht in vollem Widerspruch zum Sachverhalt. Daß eine Anzahl von Männern, teils verheirateten, teils unverheirateten in engerem Verhältnis stehen, als zu ihren Weibern und Kindern, beruht, wie wir gesehen haben, darauf, daß ihre Weiber vom fremden Stamme sind. Es ist nicht ein mysteriöser Zwang des Geselligkeitstriebs, eine „Grundkraft“, was die Männer in ein engeres Verhältnis gebracht hat, sondern eben der Umstand, daß ihre Weiber und Kinder als fremde und somit nicht zu ihrer Sippe gehörige das große Haus nicht betreten dürfen und deshalb für sich allein wohnen. Hätte Schurtz sich aus jedem einzelnen Bericht die das große Haus charakterisierenden Merkmale auf Kärtchen geschrieben, überhaupt statt auf die Urteile der Berichterstatter auf die Tatsachenmerkmale geachtet, so würde es ihm nicht entgangen sein, daß, wenn von dem großen Hause die Rede ist, in den Berichten sehr häufig erwähnt wird, daß es den „Vornehmen“ dient. So sagt beispielsweise Carl Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans II. S. 371) von den großen Häusern auf den Karolinen: „In Kusaie finden sie (die großen Häuser) sich in jedem Dorfe, sind vorn offen und an der Seite noch mit einer Türe versehen und dienen den Vornehmen zur Versammlung.“ Also nur den Vornehmen dienen die „Großen Häuser“. Die Vornehmen aber sind nicht die dienenden vom fremden Stamme, sondern

die Einheimischen, die das große Haus schon vor Eintritt der Fremden in ihr Wohnbereich inne hatten.

Aber was kümmern Schurtz die Tatsachenmerkmale in den Berichten? Ihm sind die Berichte mit allem subjektiven Zubehör die Tatsachen selber. Deshalb analysiert er auch die Berichte nicht, kommt also zu gar keiner Kritik derselben; ja, er hält die Kritik an ihnen geradezu für unerlaubt, weil man an der Richtigkeit eines Berichtes nicht zweifeln darf. Die Folge ist, daß Schurtz, um einen Zusammenhang herzustellen, unabhängig vom ethnographischen Material sich in der Idee irgend einen Zusammenhang bilden muß, indem er nach Analogien in der Geschichte sucht, um nur überhaupt imstande zu sein, irgend etwas zu sagen. Ob aber die zur Vergleichung herbeigerufenen Erscheinungen wirklich analog sind, kann er ebenfalls nicht feststellen, weil dazu gehört, daß man zuvor die Erscheinungsformen nach ihren Grundmerkmalen bestimmt hat.

Es ist geradezu ergötzlich, wenn Schurtz zur Erklärung der beiden verschiedenen Schichten, nämlich der aus dem großen Hause stammenden alteingesessenen und daher freien Elemente einerseits und der durch die Familiengründung jetzt mitwohnenden Fremden und daher Unfreien anderseits einen Vergleich mit den Carbonari, Nihilisten usw. zieht, indem er die Sippe gegenüber den außerhalb derselben stehenden unfreien Elementen als Geheimbund bezeichnet und sich, wie folgt, ausläßt: „Auch als ein Mittel, diese doppelt gefährliche unterste Schicht (nämlich die Unfreien) am Boden zu halten, bewähren sich die Geheimbünde mit ihrer Schreckensherrschaft, so bei den Küstenvölkern Westafrikas. Es ist das eine seltsame, aber doch in ihrer Entwickelung ganz klare Umkehrung (sic!) der Verhältnisse, die wir meist bei den Kulturvölkern finden. Wenn bei diesen die Unterdrückten sich heimlich zusammentun, um als Carbonari, Nihilisten, Tugendbündler oder Hetäristen ihre Befreiung anzubahnen, während die herrschende Macht ihre Ziele offen zeigt, sind es in Westafrika die freien Leute, die durch Geheimbündelei ihre Herrschaft aufrecht halten. Wer sich mit Völkerkunde eingehender beschäftigt, findet immer von neuem, wie dieselbe Sache (?) den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht wird, ohne sich mehr als in einigen Aeußerlichkeiten (!) zu verändern, aber Beispiele, in denen diese Eigentümlichkeit so klar zu Tage tritt, wie hier, sind nicht häufig und deshalb als Muster besonders schätzbar." (S. 353—354.)

Ja, hätte sich nur Schurtz mit Völkerkunde auch nur bloß ein

Jahrzehnt lang eingehender beschäftigt, so würde er unmöglich haben finden können, daß es sich um „dieselbe Sache" handelt, die „den verschiedenen Zwecken dienstbar gemacht wird". Wenn man beide Erscheinungen, den mit dem „Männerhaus" im Zusammenhang stehenden sogenannten Geheimbund einerseits und den Bund der Carbonari anderseits auf ihren Grund zurückführt, so sind sie nicht dieselbe Sache. Denn nach der Lehre der Logik ist nur das identisch, was auf denselben Grund zurückgeführt werden kann, so verschieden es auch in seiner äußern Erscheinung auftreten möge, während die äußere Aehnlichkeit für sich noch keine Identität begründet. Sich mit einer Sache „eingehender beschäftigen" heißt nicht, sich durch den äußeren Augenschein verführen zu lassen, etwas für dieselbe Sache zu erklären, sondern, wie man selbst im gewöhnlichen Leben sagt, den Sachen auf den Grund gehen.

Wenn Schurtz findet, daß bei den Kulturvölkern „die Unterdrückten sich heimlich zusammentun, um . . . ihre Befreiung anzubahnen, während in Westafrika die freien Leute es sind, die durch ihre Geheimbündelei ihre Herrschaft aufrecht halten, so ist das nicht als „eine seltsame, aber doch in ihrer Entwickelung ganz klare Umkehrung der Verhältnisse" zu betrachten. Sie ist nur ihm klar, weil er sich mit Völkerkunde nie eingehend beschäftigt hat, sondern nur die Außenseite betrachtet, und somit nicht auf den Grund der Sache kommt.

Der westafrikanische „Geheimbund" ist kein von Individuen geschlossener Bund, wie der der Carbonari, Nihilisten, Tugendbündler usw., sondern in der Tatsache begründet, daß die männlichen Mitglieder der Horden, die ihren Ursprung im „Großen Hause" haben, sich durch die Konservierung ihrer Sitten und alten Gebräuche von den fremden durch die Familienentstehung herbeigekommenen übrigen Männer abheben. Das Wesentliche an solchen „Geheimbünden", mögen wir diejenigen von Afrika oder Ozeanien ins Auge fassen, beruht in einer Aufrechterhaltung und Hochhaltung alter Ueberlieferungen der Vornehmen, wie es z. B. die Verbände der Areoi bezw. Eri auf Tahiti waren, als die ersten Europäer die Insel besuchten. Diese „Geheimbünde" kommen auch nur bei der Horde vor, welche das Langhaus hat oder wenigstens gehabt hat und kann auch nur bei ihr vorkommen, weil die übrigen (Wander-) Horden, welche sich zwischen die Angesessenen eingedrängt haben, gar keine solchen Traditionen wie die Alteingesessenen haben und sich durch „Wissen", was ein charak-

teristisches Moment nur der eingesessenen Männer bezw. auch Frauen in der Saba (septem sapientes, Sifen, Sibyllen, Sofetim, Wissendemen usw.), des sog. Geheimbundes, ist, nicht auszeichnen können. Die „Wissenden" sind immer nur die Indigenen.

Nur bei den Ansässigen ist Ahnenkultus; nur sie tragen Masken ihrer angeblichen Voreltern; nur sie haben Stammessymbole, Wappen und dgl.; nur sie haben Knaben- und Mädchenweihen, Scharungen nach Altersklassen usw., weil nur, wie wir noch näher sehen werden und wie ich schon in meinen früheren Schriften gezeigt, bei den Seßhaften dies überhaupt möglich ist. Die Hinzugewanderten können ihre Traditionen gar nicht aufrecht erhalten wollen, da sie gemeinsame Traditionen schon deshalb nicht haben können, weil sie durchaus nicht immer sämtlich von einer und derselben Horde, sondern von verschiedenen Horden abstammen.

Man sieht übrigens, was in der Wissenschaft ein schlecht gewählter Ausdruck oft für falsche Vorstellungen erwecken und zu welch törichten Auffassungen er führen kann, auch an der Bezeichnung „Geheimbund" für jene natürlichen Verbände der Bewohner des Langhauses, die Sippen. Gewiß hat es für den Beschauer der Maskentänze, Vermummungen und dgl. etwas Geheimnisvolles; aber was uns geheimnisvoll an einem Verbande erscheint, ist deswegen noch kein Geheimbund. Worin soll denn eigentlich das Wesen des Geheimbundes bestehen? Schurtz antwortet darauf: „Jeder Geheimbund bildet eine kleine Gesellschaft innerhalb einer größeren, vor der er sein Dasein oder doch sein eigentliches Wesen geheim hält, indem er sich durch bestimmte Maßregeln, durch bestimmte Formen und Zeichen vor der Neugierde Unberufener schützt" (S. 348).

Jeder Geheimbund hat also nach Schurtz zweierlei: erstens was sein eigentliches Wesen ausmacht und zweitens etwas, wodurch er sich vor der Neugierde Unberufener schützt. Da die Maßregeln und bestimmten Formen und Zeichen ihn nur „gegen Unberufene schützen" sollen, so kann dieses bloße Schutzmittel nichts Wesentliches sein. Aber „sein eigentliches Wesen" hält er geheim. Somit bleibt von der ganzen Definition nichts weiter zurück als daß der Geheimbund eine kleine Gesellschaft innerhalb einer größeren ist, die ihr Wesen geheim hält. Kürzer ausgedrückt: der Geheimbund ist eine geheime Gesellschaft. Ich sollte meinen, daß sich das jeder Leser des Schurtzschen Buches selber hätte auch sagen können.

„In den Geheimbünden", meint Schurtz, „trete uns die letzte Ergänzung jener Gruppe gesellschaftlicher Formen entgegen, die in der

Hauptsache dem Geselligkeitstrieb der Männer ihr Entstehen verdanken; sie bilden das äußerste Glied einer Entwickelungsreihe (sic!), deren einzelne Stufen in den Altersklassen, den Männerhäusern und den Klubs deutlich (sic?) zu verfolgen waren, einer Reihe, die gleichwertig neben die Familien- und Sippenentwickelung tritt. . . . . Die Geheimbünde sind kein notwendiges Ergebnis der Entwickelung, sie sind vielmehr ein Ausläufer, eine letzte äußerste Form, die sich unter günstigen Umständen bildet, die aber häufig genug gar nicht zur Entfaltung kommt, wenn andere Sitten stellvertretend erscheinen." (S. 347.)

Je unklarer ein Satz gedacht ist, desto weiter muß der Kritiker ausholen. Was ist „letzte Ergänzung einer Gruppe gesellschaftlicher Formen, die dem Geselligkeitstrieb ihr Entstehen verdanken"? Man „ergänzt", was kein Ganzes mehr ist und woran etwas fehlt, um ein Ganzes zu werden. Was sollen die Geheimbünde ergänzen? Dann aber weiter: Obgleich sie nur zur Ergänzung dienen, bilden gleichwohl die Geheimbünde „das äußerste Glied einer Entwickelungsreihe". Wenn sie in der Entwickelungsreihe liegen, so ergänzen sie doch nicht. Diese Reihe hat sogar „einzelne Stufen", nämlich „Altersklassen, Männerhäuser und Klubs." Wie kann eine Reihe Stufen haben? Auch tritt diese Reihe endlich noch „gleichwertig neben die Familien- und Sippenentwickelung". Versteht einer meiner verehrten Leser dieser dunkelen Worte Sinn zu deuten? Was hat sich Schurtz dabei gedacht bezw. hat er sich überhaupt etwas dabei gedacht?

Nun sollen die Geheimbünde „kein notwendiges Ergebnis der Entwickelung", sondern „vielmehr ein Ausläufer, eine letzte äußerste Form sein, die sich unter günstigen Umständen bildet, aber häufig genug gar nicht zur Entfaltung kommt, wenn andere Sitten stellvertretend erscheinen". Nach Schurtz sind die Geheimbünde ein Ergebnis der Entwickelung, aber kein notwendiges. Ich sollte meinen, daß das Ergebnis der Entwickelung immer ein notwendiges ist. Wollte Schurtz damit nur sagen, daß nicht überall Geheimbünde entstehen müssen, so ist es überflüssig, dies zu bemerken. Wo sie aber Ergebnis der Entwickelung sind, d. h. wo sie überhaupt auftreten, ist das Ergebnis ein notwendiges. Denn wenn derjenige Entwickelungsfaktor, welcher den Geheimbund hervorzubringen imstande ist, auf denjenigen Zustand einwirkt, der der Grund für den Geheimbund ist, so muß der Geheimbund notwendig entstehen. Man kann sich doch gar nicht denken, daß sich etwas ohne

einen auf die ursprüngliche Sache einwirkenden Entwickelungsfaktor entwickelt. Was ist im Völkerleben ein „Ausläufer" und wie verhält sich dieser gegenüber einem „Ergebnis der Entwickelung"? Wir wollen uns ja hüten, in die Ethnographie zur Vertuschung unklaren Denkens die Bildersprache einzuführen. Außer bei Schurtz findet man zum Glück den Ausdruck „Ausläufer" nur noch bei einem einzigen anderen Ethnographen.

Es handelt sich bei der Erscheinung, welche man fälschlich Geheimbund nennt, nicht, wie bei den Carbonari, um ein Zusammentreten von Einzelnen zu einem bestimmten Zwecke. Denn das Subjekt Sippe, welches den angeblichen Geheimbund bildet, war früher vorhanden als seine Prädikate. Die angeblichen Geheimbünde der jetzigen Naturvölker sind ganz dasselbe, was im Altertum die Phratrien waren. Sie sind nicht aus einem dem Menschen angeborenen Geselligkeitstrieb, sondern aus dem gemeinsamen Wohnen unter Dach und Fach (tecta parietesque) zu erklären. Die Mitglieder des angeblichen Geheimbundes sind dem tatsächlichen Befunde nach unter sich Verwandte und bilden den Gegensatz zu den fremden Nichtverwandten; jene sind die Herrschenden, diese die Dienenden und von jenen Ausgeschlossenen; jene haben also gar keine Veranlassung einen Bund zu gründen, weil sie schon verbunden sind. Es handelt sich bei ihnen um eine ganz natürliche Ordnung der Dinge, nicht um mit Bewußtsein abgeschlossene Verträge und Bündnisse.

Es ist hier nicht der Ort, in die Mysterien dieser Erscheinung einzutreten, da diese Betrachtung auf den Tatsachenzusammenhang, den ich in der vorliegenden Schrift dem Leser vorzuführen gedenke, nur störend einwirken würde. Sie bilden einen Zusammenhang für sich und können daher auch nur in einer besonderen Schrift, die ich seit langen Jahren schon mit dieser und mehreren anderen vorbereitet habe, behandelt werden.

Die großen Häuser mußten zu Männerhäusern bezw. „Männerbünden" werden, als die Brüder der Sippe von ihren Schwestern bei deren Uebersiedelung in die Hütten der von ihnen geheirateten Männer verlassen worden waren. Da diese letzteren sich in dienender Stellung befanden, so konnte, ja mußte nach dem psychologischen Gesetze der Entstehung bewußter Vorstellungen durch Eindrücke der Sinnesnerven im Gehirn den Männern der Brüderschaft ihre eigene bevorzugte und vornehme Stellung den untergeordneten Fremden gegenüber allmählich zum Bewußtsein kommen. Waren sie ursprünglich nur r ä u m l i c h abgesondert, so entstand jetzt auch die bewußte g e i s t i g e

Absonderung: die Männer der Sippe fühlten sich als etwas Besonderes. Man könnte daher, wollte man überhaupt bei dieser Sachlage von Trieben sprechen, statt von einem Geselligkeitstrieb der Männer eher von einem Absonderungs-(Separations-)triebe sprechen. Daß die Absonderung der Männer der Brüderschaft (Sippe) auf den ihr Tun beobachtenden Reisenden etwas Geheimnisvolles hat, liegt in der Natur der Sache. Aber die Aufgabe des systematisch erkennenden Ethnographen besteht darin, das Geheimnisvolle den Erscheinungen des Völkerlebens zu benehmen, indem man die Erscheinungen auf ihren Grund zurückführt.

Es ist ganz undenkbar, vom Völkerleben ein tieferes Verständnis zu gewinnen, ohne das objektive Material zu durchforschen, welches in den Berichten darüber enthalten ist. Fertige Ideen können hierin nichts erklären. Man verwechselt sonst leicht Ursache mit Folge und gewinnt alsdann eine falsche historische Perspektive. Da diese falsche Perspektive bei keinem modernen Ethnographen so auffällig hervortritt, wie gerade bei Ratzel, der, ähnlich wie Schurtz, nur Gedanken verknüpft und mit Ideenassociationen die Erscheinungen des Völkerlebens zu deuten und zu erklären versucht, so kann man nirgends besser als in Ratzel's Völkerkunde Beispiele für die Umkehrung von Ursache und Folge finden.

Wenn das große Haus zum Männerhaus dadurch wird, daß die Schwestern der Sippe zu ihren Männern gezogen sind, daß aber die Brüder noch nicht, in gleicher Weise wie ihre Schwestern, zu ihren dienenden Weibern einzogen und in deren Hütten einen gemeinsamen Haushalt errichteten, so ist klar, daß die Bande der Familie alsdann noch schwach entwickelt sind. Die androkratische Familie entwickelt sich um so mehr, je mehr die Männer sich dazu bequemen, mit ihren Weibern vom fremden Stamm zusammen zu wohnen und zusammen zu leben. Je mehr also das Band der Brüderschaft durchlöchert wird, desto mehr erstarkt die Familie.

Wie faßt dagegen Ratzel die Erscheinung auf, daß überall da, wo das Männerhaus noch besteht, die Entwickelung der Familie schwach ist? Im ersten Bande seiner Völkerkunde (S. 256 ff.) schreibt Ratzel: „Das Band der Ehe zeigt sich als eins der schwächsten im ganzen Leben der Polynesier. Kleine Gründe genügen, es zu lösen; beide Teile nehmen es leicht damit. Das geht bis zur einfachen Knechtschaft des Weibes, wo es ohne weiteres als Eigentum des Mannes behandelt wird; wenn sich Europäer in Poly-

nesien der Gunst eingeborener Weiber versichern wollen, müssen sie erst deren Männern ein Geschenk geben, worauf diese ihre Frauen nötigenfalls mit Zwang den Fremden überliefern. Auf Hawaii bestand durch Zufügung eines Cicisbeo, Punalua genannt, eine Art beginnender Vielmännerei. . . . Vielfach erscheint als Hauptzweck der Ehe nicht einmal die Erzeugung von Nachkommenschaft, sondern die Bequemlichkeit des Mannes. . . . Zu den Schädigungen der Ehe gehört die Ansicht, daß es nicht passend sei, vor der Welt zu zeigen, daß die Ehefrau in vertrautem Verhältnis zu ihrem Manne stehe. . . . Ein großer Teil dieser Zersetzung der Ehe entspringt der Stammesorganisation mit ihren Männervereinigungen. Dazu gehört notwendig die Ausschließung der Familien, und wenn auch die Familie daneben besteht, wird ihr Boden doch davon durchlöchert. Je entwickelter das System der Männerhäuser ist, desto schwächer sind die Bande der Familie."

Der Leser, der meiner Entwickelung der Begriffe aus den Tatsachenmerkmalen aufmerksam gefolgt ist, erkennt sofort, daß Ratzel nur mit Vorstellungen, die er selbst bereits hat, also rein subjektiv die in Frage kommenden Erscheinungen deutet. Gewiß ist die Ehe bei den Polynesiern gelockert; aber diese Zersetzung entspringt nicht „der Stammesorganisation mit ihren Männervereinigungen" in dem Sinne, als ob die Männer gleichsam ihre Weiber verlassen hätten, um ins Männerhaus zu ziehen, sondern weil sie Familien gegründet und dadurch die Hordenehe gelockert bezw. zerstört haben. Die Familie ist bei den Polynesiern noch nicht, wie bei den heutigen Kulturvölkern, mit dem Institut der Ehe verschmolzen, d. h. eine Familienehe ist an Stelle der Hordenehe (Sippenehe) bei jenen noch nicht getreten.

Die androkratische Familie besteht hier noch ziemlich in ihrer ursprünglichen Form: das fremde Weib ist in „Knechtschaft", wird als „Eigentum des Mannes behandelt", wird von ihm gegen ein Geschenk zu Gunstertweisungen Fremden überlassen. Nicht „Erzeugung der Nachkommenschaft", sondern „Bequemlichkeit des Mannes" ist Zweck der Familie. Deshalb zeigt der Mann vor der Welt auch nicht, daß sein Familienweib „im vertrauten Verhältnis" zu ihm steht. Es handelt sich um das „Weib", nicht um die „Ehefrau", wie Ratzel fälschlich sagt. Wohl findet eine „Ausschließung der Familien" statt, aber nur deshalb, weil Fremde und Dienende nicht das große Haus betreten dürfen. Wir müssen somit die Behauptung Ratzel's umkehren und sagen: Je schwächer die Bande der Familie entwickelt

sind, desto mehr Bedeutung hat noch das große Haus. *Je stärker aber allmählich die Bande der Familie werden, desto mehr schwindet die Bedeutung des großen Hauses.*

Nicht die Einzelhäuser der Familien verschwinden allmählich als Wohnräume der Menschen in der Geschichte des Völkerlebens, sondern die großen Häuser verschwinden. Deshalb können wir ja bis heute noch in den zweireihigen Dörfern (vici) an überzahlreichen Beispielen bestimmt nachweisen, daß einstmals mitten in der Dorfstraße ein achteckiges Gebäude in Schiffsgestalt gestanden hat. Die Natur macht keine Sprünge. Was wäre das für eine Entwickelung: erst Einzelhäuser, dann ein Einheitshaus und dann wieder einzelne Häuser wie zuvor?

Ratzel fehlen eben die beiden Grundbegriffe der Völkerkunde: einerseits der Begriff *Horde* und anderseits der Begriff *Familie*. Er hat sie nie entdeckt, weil er mit fertigen Ideen die Völkerberichte begreifen will und es unterläßt, das Tatsachenmaterial zu durchforschen. Und weil ihm der Begriff der Horde fehlt, so erkennt *Ratzel* auch nicht das Wesen der *Ehe*, die ein untrennbarer Bestandteil der Horde ist. Nie würde sich die Horde haben gliedern können, wenn in ihr nicht vom Beginne des Menschheitslebens an die Ehe zur Erzeugung der Nachkommenschaft bestanden hätte. Aber wie *Ratzel* geht es auch anderen Ethnographen: sie benutzen die Berichte über das Völkerleben nur dazu, um ihre eigenen Ideen, die sie unabhängig vom Material gewonnen haben, mit Einzelbeobachtungen zu stützen. Einer Entwickelung der Begriffe aus dem rein Tatsächlichen des Materials gehen sie dadurch aus dem Wege.

Dieser Umstand trägt die Schuld, daß wir auf dem Gebiete der Ethnographie keine Fortschritte machen. Denn der wahre Fortschritt in der Wissenschaft besteht immer, wie schon oben erwähnt, in der Klärung der Begriffe. Durch Begriffe vereinfachen wir; durch Ideenassociationen aber komplizieren wir. Nur durch Begriffe können wir uns mit Anderen verständigen. Wenn jeder seiner Idee folgt, so ist jede Verständigung mit Anderen von vornherein ausgeschlossen. Denn die Idee führt nur zur Rechthaberei und zur Verdammung dessen, der eine andere Idee hat: „weil ich diese Idee für richtig halte, deshalb habe ich recht; und weil das, was du mir vorführst, meiner Idee widerspricht, deshalb hast du unrecht". Die Idee als etwas Abgeschlossenes kann nicht über sich hinaus und kann nichts begreifen, was in ihr nicht schon enthalten ist.

So kommt es denn, daß man das Verhältnis der Subjektivität zur Objektivität verkennt und jedes Verständnis für einen Sachverhalt verliert. Da die Objektivität Zusammenhang des vielen Einzelnen ist, so geschieht es, wenn man sie verkennt, daß man in die verschiedenen Erscheinungen gar keinen Zusammenhang bringt und daß die vielen Einzelheiten im Völkerleben geradezu zu Kuriositäten werden. Die Reisenden trifft dabei nicht die Schuld, weil sie bei ihren einzelnen Beobachtungen subjektiv sein müssen; denn bei der Beobachtung einer vereinzelten Erscheinung kann man gar nichts objektiv erfassen. Die Objektivität kann nur durch systematische Beobachtung des gesamten Völkerlebens gewonnen werden. Und das ist die Arbeit im Studierzimmer.

Wie soll der Reisende beispielsweise die Sitte des Alleinessens, die Weibersprachen und dergleichen erklären? Dies vermag nur die systematische Erkenntnis.

Man liest z. B. bei Karl Meinicke:[11]) „Der Genuß der bekannten Kawa findet sich (auf den Hebriden) allenthalben, und die Bereitung ist ganz dieselbe, wie bei den Polynesiern; sie wird abends in großen Gesellschaften unter feierlichen Zeremonien getrunken, und dies wie die Ausschließung der Frauen davon beweist, daß ursprünglich (?) religiöse Gebräuche damit verbunden waren. Die Frauen essen stets getrennt von den Männern, in den Bankinseln gibt es sogar besondere Eßplätze für die einzelnen Stände des Volks je nach ihrem Range."

Fassen wir zunächst den letzten Satz für sich ins Auge, so erfahren wir, daß die Stände besondere Eßplätze haben. Die Erscheinung, daß die Stände besondere Eßplätze haben, ist also zu erklären. Nun wissen wir aber aus der Völkerkunde, daß jeder gesellschaftliche Stand ursprünglich seinen örtlichen Stand hat: die Stände wohnen separiert. Der Ausdruck „Stand" verdankt seinen Ursprung überhaupt erst dem örtlichen separierten Wohnen. Weil ursprünglich jeder soziale Stand seinen örtlichen Stand hat, deshalb hat jeder Stand seinen besonderen Eßplatz. Wir wissen aber aus der Völkerkunde auch weiter, daß in der androkratischen Familie die Weiber (nicht Frauen) von ihren Männern getrennt wohnen: die Männer im großen Hause, die Weiber in ihren Hütten. Wenn sie sich anschickten zu essen, so konnte das selbstverständlich nur räumlich getrennt erfolgen. Daraus entstand der Brauch des Allein-

14) Die Inseln des Stillen Oceans. I. Leipzig 1875. S. 197.

essens. Nur so lernen wir es verstehen, weshalb später, wo Ehe und Familie verschmolzen, es Zeremonie wurde, die Verheiratung und Eheschließung mit einem gemeinsamen Mahle zu feiern und weshalb der gemeinsame Bund zur Confarreatio wurde. Denn die Confarreatio ist eben nur dadurch entstanden, daß das ursprüngliche Familien-Weib, mit dem ihr Mann weder zusammenwohnte noch zusammen aß, durch eine öffentliche Autorität (z. B. bei den Römern durch den Pontifex Maximus) als Eheweib des Mannes erklärt wurde, wobei man das längst vorher aus dem natürlichen Zusammenhang der Umstände sich von selbst ergebende Zusammenessen als Zeremonie weiter bestehen ließ.

Das Alleinessen hört auf, wo und wenn das Familienweib zur Ehefrau, zur ebenbürtigen Genossin des Mannes wird. Daher weiß uns die Völkerkunde zu berichten, daß mancherwärts das Alleinessen verschwunden ist, wo es früher bestand. So bei den Rarotonganern Polynesiens. Ueber sie berichtet Meinicke:[12]) „Gewöhnlich haben sie zwei Mahlzeiten, morgens und abends, an denen die Familienglieder teilnehmen; doch aßen früher die Frauen von den Männern getrennt."

Wie soll das Alleinessen ursprünglich mit einem religiösen Gebrauch verbunden gewesen sein, wo es sich um eine ganz natürliche Sache handelt? Wer von einem anderen räumlich getrennt ist, kann nicht mit ihm essen. Das ist eine ganz natürliche Sache. Erwacht das Standesgefühl, indem man sich der Dienenden gegenüber als etwas besseres erkennt, dann ißt man erst recht nicht mit ihr. Dadurch wird das Getrenntessen zur Sitte. Erkennt man aber endlich, daß man gegenseitig auf einander angewiesen ist und nimmt das Gefühl der Liebe zu einander zu, so schwindet das Vorurteil: man hält sich für ebenbürtig und lebt in Gemeinschaft. Das ist der natürliche Gang der Dinge.

Wie wir im vorigen Abschnitt erfahren haben, ist infolge des Eindringens zwischen die seßhaften Horden, welche sich über gleiche geographische Individuen ausgebreitet hatten, nicht blos ein buntes Durcheinanderwohnen, sondern zugleich auch eine sog. Sprachverwirrung eingetreten, weil eben die eindringenden Horden verschiedene Sprachen reden, während die Sprache der seßhaften einheitlicher Natur ist. Die Sprache der Seßhaften wird deshalb von allen denjenigen, welche sich mit Fremden nicht vermischen,

15) a. a. O. S. 134.

eine lange Zeit weiter gesprochen. Sie konnte sich um so leichter erhalten, weil ja doch die örtlich von einander getrennten Horden, wie wir das an den Tupi sahen, durch das Institut der Phratrien (des puipui bei den Mortlockinsulanern) mit einander enger verbunden sind, als jede einzelne Sippe mit den Horden ihrer nächsten örtlichen Umgebung.

Wenn nun infolge der Familienbildungen durch den gegenseitigen Verkehr von Gliedern einer Sippe mit Elementen der fremden Horden deren beiderseits verschiedene Sprachen ineinander überfließen müssen, so wird, wenn sich die Sippensprache innerhalb des großen Hauses auch noch fernerweit erhält, die Sippensprache zu einer Art „Geheimsprache". Geheimsprachen sind also gewissermaßen Ursprachen, die, wenn und wo man ihrer in Form von Sprachdenkmälern habhaft werden könnte, der Sprachforschung sicherlich große Dienste leisten würden. Inwiefern sie zu mystisch-religiösen Sprachen geworden sind, soll, wie bereits bemerkt, von mir in einem anderen Zusammenhang in einer besonderen Schrift aufgedeckt werden.

Als der Menschenraub unter den bunt durcheinander wohnenden Horden begann, konnte wegen der verschiedenen Sprachen anfangs natürlich keine Verständigung zwischen Eingesessenen und Zugewanderten möglich sein. Wo die heimischen Frauen als die Ersten aus dem „großen Hause" austraten und in die Hütten der Familienmänner übersiedelten, fand durch den jetzt hier stattfindenden engeren Verkehr der Frau mit ihrem Manne, eine gegenseitige Beeinflussung der Sprache statt, was wir mit vollem Rechte „Sprachentwickelung" nennen dürfen, weil sich hier Grundelement und Entwickelungsfaktor bestimmt nachweisen lassen. Die erste Sprachentwickelung erfolgte also durch die Familie und in derselben, so daß es jetzt auf engem Raum wenigstens drei Sprachen gab, eine im großen Hause, eine modifizierte in der gynäkokratischen Familie und eine Sprache in den Hütten der allein wohnenden fremden Frauen.

Daher hören wir in jener Zeit von sog. Weibersprachen. Weibersprachen sind also die Sprachen der fremden dienenden Weiber, die sich um so länger erhalten konnten, je weiter der Zeitpunkt hinausgeschoben wurde, wo auch ihre ihnen übergeordneten Männer das große Haus verließen, um bei ihnen zu wohnen. Dann überhaupt erfolgt erst das „Aufheben" der Kinder, d. h. die Annahme der von seinem Weibe geborenen Sklaven an Kindesstatt, das ich in meinen früheren Schriften so ausführlich dargelegt habe, daß ich im vorliegenden Werke

darauf verzichten kann. Wenn nun aber die verheirateten Männer im ökonomischen Interesse, was ja der Grund der Familie ist, ebenfalls ihren Weibern in deren Einzelbehausungen, gleich ihren Schwestern, nachfolgten, wodurch eben das „Große Haus" zum Junggesellenhause wurde, so mußte auch in den androkratischen Familien eine allmähliche Verschmelzung der beiden Sprachen eintreten.

Während z. B. die älteren Beobachter der Karaiben noch von einer ganz besonderen Weibersprache berichten konnten, sind nach neueren Beobachtern die Sprachunterschiede nicht mehr so groß. Nach dem französischen Sprachforscher Lucien Adam [13]) soll es bei den Karaiben in neuerer Zeit von zwei- bis dreitausend Wörtern der Sprache überhaupt nur noch 400 Wörter geben, die doppelt vorhanden sind und eine doppelte Reihe von Pränominalsuffixen und ein zweifaches Vereinigungszeitwort. Mit der Zeit müssen also teils Wörter ausgeschieden, teils lautlich zu dem Zwecke abgeändert werden, um eine andere Bedeutung zu erhalten.

Dehnt sich die Verbreitung der seßhaften Horden über weite Räume aus, so müssen wegen der heterogenen Horden, welche sich unter sie eingedrängt haben, auch sehr verschiedene Modifikationen der ursprünglichen Sprache der seßhaften Bevölkerung, die sich in Sippen ausgebreitet hat, eintreten. Dabei spielt selbstverständlich die Stärke des Faktors, welcher die Modifikationen herbeiführt, eine bedeutsame Rolle. Aber das Verwandte kann immer nur in demjenigen Bestandteil gegeben sein, welcher das Ursprüngliche und zugleich Einheitliche ist. Das Einheitliche bieten aber nur diejenigen Horden dar, welche sich über die Ebenen am Wasser ausgebreitet haben. Sie bilden den Grund aller Sprach- und überhaupt Völkerverwandtschaft. Alle Sprachen mit gleichem Grundmerkmal sind einander verwandt, so verschieden sie auch im übrigen sein mögen.

Es würde keine Sprachverwandtschaft geben, hätte es niemals Horden gegeben, die sich über weite Räume auf gleichen geographischen Individuen ausgebreitet und auf diese Weise in ihren Brüderschaften eine mehr einheitliche Sprache verbreitet hätten. Wo eine große Mannigfaltigkeit geographischer Individuen auf einer Landschaft besteht, finden wir daher eine größere Zahl von verschiedenen Sprachen; wo in einer Landschaft das eine geographische Individuum besonders häufig angetroffen wird und das Terrain ungünstig für

16) Du parler des hommes et du parler des femmes dans la langue caraibe, Paris 1879 pag. 2.

das Eindringen fremder Horden ist, wird sich eine mehr einheitliche Sprache bilden können; wo endlich sehr verschiedenhordigen Einwandernden die Möglichkeit geboten ist, einen sehr großen, von den zuerst Angesessenen freigelassenen Raum zu beanspruchen, werden sich bei innigem Verkehr sehr viele Dialekte bilden können.

Bei jeder Bestimmung der Verwandtschaft der Völker, mag es sich um die Sprache, Sitte, Kunst, Recht, Wirtschaft oder irgend eine andere wesentliche Seite des Kulturlebens handeln, ist es notwendig, auf die letzte kleinste geographisch-ethnische Einheit der Völker zurückzugehen, und diese Einheit ist eben die Horde, die Urzelle des gesamten Völkerlebens. Sie ist nur für den unsichtbar, der es nicht wagt, in das Innere des Völkerlebens einzudringen. Schöpfen wir nur an der Oberfläche, so berauben wir uns selbst der herrlichen Genüsse, welche gerade die Ethnographie so reichlich darbietet.

Dritter Abschnitt.

Die durch die Ebenen vermittelte Verwandtschaft der Völker.

Im ersten Abschnitt gewannen wir aus der Betrachtung des Durcheinanderwohnens der kleinen ethnischen Gebilde innerhalb einer Landschaft zunächst die Einsicht, daß wir es hierbei mit einem echt geographischen Probleme zu tun haben und daß somit dieses Problem auch nur mittels des geographischen Prinzips zu lösen ist. Bei näherem Zusehen fanden wir, daß diese durcheinander wohnenden Elemente sich in ihrer Gesamtheit nicht mit einem Male gleichzeitig niedergelassen haben können, sondern daß der eine Teil dem andern gegenüber als früher wohnhaft angesehen werden muß. Wir haben somit zweierlei Elemente zu unterscheiden: erstens autochthone und zweitens zugewanderte.

Im zweiten Abschnitt erlangten wir die Belehrung, daß zwischen den beiden Elementen, den Alteingesessenen einerseits und den Fremden anderseits eine allmähliche Annäherung stattfand, indem der eine Teil den andern sich dienstbar machte, wodurch kleinste Herrschaftsgebilde entstanden, die wir im Gegensatz zu den ursprünglichen brüderlich-schwesterlichen Verhältnissen, die wir Horden oder Sippen nannten, mit dem Ausdruck Familien oder Einzelhäuser bezeichneten.

Die Familie — so sahen wir ferner — suchte die Horde zu durchsetzen und stört vorerst deren „natürliche Ordnung der Dinge", in der auch die Ehe eingeschlossen ist, ohne sie zu zerstören. Es beginnt ein sittlicher Kampf beider Institute mit einander wegen der in Erscheinung tretenden Extravaganzen, namentlich in Hinsicht des Verkehrs der beiden Geschlechter, der im Leben der Völker sich zwar im großen Ganzen ähnlich sieht, aber hier mehr, dort weniger Sitten einführt, die mit dem Maße unserer heutigen sittlichen Anschauung gemessen uns absurd erscheinen müssen. Auf sie einzugehen liegt dem Zwecke dieser Abhandlung fern.

Was uns hierbei interessiert, ist die von uns zur erkannten Tatsache erhobene Erscheinung, daß beim ersten Verschmelzungsprozeß der

Horden zu einem höheren Gebilde, den wir Stamm nannten, die alteingesessene Horde, insoweit sie auf der Ebene steht, auf ihrem Wohnraum verbleibt. Das Sippenhaus bleibt vorerst bestehen. Es windet sich um dasselbe eine Schlange teils in Form von Anschlüssen (Annexen), die an das Sippenhaus unmittelbar angebaut sind, oder in Form von einzelnen abseits stehenden Hütten. Letztere werden ursprünglich von Fremden allein bewohnt, aber nach und nach, je mehr in wirtschaftlicher Hinsicht der Mensch mit seinen Zwecken wächst, d. h. je mehr das Einzelhaus, „die Hauswirtschaft", in ihrer Bedeutung erkannt wird, ziehen die Glieder des Sippenhauses aus diesem heraus in ihre Familienhäuser, bis zuletzt das große Haus seine Bedeutung als Schlafhaus verliert und anderen Zwecken dient.

So als Versammlungsgebäude der Gemeinde, als Lehrhaus für die aus der Sippe heraus sich bildenden Priester bezw. als Priesterhaus, als Werkstätte mancherlei Art, als Wohn- und Schatzhaus des Häuptlings, als Herberge für Fremde, als Aufbewahrungsort (Speicher) für Naturprodukte oder Gerätschaften (Netze, Schiffe u. s. w.), als Saal für gewisse Festlichkeiten, als sog. Liebeshaus für Jünglinge und Jungfrauen und dgl. mehr. Alle diese Verwendungszwecke des großen Hauses aus den völkerkundlichen Berichten auszuschreiben ist eine ebenso mühelose wie nutzlose Tätigkeit, die wissenschaftlich keinen größeren Wert beansprucht, als wollte jemand ein Buch über die verschiedenartige Benutzung alter Weinkisten oder Weinfässer schreiben. Zur Narretei wird eine solche Tätigkeit, wenn man gar noch von einer „Entwickelung" des Junggesellenhauses zum Schuppen spricht. Kein vernünftiger Mensch wird von einer „Entwickelung" reden, wenn eine Weinflasche später als Oelflasche benutzt wird.

Wohl aber hat es einen wissenschaftlichen Wert, und zwar speziell für das Problem der Völkerverwandtschaft, das lange Haus auch bei längst untergegangenen Völkern aufzusuchen. Denn wenn wir erkannten, daß Völkerstämme als solche nur durch das Medium der Familie aus Vermischung heterogener Horden hervorgegangen sind, von denen die eine, durch das langförmige Haus gekennzeichnete, sich über gleiche geographische Individuen am Wasser ausbreitete, so können wir schon durch bloßes logisches Denken zu der Vermutung gebracht werden, daß eine solche Ausbreitung auf gleichen geographischen Kleinsträumen so lange unbegrenzt gewesen sein muß, als es solche geeignete Räume auf der Erdoberfläche gegeben hat. Zugleich auch können wir uns in betracht der großen Ausdehnung unserer Erdoberfläche eine ungefähre Vorstellung machen, was für große Zeiträume es bean-

sprucht hat, bis alle geographischen Individuen der sumpfigen Niederungen mit solchen Langhäusern besetzt waren. Dazu waren Jahrtausende erforderlich.

Wir dürfen somit die alten Völker von unserer Betrachtung nicht ausschließen und müssen zur Bestimmung der Völkerverwandtschaft auch die sie betreffenden Traditionen mitverarbeiten. Aber so wenig als es in der Völkerwissenschaft gestattet ist, die einzelnen gesammelten Reiseberichte nur einfach unter eine fertige Idee zu stellen und die völkerkundlichen Erscheinungen rein subjektiv zu deuten, so wenig kann es erlaubt sein, geschichtliche Ueberlieferungen in der Form, wie sie vorliegen, schon als Beweismaterial zu benutzen für Ideen, die wir bereits fertig in uns tragen. Auch bei der Benutzung historischen Materials muß man dem *Werden* der Erscheinungen nachgehen, indem man erst den Urzustand der Dinge ergründet und dann die Entwickelungsfaktoren in der Reihenfolge aufstellt, wie sie den Urzustand modifiziert haben.

Auch hierbei müssen wir also wieder die Idee von der Tatsache trennen. Jede geschichtliche Wahrheit stellt einen Zustand bezw. eine Begebenheit dar, die auf eine ihr zu Grunde liegende Idee hinweist, und wir bezeichnen eine historische Darstellung als geschichtlich wahr, wenn der Historiker den Zustand bezw. die Begebenheit genau so wiedergibt, daß das von ihm gezeichnete Bild durchaus der Begebenheit in ihrer Wirklichkeit entspricht. Das setzt voraus, daß der Historiker die Idee aus der Begebenheit selbst zu gewinnen sucht.

Was in der Außenwelt vorgeht, bringen wir unserem Innern dadurch näher, daß unsere Einbildungskraft (Phantasie) die Bilder der Außenwelt, die uns die Sinne zuführen, nachzubilden versucht. Die dadurch entstandenen Bilder in unserm Innern hängen somit teils vom Umfange der sinnlich aufgefaßten Merkmale der Erscheinung ab, und es wird ein Bild um so vollständiger sein, je mehr Merkmale durch die Sinnesorgane dem Gehirn zugeführt wurden. Teils aber hängt es auch von der richtigen Verknüpfung jener Merkmale durch die Phantasie ab. Es liegt nun in der Natur der Sache, daß diese Bilder an Unvollkommenheiten leiden müssen, weil eben einesteils die zuleitenden Sinnesnerven immer nur Teile der Erscheinung dem Gehirn zuführen, und weil andernteils die Phantasie die Bilder nicht vollkommen nachbilden kann. Je weniger entwickelt die Sinne sind und je weniger geübt die Phantasie ist, desto unzutreffender müssen die Bilder werden.

Wenn nun schon bei dem direkten Auffassen die Bilder unvoll-

kommen sein müssen, so müssen sie noch mehr unvollkommen bei denen sein, die jene Bilder nicht durch eigenes Auffassen, sondern durch Mitteilung empfangen haben. Um einen Eindruck einem Andern mitzuteilen, muß man das Bild in einer sinnlich bildsamen Masse, z. B. in der Sprache, zur Darstellung bringen. Darstellung ist eine Kunst, die nur durch Uebung zu erlangen ist: selbst die allerschärfste und allerrichtigste Auffassung kann durch die Darstellung schief und ungenau werden. Dies aber hat zur Folge, daß in der Seele dessen, dem die Mitteilung gemacht wird, ein Bild entstehen kann, das sich durchaus nicht mit dem Bilde deckt, was der Darsteller zu geben beabsichtigte.

Es gibt somit sowohl für die Auffassung als auch für die Darstellung einer Erscheinung niemals absolute, sondern immer nur relative Wahrheit, und in beiderlei Hinsicht ist dem Irrtum Einlaß gewährt. Liegt er in der Auffassung, so befindet er sich in der Darstellung selbst dann, wenn die Darstellung mit der Auffassung sich vollständig deckt. Beruht die Auffassung auf Mitteilung, so kann also ein dreifacher Irrtum stattfinden, indem sich ein solcher erstens bei der Auffassung des ersten Erzählers, zweitens bei dessen Darstellung behufs Mitteilung und endlich noch in der Auffassung dessen, der die Mitteilung entgegennimmt, eingeschlichen haben kann.

Dieses Umstandes muß man eingedenk sein, wenn man die Ueberlieferungen im Völkerleben richtig beurteilen will. Alle auf Tradition beruhenden Darstellungen gewisser Begebenheiten müssen bei dem langsamen Prozeß der Uebermittelung von Person zu Person und von Geschlecht zu Geschlecht einer Veränderung in der Auffassung unterliegen, die um so größer sein muß, je verschiedenartiger die Personen hinsichtlich ihrer Befähigung für Auffassen und für Darstellen sind. Jede historische Ueberlieferung beruht zwar auf einer realen Erscheinung, aber einer Erscheinung, deren ideeller Inhalt durch der Zeiten Lauf verschiedentlich umgestaltet ist. Denn je öfter sie von Mund zu Mund überliefert wurde, desto mehr büßte bei der Verschiedenartigkeit der Auffassung und Darstellung die ursprüngliche Auffassung der Erscheinung ein.

In diesen Komplikationen liegt die Schwierigkeit, Ueberlieferungen bis in ihren Ursprung zurückzuverfolgen, d. h. das Wesen der eigentlichen Begebenheit und die ihr zu Grunde liegende Idee zu entdecken. Auch hier kann der richtige Weg zur Erkenntis nur in einer systematischen Beobachtung der Völkererscheinungen in ihrer Gesamtheit bestehen, wie sie der Statistik im Sinne von status rerum notitia (Wissenschaft vom Sachverhalt) eigentümlich ist, weil nur auf diesem

Wege die einzelnen Momente (Merkmale) gefunden werden können, welche die Begebenheit voll charakterisieren. Denn in so verschiedenen Formen auch die Begebenheiten in der Geschichte der Menschheit auftreten und so verschieden sie auch aufgefaßt sein mögen, so sind doch die Ereignisse im primitiven Leben der Menschheit nicht so durchaus verschieden, daß sich gar keine Analogien sollten auffinden lassen. Je weiter wir in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit rückwärts schreiten, desto einfacher und gleichartiger sind erfahrungsgemäß die Erlebnisse und infolgedessen auch die Vorstellungen von diesen. Unsere vornehmste Aufgabe muß somit darin bestehen, vorerst die verschiedenen Vorgänge im Völkerleben zu beobachten, die unter gleichen Bedingungen sich vollziehen.

Zu diesen Bedingungen gehört nun vor allem die Oertlichkeit. Denn jedes Ereignis, das sich zugetragen hat, mußte auf einem bestimmten Raum erfolgen, und diesen Raum müssen wir zunächst auffuchen. Die statistische Technik, die ich zur Feststellung des Sachverhalts, des status rerum, hierbei in Anwendung gebracht habe und auf deren Resultaten nicht bloß meine früheren urgeschichtlichen Untersuchungen, sondern auch die vorliegende Darstellung beruht, wurde für den Zweck der folgenden Abschnitte so eingerichtet, daß die Tausende von Individual- (Kombinations-) Karten zunächst nach geographischen Individuen aufgehäufelt wurden. In die daraus hervorgegangenen Tabellen wurden alsdann die einzelnen Prädikate, welche von dem Subjekte „Raum" (Wohnraum) ausgesagt wurden, eingetragen, im übrigen aber das Verfahren eingehalten, das aus den einleitenden Worten des zweiten Abschnittes dem Leser bereits bekannt ist.

Es gibt keinen anderen Weg aus dem Labyrinthe der unzählbaren sagen- und mythenhaften Auffassungen, die in der Geschichte des Völkerlebens in den Jahrtausenden die Ereignisse begleitet haben, als eben die Loslösung der falschen Ideen vom Tatsachenmaterial. Denn ein Sachverhalt besteht nur aus einer inneren Wechselbeziehung von Sachen, nicht aber in einem äußeren Zusammenhalt durch eine Idee. Die Erkenntnis, ob eine Erzählung wahr sei, kann nur dadurch erreicht werden, daß man das Ereignis an seinen richtigen Ort versetzt und zugleich die richtige Zeit bestimmt, in der das Ereignis sich zugetragen hat. Auf der unrichtigen Ort- und Zeitbestimmung beruhen die meisten Irrtümer der geschichtlichen Ueberlieferungen. Eine an sich ganz wahre Begebenheit wird falsch dar-

gestellt, wenn sie der Historiker an einen unrichtigen Ort versetzt oder sie einer Zeit zuweist, in der sich das, was er darstellt, nicht begeben hat.

Hierin liegt der allerwundeste Punkt der Tätigkeit der Geschichtsschreiber aller Zeiten, der Vergangenheit so gut wie der Gegenwart. Denn, wie wir schon im vorigen Abschnitt, insbesondere an unseren modernen Vielschreibern auf dem Gebiete der Ethnologie sahen, erleichtert man sich die wissenschaftliche Arbeit dadurch außerordentlich, daß man sich unabhängig von den Merkmalen der Erscheinungen eine angeblich vorhandene Entwickelungsreihe a priori aufstellt und dann die völkerkundlichen Berichte in diesen Ideengang hineinzwängt. So kommt oft das, was wegen der Vielheit seiner Merkmale am Ende der Reihe stehen müßte, an den Anfang, und es werden dadurch die allerunsinnigsten Lehren in die Wissenschaft gebracht, die, wenn sie durch wirre Köpfe noch weiter ausgebaut werden, es dahin bringen, daß man jedes Verständnis für einen Tatsachenzusammenhang verliert.

Auch den Gang der Geschichte kann man nicht aus überlieferten subjektiven Ideen, sondern nur aus den objektiven Merkmalen der Geschehnisse gewinnen. Die Idee gehört demjenigen, welcher die Geschehnisse durch seine Darstellung überliefert, bezw. dem Zeitalter an, in welchem die Idee zur Herrschaft gelangt. Es kann daher ganz dasselbe Ereignis im Laufe der Zeiten unter sehr verschiedenen Ideen zur Darstellung gebracht werden. Wir müssen also das Ereignis in seiner Objektivität scharf trennen von der Idee, die dem subjektiven Darsteller bei seiner Darstellung innewohnte.

Das überlieferte Ereignis in seiner Objektivität ist immer nur durch eine systematische Beobachtung aller Erscheinungen im Völkerleben aus deren Merkmalen zu finden, die subjektive Idee dagegen in ihrem Auftreten nur im Zusammenhang mit der ganzen Mannigfaltigkeit der Ideen zu erkennen, weil eben keine Idee eher erscheinen kann als alle Bedingungen gegeben sind, die zu ihrem Erscheinen erforderlich sind. Da nun aber die in der Geschichte auftretenden Ideen in ihrer Entstehung von den Ereignissen selbst abhängig sind, so hängt im letzten Grunde doch alles nur von den Begebenheiten bezw. Zuständen, die berichtet werden, ab. Und es muß deshalb, um ein historisches Faktum in seiner wahren und richtigen Auffassung zu erkennen, zuallererst mit der Untersuchung der Begebenheiten begonnen werden.

Gelingt es uns, die der Begebenheit immanente Idee durch die Untersuchung der Merkmale der Begebenheit selbst zu gewinnen, so sind

wir imstande, wenn wir eine Begebenheit in den geschichtlichen Ueberlieferungen unter einer Idee dargestellt finden, die der Begebenheit selbst nicht entspricht, ihr vielmehr durchaus fremd, ihr nicht immanent ist, ganz bestimmt zu erklären, daß das überlieferte Faktum, so wahr es auch an sich ist, vom Darsteller in einen falschen Tatsachenzusammenhang gebracht worden ist.

Wenn, um ein Beispiel anzuführen, auf dem Bruchstück einer Tontafel angeblich ein König Sargon I. von sich erzählt: „Sargon, der mächtige König von Agade bin ich. Meine Mutter war eine Prinzessin, meinen Vater habe ich nicht gekannt. Der Bruder meines Vaters wohnte auf dem Berge Azupiranu, welcher am Ufer des Euphrat liegt. Meine Mutter, die Prinzessin, empfing mich; heimlich gebar sie mich. Sie setzte mich in ein Körbchen von Binsen, mit Erdpech umschloß sie meine Türe. Sie setzte mich in den Fluß, welcher mich nicht ertränkte," so ist der Inhalt der Erzählung an sich durchaus wahr. Denn die Begebenheit der Aussetzung eines durch einen fremden unbekannten Vater erzeugten Kindes ist, wie wir im vorigen Abschnitte sahen, nicht allein eine sehr bekannte, sondern geradezu notwendige Erscheinung in der Zeit, wo die fremden Familienzugehörigen vom Betreten des großen Hauses ausgeschlossen waren. Die dem Ereignis zu Grunde liegende Idee ergibt sich aus dem Verhältnis, in welchem die Fremden in der Zeit der Familiengründungen zu den Eingesessenen standen. Aber der Tatsachenzusammenhang, in den der Erzähler der Tontafel die Erscheinung gebracht hat, ist unwahr, weil er sie unter eine falsche Idee gestellt. Denn in der Zeit, wo das Ereignis stattfand, gab es weder Könige noch Prinzessinnen, weil es noch gar keine Völker gab, über die ein „mächtiger König" gebieten konnte, sondern es gab nur jenes große Hordenhaus mit schiffsförmiger Gestalt, welches unter vielen anderen Namen bei weit von einander abgelegenen Völkern auch Arche bezw. Sarg heißt.

Wird ein Ereignis in einen Zusammenhang mit anderen Ereignissen gebracht, die zeitlich weit auseinander liegen, so ist die überlieferte Darstellung stets das Erzeugnis freigestaltender Phantasie oder, wie wir auch sagen können, durch eine *Idee geschaffen*. Im letzteren Falle nennen wir die Ueberlieferung *mythisch*. Denn der Mythos ist seinem Wesen nach eine unbewußte Bildung eines Tatsachenzusammenhanges aus einer Idee heraus. Bedingungen zur Mythenbildung sind stets Unbekanntschaft mit den *wirklichen* Tatsachen einerseits und ein bestimmtes Interesse an den vermeintlichen Tatsachen anderseits. Eben deshalb kann der Mythos erst dann ent-

stehen, wenn durch fortgesetzte Ueberlieferungen die Begebenheiten zeitlich so weit entrückt sind, daß man von der wirklichen zu Grunde liegenden Sachlage keine klare Vorstellung mehr hat, und wenn zugleich an der Ueberlieferung das Interesse vorhanden ist, sie der Vergessenheit zu entreißen. Den Mythos bekümmern weder die wirkliche Zeit noch der wirkliche Ort, wo sich die Ereignisse zugetragen haben, sondern sie werden unbewußt dann und dort eingestellt, wo die interessierte Idee es für notwendig findet.

Daraus erkennen wir, daß die Bedeutung des Mythos *nicht der Zeit* gilt, *von welcher er erzählt*, sondern der Zeit, in welcher der Mythenbildner lebt, und nur insofern kann die Mythe als wirkliche historische Quelle dienen, indem sie uns die Ideen darstellt, welche zu der Zeit der Entstehung und Darstellung der Mythen in einem Volke vorhanden waren. Aber *Quelle für die tatsächlichen Zustände können die Mythen niemals sein*. Sie sind, um bei dem Bilde des Wassers zu verbleiben, eher trüben *Bächen* vergleichbar, die während ihres Laufes Bestandteile in sich aufgenommen haben, die das Gewässer getrübt erscheinen lassen.

Als Quellen können dagegen die *Sagen* angesehen werden, insofern in der Sage die *tatsächlichen* Merkmale einer Erscheinung offener zu Tage liegen. Denn in der Sage sind *wirkliche* Tatsachen gegeben, wenn auch im Laufe der Ueberlieferung durch das Verlorengegangensein einzelner Momente die Erzählung lückenhaft geworden ist. Aber diese Lücken sind, wenn wir die Sagen unter denselben Bedingungen, namentlich auf gleichen geographischen Individuen verfolgen, leicht ausfüllbar, da, wie bereits oben erwähnt wurde, die Ereignisse, welche an bestimmte Oertlichkeiten gebunden sind, im primitiven Menschheitsleben, nicht so verschieden angetroffen werden, daß gar keine Analogien auffindbar wären. In jener Zeit, von der wir in diesem Abschnitte sprechen, muß vielmehr durch die ganze Lage der Dinge das Verhältnis von Ursache und Wirkung sich annähernd gleich gestaltet haben. In der Sage liegt mit seltenen Ausnahmen die *Oertlichkeit* der Begebenheit klar vor, und wo sie fehlt, ist dies nur scheinbar. Sie ist, wie das Folgende lehren wird, für uns offensichtlich, wenn wir auf die Momente in ihrer Gesamtheit achten, welche die Sage charakterisieren. Gerade in bezug auf die Wahrheit der örtlichen Bestimmung hebt sich die Sage vor dem Mythos vorteilhaft hervor. Eben deshalb können auch die Mythen für unsere urgeschichtlichen Rekonstruktionen nur dann wertvoll werden, wenn es uns gelingt, nach Abstreifung der Idee, unter die sie der Darsteller gebracht

hat, für das mythisch verarbeitete Faktum die Oertlichkeit wieder zu gewinnen.

Die Sage besteht immer aus einem einfachen an die Lokalität[1]) der Begebenheit gebundenen Bericht von einem Ereignisse, der Mythos aber aus einer Darstellung des bloßen Ereignisses modifiziert durch eine Idee aus der Zeit, in welcher die Darstellung erfolgt. Deshalb begnügt sich auch der Mythos nicht mit der Wiedergabe des Ereignisses, dessen Idee er nicht mehr kennt. Sondern er verlegt die Begebenheit, wenn nötig, an einen andern Ort und verbindet sie mit anderen Geschehnissen, die eine äußerliche Verwandtschaft mit jenem Ereignisse haben, aber einer ganz anderen Zeit angehören. Insofern ist der Mythos verwandt mit der Geschichtsschreibung. Auch die historische Tatsache ist das Resultat einer schaffenden Idee; nur ist die Idee, aus welcher die historische Darstellung hervorgeht, eine objektive, die Idee, welche den Mythos bildet, dagegen subjektiv.

In der Objektivität besteht Einheit des vielen Anundfürsichseienden, ein innerer Zusammenhang einer Vielheit von Einzelheiten. Diese Vielheit muß also bereits vorhanden sein, um den Zusammenhang zu finden. Daher sucht der Historiker in die verschiedenen Ereignisse einen gewissen Zusammenhang zu bringen, und dieser Zusammenhang wird ihm gelungen sein, wenn er genau nachweisen kann, wie das eine Ereignis vom andern bedingt wurde und wie dieses ohne jenes gar nicht hätte entstehen können. Im Mythos aber fehlt der Nachweis dieses Zusammenhanges, weil hier der Darsteller sich mit seiner ganzen subjektiven Persönlichkeit in den Vordergrund drängt und frei von sich aus die Ereignisse in ihrer Tatsächlichkeit zusammenhanglos aneinander reiht.

Daher vermißt man im Mythos, und daran erkennt

1) Niemand hat vor ihm und nach ihm den Unterschied von Sage und Mythe so klar dargelegt, wie mein verstorbener Schwiegervater Leopold George in seiner vor fast siebzig Jahren (Berlin 1837) erschienenen Schrift: „Mythos und Sage. Versuch einer wissenschaftlichen Entwickelung dieser Begriffe". Diese Schrift wird immer grundlegend bleiben. So sehr ich George in der Hauptsache zustimme und auf ihm baue, so scheint mir bei ihm doch der Begriff der Sage nicht erschöpfend zu sein. Nach George (S. 15) ist „der Mythos die Bildung oder Anschauung der Tatsache aus der Idee heraus, die Sage aber die Anschauung der Idee aus der Tatsache heraus". Dabei kommt das, was ich als das Charakteristische an der Sage finde, daß sie an eine ganz bestimmte Örtlichkeit gebunden ist, nicht zur Geltung. Inwieweit ich bei Bestimmung des Begriffs Sage im Recht bin, wird der Leser aus dem Texte heraus selber beurteilen können.

man ihn auch, eine Entwickelung der Begebenheiten. In der mythischen Geschichtsdarstellung ist, weil eben eine spätere einheitliche Idee den Tatsachenzusammenhang schafft, gar kein Fortschritt in den Ereignissen; ja es scheint sogar nicht selten eher ein Rückschritt stattgefunden zu haben. Mindestens bleibt sich alles gleich. Es werden Ereignisse zwar in großer Anzahl gemeldet; aber auf den Gang der Dinge sind sie ganz einflußlos. Weil der Mythos mit der Idee seiner Zeit die Tatsachenzusammenhänge schafft, so sieht eben im Anfang alles genau so aus wie am Ende. Obwohl er mit Jahrtausenden rechnet, so ist es vor Jahrtausenden ebenso wie in der Gegenwart: die Könige sind mit derselben Machtbefugnis ausgestattet, die Götter walten über ihnen und bestimmen sie zu ihren Taten; die Herrscher leisten Großartiges, unterwerfen ganze Völkerstämme, bauen ihren Göttern Tempel, sich selber Paläste. Und trotzdem findet statt Fortschritt eher Rückschritt auf allen Gebieten des Lebens, in Religion, Kunst, Kriegsführung u. s. w. statt; ja selbst die Sprache, die doch im Verlaufe weniger Generationen, namentlich durch Unterwerfung fremder Volksstämme modifiziert werden müßte, bleibt dieselbe.

Wenn nun eine solche Geschichtsauffassung von der Wissenschaft nicht in ihrem Wesen als durch und durch mythisch erkannt wird, weil man sich keine Rechenschaft darüber ablegt, unter welchen örtlichen und zeitlichen Bedingungen gewisse Ereignisse überhaupt nur eintreten können; wenn vielmehr infolge der Erlahmung ernster tiefer Forschungen der wissenschaftliche, in den Tatsachenzusammenhang einzudringende Geist sich durch den „Spaten" ablösen läßt und man sich gar nicht mehr klar ist, wie denn eigentlich die Dinge in der Welt sich gegenseitig bedingen und worauf aller Fortschritt im Völkerleben beruht; wenn sich in dieser Wissenschaft niemand mehr ernstlich die Frage vorlegt, wie Völker entstehen und man gar nicht einsieht, daß nur durch die Entstehung der Dinge ihre Verwandtschaft unter einander erkannt werden kann, so müssen schließlich Phantastereien über große uralte, vor Jahrtausenden schon mit hoher Kultur ausgestattete Völker entstehen, die man gleichsam als Ausstrahlungspunkte der Kultur der übrigen Völker hinstellt. Was gegenwärtig unser geistiges Besitztum ist, sollen wir von jenem alten Volke entlehnt haben. Dadurch wird das Problem der Völkerverwandtschaft auf ganz falsche Bahnen geführt.

„Wenn zwei Märchen," sagt z. B. Hugo Winckler in einem Vortrag[2]), „die ihre ursprüngliche Bedeutung in keiner Weise

2) Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unserigen. Leipzig 1902. S. 6.

mehr erkennen lassen, bis auf jetzt gar nicht mehr verstandene Einzelheiten übereinstimmen, so ist dabei nur noch (sic!) die Annahme der Entlehnung, des Ursprungs aus gemeinsamer Quelle möglich." Das ist aber eine ebenso unerwiesene Behauptung wie Bastian's „Völkergedanke", dessen Theorie zufolge aus der inneren Natur der Menschheit heraus sich von selbst dieselben Grundanschauungen entwickeln müssen, die nur verschiedene Erscheinungsformen je nach der umgebenden Welt annehmen. Steht Bastian's Erklärung im Widerspruch zur Psychologie, so steht Winckler's Annahme im Widerspruch zu den realen Tatsachen.

Ein Volk beginnt seine Sagen erst dann zu sammeln und aufzuzeichnen, wenn es nicht mehr bloß in der Gegenwart lebt, sondern bereits Interesse an seiner Vergangenheit gewonnen hat und nunmehr zugleich darauf bedacht ist, seine Auffassung von den vergangenen Ereignissen der Zukunft, d. h. künftigen Generationen durch Schrift zu übermitteln. Es muß also bei ihm nicht mehr bloß ein materielles Interesse an der Tatsache selbst vorhanden, sondern auch ein, wenn auch noch so primitives wissenschaftliches Interesse bei einem Volke erwacht sein, sich mit seiner Vergangenheit zu beschäftigen. So lange eine Bevölkerung noch kein Volksbewußtsein hat, lebt es im Zeitalter der reinen Sage und hat nur Interesse an der Richtigkeit der Tatsache selbst; wenn es aber zum Bewußtsein seiner Nationalität gelangt, sucht es die vereinzelten Tatsachen zur Einheit einer Idee — der Idee der Nation — zu erheben. Aber bis zum Erwachen der Nationalitätsidee bedarf es eines gewissen Zeitraums, weil ja doch Nationen nicht als fertige Produkte zum Dasein gelangen, sondern aus Reibungen und Vermischungen sehr verschiedenartiger Elemente hervorgehen, indem aus Horden Stämme, aus Stämmen Völker werden und aus diesen zu allerletzt erst das einheitliche nationale Volk zur Erscheinung kommt. Es muß also mindestens das Streben gewisser Stämme nach nationaler Einheit vorhanden sein, bevor die Geschichtsschreibung imstande sein kann, die überlieferten Sagen unter die nationale Idee zu stellen.

Die erste Frage muß daher sein: wo hat das Volk seine überlieferten Sagen aus der Zeit, wo es noch gar kein Volk war? Sie fehlen bei keinem Volke und können auch nicht fehlen, weil das Volk erst durch die Sagen und an den Sagen seiner vorvolklichen Vergangenheit zum volklichen Selbstbewußtsein hat gelangen können. Wo anders aber können die Sagen vergraben sein, als eben in seinen Mythen? Was in einem zum nationalen Bewußtsein gelangten Volke

überliefert wird, sind nicht mehr reine Sagen, sondern eben Mythen. Eben deshalb hat die wissenschaftliche Erforschung des Völkerlebens, wenn sie auf Ueberlieferungen, mögen sie auf Papyrus oder auf Stein sich befinden, stößt, sich die Frage vorzulegen: was ist an der Ueberlieferung Idee? was ist Tatsache? und entspricht die Tatsache der Idee? Denn nicht die Tatsache selbst, sondern die Auffassung von den Tatsachen ist uns überliefert worden. So lange als die Wissenschaft überhaupt noch an einen Fortschritt menschlicher Einsicht und an die Möglichkeit des Irrtums älterer Historiographen glaubt, wird in ihr das Pflichtgefühl nicht ersterben, von Zeit zu Zeit deren Ueberlieferungen auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen. Wehe der Wissenschaft, die es unterläßt, geschichtliche Ueberlieferungen auf ihre innere, aus den Tatsachen selbst zu erkennende Wahrheit zurückzuführen. Wenn eine Wissenschaft soweit gekommen ist, daß sie in den Ueberlieferungen „Quellen" der Geschichtsforschung erblickt, dann öffnet sie dem Aberglauben Tür und Tor und verkennt ihr höchstes Ziel, nach dem sie zu streben hat: die Wahrheit.

Da alle primitiven Historiographen ihre Darstellungen nur auf dem den Sagen zugrunde liegenden Inhalt haben aufbauen können, die Idee ihrer Darstellung aber ihrem eigenen Zeitalter angehört, so muß jeder, der die Entstehung der Völker erforschen will, Mythos und Sage von einander halten. Die Idee, durch die sich der Mythenschreiber die Tatsachenzusammenhänge selbständig schuf, wieder abzustreifen, die Tatsachenzusammenhänge wieder auseinanderzureißen, um insbesondere die mythischen Zeitbestimmungen daraus zu entfernen, und jede Tatsache für sich zu betrachten, um dann von neuem durch Untersuchung der Merkmale der Erscheinungen den wirklichen Tatsachenzusammenhang zu finden, muß daher unsere vornehmste wissenschaftliche Aufgabe sein. So schwierig und zeitraubend sie auch ist: diese Arbeit wird dem nicht erspart, der die allmähliche Entstehung der Völker und ihre innere Verwandtschaft unter einander ergründen will.

Insofern wir schon oben gesehen haben, wie die durch das lange Haus charakterisierten, am Wasser angesiedelten Horden durch fortwährende Spaltung und Ablösung neuer Generationen sich immer auf gleichen geographischen Individuen über die Erde ausgebreitet haben, so wollen wir zunächst wieder an dieses lange Haus mit seinem geographischen Kleinstraum anknüpfen. Der Kürze halber werde ich im Folgenden keinen Unterschied zwischen Wasser, Sumpf, Moor und

trockenem Land machen,[3]) weshalb ich auch in der Ueberschrift dieses Abschnittes den Ausdruck *Ebene* gebraucht habe. Die reinste Ebene bildet ja das Wasser, wie es im See zur Erscheinung kommt. Aber der Prozeß vom See zum Sumpfe, zum Moore und zum trockenen Lande ist ein langsamer und beständiger, weshalb viele Seen längst nicht mehr sichtbar sind und neue Seen sich gebildet haben, seitdem die Menschen sich über die Ebenen auszubreiten begannen. Die Umwandelung der Seen in Land ist nie einflußlos auf deren Umwohner gewesen.

Es wird allgemein als merkwürdig betrachtet, wie ein großer Teil der Menschen dazu kam, sich gerade im Wasser auf Pfählen anzusiedeln, da das Einrammen der Pfähle, wenn man es als Produkt verständiger Reflexion auffaßt, psychologisch nicht einfach zu erklären ist. Führt man diese Erscheinung auf eine bewußte Reflexion zurück, so dürfte *Moritz Hoernes*[4]) recht haben, wenn er sagt: „Die Ahnen der Pfahlbauer müssen es verstanden haben, Hütten auf festem Lande zu errichten, ehe ihre Enkel es wagen konnten, solche im Wasser aufzustellen". Es würde jedoch alsdann zu ergründen sein, weshalb sie auf trockenem Lande Pfahlbaue errichteten und wir würden uns also nur im Kreise herumdrehen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die allerwenigsten Einrichtungen im menschlichen Leben sich auf bewußte Reflexionen zurückführen lassen, daß sie vielmehr durch die Natur der Verhältnisse, durch Verkettung und Wechselwirkung der Sachen untereinander unbewußt zustande gekommen sind. *Wir dürfen den Menschen nicht aus der Naturordnung loslösen.* Denn da die menschliche Seele überhaupt nur in den Wechselbeziehungen des leiblichen Organismus und der Außenwelt zur Erscheinung kommt, indem wir die bewegte Außenwelt durch unsere sensiblen Nerven empfinden, durch die motorischen Nerven der Außenwelt gegenübertreten und durch diesen Wechselprozeß erst überhaupt eine Reflexion ermöglicht wird, so kann in unserm Intellekt nur sein, was vorher in den Sinnen war. Wir müssen also auch in diesem Falle zunächst das *Sachliche* uns näher zu führen versuchen. Das ist das geographische Individuum mit allem, was sich auf ihm befindet.

Bei dem im Jahre 1833 vom Kapitän Mudge im Drumkellin Moor in Donegal entdeckten Hause aus Baumstämmen in einer Tiefe

3) Ich habe ihn in meiner „Urgeschichte des Ackerbaus" gemacht, weil dort der Zweck es erheischte. Hier kann ich davon absehen.

4) Die Urgeschichte des Menschen. Wien 1892. S. 130.

von 14 Fuß unter der Oberfläche war der Grund, auf dem das Gebäude stand, aus feinem Sand, wie man ihn ungefähr zwei Meilen Entfernung am Seeufer findet. Unter dem Sandlager war das Moor zufolge angestellter Proben noch wenigstens 15 Fuß dick. Obgleich das Innere des Hauses bei der Entdeckung voll von Sumpfwasser war, scheint dasselbe doch zur Zeit seiner Bewohnung von lebendigen Bäumen umringt gewesen zu sein. Einige der Stämme und Wurzeln waren noch in ihrer natürlichen Lage erhalten. [5]) Solche Beobachtungen haben wir mehrere.

In der Sagengeschichte finden wir sehr häufig starken Baumwuchs in sumpfigen Gegenden, in denen der Pfahlbau vorkommt, erwähnt, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß man anfangs nicht Pfähle in das Wasser eingerammt, sondern die Bäume, welche sich in dessen Nähe befanden, benutzt hat, um sich auf ihnen ein Ruhelager herzustellen, indem man der Natur durch Kunst nachhalf, d. h. die Aeste, welche die Bodenlage abgaben, durch eingelegte Balken verband und sich zugleich nach oben durch Zusammenziehen der Zweige eine möglichst undurchdringliche Bedachung verschaffte. Durch die Veränderung, denen die Seen ausgesetzt sind, konnte es alsdann geschehen, daß solche Baumwohnungen ins Wasser zu stehen kamen. Denn bekanntlich sind manche Seen, insbesondere die Endseen, starken Schwankungen ausgesetzt, letztere deshalb mehr, weil sich hier Zu- und Abfluß nicht so ins Gleichgewicht setzen können, wie dies bei Seen mit Abfluß der Fall ist.

Der Mensch ist in keiner andern Sache so sehr Gewohnheitstier als gerade im Wohnen. So gab ihm denn auch hier die Gewohnheit das Geheiß, das nachzuahmen, was die Natur ihm vorgemacht hatte, besonders wenn er mittlerweile zugleich gefunden hatte, wie zweckmäßig ein solches Wohnen für seine damaligen Verhältnisse war. Man muß sich hüten, bei Fragen nach der Entstehung gewisser Einrichtungen die Zweckmäßigkeit in den Vordergrund zu stellen.

Nichts ist für uns leichter, als einen Zweck aufzufinden, dem eine Sache oder eine Einrichtung dient. Aber es ist wissenschaftlich unzulässig, den leicht zu findenden Zweck als „ursprüngliches Motiv" denjenigen zuzuschieben, welche eine Einrichtung zuerst schufen. Denn da der Zweck bezw. die Zweckmäßigkeit einer Sache immer nur in der Einheit des Endresultates liegt, durch welches die Verkettung und Wechselwirkung der gesetzmäßig wirkenden Ursachen schlechthin

5) Mudge, Archaeologia. Bd. 26.

bedingt ist, so darf man, wenn man die Entstehung einer Einrichtung ergründen will, nicht die Zweckmäßigkeit derselben zum Ausgangspunkt nehmen. Wenn der Zweck einer Sache überhaupt nur in ihrer Vollendung zu erkennen ist, so kann unmöglich das Endergebnis uns das „ursprüngliche Motiv" enthüllen. Die Zweckmäßigkeit kommt uns immer erst später zum Bewußtsein und kann wohl für die Erhaltung und Nachahmung, aber nie für die Entstehung einer Einrichtung in Frage kommen.

Man könnte, wollte man alle ersonnenen „Motive", denen die Pfahlbauten ihre Entstehung verdanken sollen, zur Niederschrift bringen, eine besondere Abhandlung darüber schreiben. Einige Reisende haben behauptet, diese eigentümlichen Bauten seien deshalb aufgekommen, weil hier die Reinheit der Hütten erleichtert sei, indem der Schmutz durch das Stangenwerk des Fußbodens falle und dann vom Wasser aufgenommen werde. Niemand wird in Abrede stellen, daß die Pfahlbauten die Reinheit der Hütten erleichtern. Aber zwischen dem erkannten Zweck und dem vermuteten psychologischen Motiv der Entstehung besteht eine noch zu überbrückende Kluft.

Daher müssen wir auch das angebliche Schutzbedürfnis, dem der Pfahlbau seine Entstehung verdanken soll, zurückweisen. Bald sollen sich nämlich die Menschen vor wilden Tieren, bald vor Ratten, bald vor Schlangen, bald auch vor anderen Geschöpfen, namentlich räuberischen Menschen haben schützen wollen. Dagegen aber sagt ein Anderer (Franz Engel): „Nicht um Habsucht vor ihres gleichen zu schützen haben die Indianer diese Pfahlwerke errichtet, sondern gegen den unersättlichen Saugrüssel der Mücken und den verderblichen Fieberhauch der Sümpfe." Nach noch einem Andern (Robert Schomburgk) soll die Wahl dieser so überaus verbreiteten Wohnsitze „mit dem Charakter des Indianers (!) übereinstimmen, der mit Vorliebe in engen, abgegrenzten Räumlichkeiten wohnt . . . Sein Eigentum, der ganze Umfang seines Daseins, liegt stets übersehbar vor seinen Augen; es ist ihm behaglich auf den wenigen Bretterplanken, die eben nur so weit ausreichen, als sie kurz sind und von keiner Seite her durch Fremde betreten werden können."

Ja, sogar „die Erleichterung des Verkehrs durch Flüsse, die Benutzung der Bewegungskraft des Wassers, die Sicherung der auf Pfählen stehenden Hütten gegen Stürme, welche feste Objekte umwerfen würden," sollen Motive für die Errichtung der Pfahlbauten gewesen sein! Solche und andere Beweggründe hinterher zu ersinnen, mag dem Scharfsinn eines Stubengelehrten zur hohen Ehre gereichen. Aber

sie nachzusprechen sollte man sich wohl hüten! Behalten wir vor allem im Auge, daß alle menschlichen Wohnstätten ursprünglich nur dem Bedürfnis nach Ruhe dienten und daß erst ganz allmählich die Reflexion über deren Zweckmäßigkeit erstand, z. B. auch, daß man sich in ihnen schützen könne, daß sie sich zu Arbeitsstätten eigneten und dgl. mehr, so werden wir der Gefahr aller fruchtlosen Spekulation entgehen.

Man hat in der Wissenschaft eine Zeit lang die Ansicht von eigenen Pfahlbauvölkern verfochten, die einst in Europa gelebt hätten und z. B. von etruskischen Handelspfahlbauten zu Warenniederlagen und dgl. gesprochen. Aber da man gegenwärtig den Pfahlbau noch bei sehr vielen Völkern verschiedener Erdteile antrifft, wie bei den meisten Völkern des Indischen Archipels und Melanesiens, den meisten Nordwestamerikanern, bei einzelnen Stämmen Mittel- und Südamerikas und auch Afrikas, so hat man jene Hypothese fallen gelassen, obwohl sie wissenschaftlich betrachtet viel besser begründet war, als das moderne „Schutzmotiv".

Die große Verbreitung der Pfahlbauten über die Erdoberfläche ist heutzutage jedem bekannt, auch wenn er nur alljährlich seinen Kalender oder des Sonntags sein Wochenblättchen liest. Seit der Auffindung und Entdeckung solcher Bauten in der Schweiz, wo deren schon mehrere Hundert nachgewiesen sind, hat man die Pfahlbauten in den meisten Ländern Europas, wo überhaupt archäologische Forschungen beliebt sind, aufgefunden, so daß ich nicht nötig habe, darauf näher einzugehen. Wir wissen gegenwärtig, daß sie viel häufiger vorgekommen sind, als man früher annahm, und daß wir ihre Spuren auch in Landschaften finden, wo gegenwärtig keine Seen mehr anzutreffen sind.

Von allen älteren Pfahlbauten ist uns mit wenigen Ausnahmen immer nur der Pfahlrost als alleiniges Ueberbleibsel erhalten, weshalb wir nur eine Vorstellung von den Pfahlrosten haben. Darnach waren die Pfähle nach unten entweder durch Abbrechen oder durch Feuer zugespitzt. Um ihnen aber nach der Einrammung die gehörige Festigkeit zu geben, sind nicht selten zwischen dieselben und um sie herum Steine aufgeschüttet worden. Indessen sind in der Anordnung der Pfähle selbst Verschiedenheiten beobachtet, die besonders anzuführen für unsern gegenwärtigen Zweck kein Interesse hat. Von den Wohnungen selbst, die ehemals auf dem Pfahlroste gestanden, ist uns, wie eben erwähnt, aus grauer Vorzeit in der Regel nichts, dagegen sind uns in einigen Bauten der Fußboden unversehrt erhalten geblieben. Derselbe bestand aus quer über die Pfähle gelegten Brettern und Bohlen, die oft mit Nägeln von Holz auf den Köpfen der Pfähle be-

festigt und deren Zwischenräume sorgfältig mit Lehm und Schilfgras verstopft waren.

Sind uns auch von den Pfahlbauwohnungen im Altertum keine Ueberreste der Wohnungen selbst erhalten geblieben, so können wir doch aus den in den überlieferten Sagen und Mythen vorhandenen Merkmalen schließen, daß die Behausungen im Altertum ganz von derselben Gestalt gewesen sein müssen, wie die, welche wir noch gegenwärtig bei Pfahlbaubewohnern vorfinden.

Wir müssen auch hierbei das Langhaus von den Einzelhütten unterscheiden. Im vorigen Abschnitte erkannten wir auf Grund eines Berichtes, daß die Hütten erst mit der Gründung der Familien entstanden, d. h. dadurch, daß die Geschwisterehe durch die Heirat mit Fremden, die in dem langen Hause keinen Zutritt fanden, verdrängt wurde.

Im 16. Kapitel des fünften Buches seiner „Geschichten" erzählt Herodot aus dem 5. Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung von dem im Stromgebiet des Axios einst angesessenen Horden der Päonen: „Mitten im See (Phrasias) stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Stammesgenossen insgemein auf; nachher aber machten sie ein Gesetz und nun verfahren sie also: für jedes Weib, das einer heiratet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das da Orbelos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeder viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art: Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Falltüre durch das Gerüst, die da hinunter geht in den See. Die kleinen Kinder binden sie bei einem Fuße an mit einem Strick, aus Furcht, daß sie herunter rollen. Ihren Pferden und ihren Lasttieren reichen sie Fische zum Futter. Davon ist eine so große Menge, daß, wenn einer die Falltüre aufmacht und einen leeren Korb an einem Strick hinunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, so ist er ganz voll Fische."

Diese Erzählung belehrt uns, daß ursprünglich die Pfähle von allen gemeinsam eingerammt wurden und erst später der Gebrauch entstand, daß jeder einzelne, der eine Verheiratung einging, seine besondere Hütte erbaute. Das eben beweist, daß man auch auf den Pfahlgerüsten ursprünglich in gemeinsamen Häusern gewohnt hat, die zur Beherbergung ihrer Insassen auch verhältnismäßig groß gewesen sein müssen. Ein solches Langhaus wird zwar

in obiger Erzählung nicht besonders geschildert, bildet aber, wenn man den inneren Zusammenhang des früheren und späteren Zustandes ins Auge faßt, den Gegensatz zu den nunmehr vorhandenen Einzelhütten. Denn der Bau der Einzelhütte war dem Berichte zufolge von der Verheiratung abhängig. Somit haben wir in Herodots Bericht nicht bloß eine Darstellung der Pfahlbauten überhaupt, sondern zugleich eine anschauliche Bestätigung dessen, was wir durch den Erkenntnisprozeß im vorigen Abschnitt konstruiert haben, daß nämlich aus dem Langhause der Horde erst durch die Verheiratung die Einzelhäuser der Familien entstanden sind, daß also das Zusammenwohnen in Horden dem Einzelwohnen in Familien vorangegangen ist.

Zu der entgegengesetzten Annahme können nur diejenigen gelangen, die von einer Idee ausgehen, indem sie, wie beispielsweise Ratzel und Schurtz, sich einen Geselligkeitstrieb konstruieren, der die Menschen aus den Familienhäusern in die großen Behausungen geführt haben soll. Da sie das Material ununtersucht lassen, entdecken sie nicht, daß in den stark bevölkerten Häusern heutiger Naturvölker zweierlei Elemente vorhanden sind.

In Ratzels Völkerkunde (I. S. 512) findet man einen Bericht, den er der Zeitschrift für Ethnologie (VIII. S. 328) entnommen zu haben scheint. Ich zitiere ihn nach Ratzel, weil er kürzer ist als seine Quelle. „Die großen Häuser der Churruje Kolumbiens enthalten gewöhnlich drei Abteilungen; die vierte ist der große Eingang. Einige Abteilungen haben noch ihre besonderen kleinen Türen nach außen. In der Mitte befindet sich ein großer viereckiger Raum, wo die Indianer zur Unterhaltung zusammenkommen und ihre kleinen Feste feiern; er ist von Balken umgeben, die das tief herabhängende Dach tragen. Zwischen der Balkenreihe und dem Dache richten sich die Familien ein. Sie sind durch horizontal ausgespannte Stricke von einander geschieden, die niemand ohne Erlaubnis überschreiten darf."

Stellen wir diesen Bericht in Parallele zu dem oben (S. 77) abgedruckten über die Mortlockinsulaner, so werden wir, wenn wir nur oberflächlich die Erscheinungsformen unter unsere Idee stellen, schwerlich eine Identität beider Erscheinungsformen erblicken. Sobald wir aber im Prozeß des Begriffs mittels Induktion aus den Merkmalen der Erscheinung den Grund aufdecken, finden wir die Identität beider Erscheinungsformen in dem Prädikate, daß „niemand ohne Erlaubnis die horizontal ausgespannten Stricke überschreiten darf."

Diese trennen eben die Familien vom Mittelraum. Den Grund dafür haben wir schon oben entdeckt, nämlich im Fremdtum der Herumwohnenden. So wenig als die Fremden auf den Mortlockinseln den Fel, das lange Haus, betreten dürfen, so wenig dürfen sie hier über die Balken hinaus, welche das ursprüngliche Haus tragen. Denn die Familien, soweit sie fremder Abstammung sind, bewohnen nur die Anschlüsse bezw. die „Annexe", welche später erst hinzugekommen sind und wodurch das Dach jetzt tief herabhängend geworden ist. Für diese Annexe bestehen in den Sprachen verschiedene Ausdrücke, die meist zugleich Höhle bedeuten.

Zu diesen Ausdrücken gehört z. B. auch das weit über die Erde verbreitete Wort lev, das wir gut deutsch mit Laube übersetzen können und auf das wir im nächsten Abschnitt näher zu sprechen kommen werden. Man wird eine Reihe der interessantesten Erscheinungen der mythischen Geschichte nicht verstehen, wenn man nicht die durch die dienende Familie herbeigeführte Entwickelung des großen Hauses mit seinen Anschlüssen begreift. Ein Beispiel genüge.

Bekanntlich weiß die gelehrte Forschung noch immer nicht recht, wie sie die Leviten unterbringen soll. Sie sollen ein besitzloser Volksstamm gewesen sein und sind doch überall und nirgends zu finden. Für eine solche Erscheinung kann man ein richtiges Verständnis nur gewinnen, wenn man sie mit andern analogen Erscheinungen durch eine systematische Beobachtung des Völkerlebens in ihrem Ursprung feststellt.

Wie kommt es, daß in der späteren Theokratie der Juden zweierlei Arten von Personen das Heiligtum bedienen, d. h. worin hat die Erscheinung ihren urgeschichtlichen Grund, daß neben den bevorzugten Priestern (Kohanîm[6]) die Leviten in einem untergeordneten Verhältnis zu diesen standen? Den Priestern stand das alleinige Recht zu, das Haus Gottes selbst zu betreten, weil sie die Söhne „Arons" waren, die Leviten aber hatten nur außerhalb des Vorhangs den Dienst zu verrichten. Den Inhalt dieser angeblich von Jahwe ausgehenden Bestimmungen findet man in 4. Moses 18, 1 ff., wo Jahwe zu Aron spricht: „Du und dein Sohn und dein väterlicher Stamm sollt die Verfehlungen inbetreff der heiligen Dinge auf euch nehmen . . . Aber auch deine Brüder, den Stamm Levi, deinen väterlichen Stamm laß mit dir herantreten, daß sie sich dir anschließen und dich be-

6) Warum die Priester Kohanîm heißen und daß diese Benennung erst nachexilisch sein kann, soll von mir später einmal an einem andern Orte dargelegt werden.

dienen, während du mit deinen Söhnen vor dem Gesetzeszelte [weilst]. Und zwar sollen sie die Geschäfte verrichten, die zu deiner und des ganzen Zeltes Bedienung erforderlich sind. Nur dürfen sie nicht herantreten an die heiligen Geräte und an den Altar, sonst müßten sie und ihr sterben. . . . Ich meinerseits habe eure Brüder, die Leviten, aus den Israeliten genommen und als ein Geschenk für euch, als solche die Jahwe zu eigen gegeben sind, damit sie den Dienst am Offenbarungszelte besorgen. Du aber und deine Söhne sollt eures Priesteramtes warten in allen Angelegenheiten des Altars und drinnen hinter dem Vorhang und sollt Dienst tun. Als einen geschenkweise verliehenen Dienst übergebe ich euch das Priestertum; der Fremde aber, der herantritt, soll mit dem Tode bestraft werden" (nach Kautzsch' Bibelübersetzung).

Wenn der Leser die religiöse Idee, welche den Inhalt des Vorstehenden in dem Gebote Jahwe's durchzieht, auslöst, so findet er folgenden Zustand: Die Söhne Arons verweilen im Innern des Hauses hinter dem Vorhang, während die Leviten nur außerhalb desselben im „Anschluß" sich aufhalten dürfen; denn sie sind Fremde, die, wenn sie herantreten, mit dem Tode bestraft werden. Sie sind aber außerdem die Diener der Söhne Arons.

Wir haben also hier denselben Zustand vor uns, den wir oben im zweiten Abschnitt bei den Mortlockinsulanern auch fanden. Auch dort durften die Fremden das große Haus nicht betreten, in dem sich die Personen befanden, denen jene dienstbar waren. Nur trafen wir auf den Mortlockinseln die Fremden in besonderen Hütten lagernd an, während wir die Leviten im „Anschluß" finden. Wir finden sie also in der Art, wie bei den Churruje Kolumbiens, wo „in der Mitte sich ein großer viereckiger Raum befindet, während zwischen dem Balken und dem Dache sich die Familien einrichten und durch horizontal ausgespannte Stricke von einander geschieden sind, die niemand ohne Erlaubnis überschreiten darf." Denn betreten darf das Innere nur der ursprüngliche Bewohner der Arche, nicht der dienende Fremde.

Das große Schiffshaus, das nach der jüdischen Ueberlieferung ebenso wie mehreren heutigen Naturvölkern auch ein Heiligtum geworden ist, gehört den Söhnen Arons, genau so wie bei anderen Völkern die Arche den „Ariern", mag der Mythos dieses Haus sich gestalten wie immer er will. Die Leviten aber sind die aus der Fremde gekommenen dienenden Personen, die sich mit den Ariern vermischt haben und jetzt in den „Anschlüssen" (Annexen) bezw. in den Anhängen des großen Hauses wohnen. Daher die sprachliche Mystik,

„daß sie sich dir anschließen und dich bedienen." Eine Mystik, die auch anderwärts wiederkehrt.

So spricht „Lab"ans älteste Tochter „Lea", um die Jakob sieben Jahre gedient hatte, bevor er sie heiratete, bei der Geburt ihres Sohnes Levi (1. Mos. 29, 34): „Nun endlich wird mein Mann mir anhängen, da ich ihm drei Söhne geboren habe. Darum nannte sie ihn Levi". Unter Lev im urgeschichtlichen Sinne haben wir also die höhlen- oder laubenförmigen (Laban) Anschlüsse oder Anhängsel um das große Haus herum zu verstehen, in welchen die fremden, aus der Höhe stammenden Familienangehörigen lagerten. Es gab eben zweierlei Formen für die Familienhäuser: entweder, wie bei den Churruje Kolumbiens zwischen dem inneren Raume und dem darüber hängenden Dache, oder, wie bei den Mortlockern, in besonderen Hütten um das Haus.

Daß auch die Leviten bei den Vorfahren der Israeliten nicht ausschließlich in „Anschlüssen", sondern bisweilen auch in einzelnen Hütten gewohnt haben, ergibt der die Lagerordnung enthaltende Mythos vom Durchzug der Israeliten durch die Wüste (4. Mos. 1. u. 2). Von den Leviten heißt es (4. Mos. 1, 53): „die Leviten aber sollen sich rings um die Wohnung des Gesetzes lagern, daß nicht etwa ein Zorn über die Gemeinde der Israeliten komme."

Dem Mythenschreiber lag ganz offenbar eine Sage vor, der zufolge die „Lev" um das „Große Haus" herum gewohnt und einst eine dienende Stellung zu den innerhalb des Hauses Wohnenden eingenommen hatten. Die innerhalb des Hordenhauses Wohnenden waren die Sumpfbewohner, deren Repräsentant auch Sem (Semiten) bezw. Sim, Sum (Sumerier) genannt wird. Daher ist denn auch Levi dem Simeon unzertrennlich verbunden, weshalb im Segen Jakobs (1. Mos. 49, 5) Simeon und Levi ausnahmsweise das Prädikat „Brüder" erteilt wird, die sie denn auch (1. Mos. 34, 25) als „die zwei Söhne Jakobs" bezeichnet werden. Simeon ist nur eine lautliche Variante für Sem und dieser ist der Repräsentant des auf Pfählen bezw. Säulen ruhenden Hauses nicht bloß in Palästina, sondern auch anderwärts. Auf der Tiberinsel in Rom stand eine Säule mit der Inschrift: Σίμωνι δεῷ σάγκτῳ und Justin (Apolog. 26) bezeugt, daß beinahe alle Samaritaner (σχεδὸν πάντες Σαμαρεῖς) den Simeon als ihren ersten Gott (ὡς τὸν πρῶτον θεὸν) verehrten. Der altitalische Semo, der ägyptische Som, der palästinische Sem ist nicht bloß der Sumpf, sondern auch das Pfahl- oder Säulenhaus, in dem auch der Hirte Japhet später mitwohnt (1. Mos. 9, 27).

Ganz derselben Erscheinung wie bei den Israeliten begegnen wir auch im großen Hause der Hawaier, wo der betreffende Ausdruck für lev puna-„lua" heißt. Der puna-lua bezw. lev ist der Schwager, d. h. der halbfreie Schwester-Mann, der von Haus aus ein untergeordneter aus der Fremde stammender Famel ist. [7])

Wenn wir vom Pfahlbau sprechen, so müssen wir auch hierbei scharf unterscheiden, ob es sich um den Urzustand im großen Hause, d. h. um den Zustand ohne oder um den Zustand mit Familie handelt. Wir haben eben in dieser Beziehung vielerlei Berichte, von denen ich nur zwei dem Leser vorführen will.

Der englische Naturforscher Wallace[8]) beschreibt die Wasserbauten auf Neu-Guinea wie folgt: „Sie sind sehr niedrig und besitzen ein Dach, das wie ein großes, mit dem Boden nach oben gerichtetes Schiff geformt ist. Man gelangt auf langen hohen Brücken zu ihnen. Die Pfähle, welche die Häuser, Brücken und Plattformen tragen, sind kleine, krumme unregelmäßig aufgestellte Stöcke, die aussehen, als ob sie umfallen wollten. Die Fußböden sind auch aus Stöcken gemacht, aber so unregelmäßig und lose und weit auseinander liegend, daß ich es für unmöglich fand, auf ihnen zu gehen." Von einzelnen Pfahlbauhütten berichtet uns dagegen Spry über Kordo auf der großen Insel Mysore: „Häuser stehen auf Pfahlwäldern dicht gedrängt beisammen und besonders auffallend sind die Dächer, welche die Papua selber mit der Schale einer Schildkröte vergleichen." [9])

Aus den angezogenen Berichten erfahren wir zugleich noch etwas über die äußere Gestalt der Behausungen: sie gleichen einem umgestürzten Schiffe oder haben Aehnlichkeit mit der Schale einer Schildkröte. Das sind zwei Eigentümlichkeiten des langförmigen Pfahlbaues, von dem wir in diesem Abschnitt allein sprechen. Eben deshalb finden wir bei weit von einander abgelegenen Völkern, deren seßhaftes Grundelement einst diesen Pfahlbau zur Wohnung gehabt hat, die Sage vom Schiffe oder der Schildkröte wieder; im letzteren Falle natürlich vorausgesetzt, daß die Schildkröte im Lebensbereich des betreffenden Volkes heimisch ist. So nahm Wischnu, als er die Welt vom Untergang retten wollte, die Gestalt einer

7) Vgl. darüber mein Buch über Horde und Familie. S. 212.

8) A. R. Wallace, The Malay Archipelago or the land of the orangutan and the bird of paradise. London 1869. II. S. 304.

9) Spry, Die Expedition der Challenger. Leipzig 1877. S. 242.

Schildkröte an. Dieses Wassertier war auch der aus dem Wasser stammenden Venus heilig und wird deshalb bei ihrem Bilde zu Elis angetroffen. (Paus. VI. 25, 1.) Hermes vertauscht seine Schildkröte, die siebensaitige Lyra, gegen die Rinder des Apollo. Die vielen Fabeln von der Schildkröte, die meist zugleich das Verhältnis der Höhenrundbauten (Gorod) zum Pfahlbau ausdrücken, z. B. der siamesischen, wo der Vogel Khruth, der bei den Indern garuda heißt, die Schildkröte im Wettlauf nur dadurch besiegt, weil er überall, wohin er kommt, sie am Teiche aufgestellt findet (Bastian, Orient und Occident), beweisen, daß jene Behausungen, was ja eben die zuletzt erwähnte Fabel hervorgerufen hat, einstmals an dem See immer in gleicher Gestalt zu finden waren. Nur will ich noch bemerken, daß an Stelle der Schildkröte in den Sagen mancher Völker ein anderes Wassertier auftritt, z. B. der Alligator (das Krokodil), der Delphin, der Walfisch oder irgend ein anderes „Seeungeheuer". Das große schwimmende Ungetüm ist eben das lange schiffsförmige Pfahlhaus, um das herum sich später die Familienstätten schlangenförmig winden, weshalb die Schlange oft zugleich mit auftritt.

Nach dem Vorstehenden bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung, daß das Pfahlhaus in seinem ursprünglichen Dasein an ein ganz bestimmtes geographisches Individuum, an die Ebene des Wassers, gebunden gewesen ist. Aber weil Seen zu Sümpfen, Mooren und trockenem Lande werden, kann das Pfahlhaus, ohne seinen Ort zu verändern, aus dem See auf das trockene Land geführt werden. Alsdann liegt auch hier die Möglichkeit der Nachahmung vor, nämlich den Pfahlbau direkt auf trockenem Lande zu errichten und andere Plätze zu wählen als den ursprünglichen Standort. Nur von letzterem sprechen wir hier, da jenes nur eine seltene Ausnahme ist, die, wo sie sich findet, regelmäßig leicht erklärt werden kann. Eben weil das lange Haus ursprünglich nur auf seinem bestimmten geographischen Individuum Ausbreitung gefunden hat, so treffen wir es nach erfolgtem Eindringen fremder Horden in die leer gebliebenen Räume mitten unter andern Bauten an.

Das Bild, das H. Schurtz von Neuguinea entwirft, hat, wenn man die Entstehung des Durcheinanderwohnens kennt, nichts Auffallendes. „Neuguinea," sagt er nämlich, „ist wohl das Gebiet der Erde, wo die Einrichtung des Männerhauses [10]) zuerst in ihrem vollen Umfang

10) Wie oben (S. 93 ff.) gezeigt, gebraucht Schurtz den Ausdruck „Männerhaus" für das lange Haus, weil er sich einbildet, es sei von Männerverbänden gegründet worden.

erkannt worden ist und wo sie in der Tat in ihren typischen (?) Formen erscheint. Aber von einer nennenswerten Einheitlichkeit ist deshalb doch keine Rede. Wie in sprachlicher und selbst wirtschaftlicher Hinsicht die Insel oft auf kleinem Raume die grellsten Gegensätze aufweist, so spiegelt sich die ethnische Zerrissenheit auch in der lückenhaften Verbreitung des Männerhauses und in merkwürdigen Umbildungen, denen es vielfach unterlegen ist. Bei den meisten Gebirgsstämmen (!) des Innern scheint es ganz zu fehlen, während die Küstenstämme es wohl alle, wenn auch oft in entstellter (?) Form, besitzen." [11])

Wenn jemand erkennt, daß „die ethnische Zerrissenheit auch in der lückenhaften Verbreitung des Männerhauses sich spiegelt," und wenn er findet, daß bei den meisten Gebirgsstämmen dieses Haus fehlt, es aber alle Küstenstämme besitzen, so sollte man meinen, diese Merkmale hätten ihn veranlassen müssen, in eine geographische Untersuchung dieser Erscheinung einzutreten. Denn nur durch das Induktionsverfahren kann der Grund für eine Erscheinung gefunden werden. Die lückenhafte Verbreitung des großen Hauses erklärt sich aus der lückenhaften Verbreitung der geographischen Individuen, denen es eigentümlich ist, und die ethnische Zerrissenheit teils aus dieser Verbreitung, teils aus der Zuwanderung fremder ethnischer Elemente. So wie es in der Gegenwart ist, so war es auch im Altertum. Erst aus dieser ethnischen Zerrissenheit sind durch gegenseitige Annäherung der Horden allmählich Familien, Stämme und Völker hervorgegangen.

Es ist schon manchem Ethnographen aufgefallen, daß für das schiffsförmige Langhaus, das wir in diesem Abschnitte betrachten, bei weit von einander abgelegenen Völkern gleiche Ausdrücke bestehen und daß hinwiederum auch innerhalb einer gar nicht allzugroßen Landschaft, ja oft in ganz geringer Entfernung des einen großen Hauses vom andern, eine verschiedene Bezeichnung für dasselbe angetroffen wird. Diese völkerkundliche Erscheinung ist aber, wie ich bald zeigen werde, nicht auf das heutige Völkerleben beschränkt, sondern wir treffen dieselben Ausdrücke für das große Haus auch bei den alten, für uns untergegangenen Völkern an. Insbesondere tritt in den mythischen Abstammungsverhältnissen diese Erscheinung zu Tage. Die meisten mythischen Persönlichkeiten sind nämlich im Grunde nichts

11) H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Berlin 1902. S. 214.

Schildkröte an. Dieses Wassertier war auch der aus dem Wasser stammenden Venus heilig und wird deshalb bei ihrem Bilde zu Elis angetroffen. (Paus. VI. 25, 1.) Hermes vertauscht seine Schildkröte, die siebensaitige Lyra, gegen die Rinder des Apollo. Die vielen Fabeln von der Schildkröte, die meist zugleich das Verhältnis der Höhenrundbauten (Gorod) zum Pfahlbau ausdrücken, z. B. der siamesischen, wo der Vogel Khruth, der bei den Indern garuda heißt, die Schildkröte im Wettlauf nur dadurch besiegt, weil er überall, wohin er kommt, sie am Teiche aufgestellt findet (Bastian, Orient und Occident), beweisen, daß jene Behausungen, was ja eben die zuletzt erwähnte Fabel hervorgerufen hat, einstmals an dem See immer in gleicher Gestalt zu finden waren. Nur will ich noch bemerken, daß an Stelle der Schildkröte in den Sagen mancher Völker ein anderes Wassertier auftritt, z. B. der Alligator (das Krokodil), der Delphin, der Walfisch oder irgend ein anderes „Seeungeheuer". Das große schwimmende Ungetüm ist eben das lange schiffsförmige Pfahlhaus, um das herum sich später die Familienstätten schlangenförmig winden, weshalb die Schlange oft zugleich mit auftritt.

Nach dem Vorstehenden bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung, daß das Pfahlhaus in seinem ursprünglichen Dasein an ein ganz bestimmtes geographisches Individuum, an die Ebene des Wassers, gebunden gewesen ist. Aber weil Seen zu Sümpfen, Mooren und trockenem Lande werden, kann das Pfahlhaus, ohne seinen Ort zu verändern, aus dem See auf das trockene Land geführt werden. Alsdann liegt auch hier die Möglichkeit der Nachahmung vor, nämlich den Pfahlbau direkt auf trockenem Lande zu errichten und andere Plätze zu wählen als den ursprünglichen Standort. Nur von letzterem sprechen wir hier, da jenes nur eine seltene Ausnahme ist, die, wo sie sich findet, regelmäßig leicht erklärt werden kann. Eben weil das lange Haus ursprünglich nur auf seinem bestimmten geographischen Individuum Ausbreitung gefunden hat, so treffen wir es nach erfolgtem Eindringen fremder Horden in die leer gebliebenen Räume mitten unter andern Bauten an.

Das Bild, das H. Schurtz von Neuguinea entwirft, hat, wenn man die Entstehung des Durcheinanderwohnens kennt, nichts Auffallendes. „Neuguinea," sagt er nämlich, „ist wohl das Gebiet der Erde, wo die Einrichtung des Männerhauses [10]) zuerst in ihrem vollen Umfang

10) Wie oben (S. 93ff.) gezeigt, gebraucht Schurtz den Ausdruck „Männerhaus" für das lange Haus, weil er sich einbildet, es sei von Männerverbänden gegründet worden.

erkannt worden ist und wo sie in der Tat in ihren typischen (?) Formen erscheint. Aber von einer nennenswerten Einheitlichkeit ist deshalb doch keine Rede. Wie in sprachlicher und selbst wirtschaftlicher Hinsicht die Insel oft auf kleinem Raume die grellsten Gegensätze aufweist, so spiegelt sich die ethnische Zerrissenheit auch in der lückenhaften Verbreitung des Männerhauses und in merkwürdigen Umbildungen, denen es vielfach unterlegen ist. Bei den meisten Gebirgsstämmen (!) des Innern scheint es ganz zu fehlen, während die Küstenstämme es wohl alle, wenn auch oft in entstellter (?) Form, besitzen." [11])

Wenn jemand erkennt, daß „die ethnische Zerrissenheit auch in der lückenhaften Verbreitung des Männerhauses sich spiegelt," und wenn er findet, daß bei den meisten Gebirgsstämmen dieses Haus fehlt, es aber alle Küstenstämme besitzen, so sollte man meinen, diese Merkmale hätten ihn veranlassen müssen, in eine geographische Untersuchung dieser Erscheinung einzutreten. Denn nur durch das Induktionsverfahren kann der Grund für eine Erscheinung gefunden werden. Die lückenhafte Verbreitung des großen Hauses erklärt sich aus der lückenhaften Verbreitung der geographischen Individuen, denen es eigentümlich ist, und die ethnische Zerrissenheit teils aus dieser Verbreitung, teils aus der Zuwanderung fremder ethnischer Elemente. So wie es in der Gegenwart ist, so war es auch im Altertum. Erst aus dieser ethnischen Zerrissenheit sind durch gegenseitige Annäherung der Horden allmählich Familien, Stämme und Völker hervorgegangen.

Es ist schon manchem Ethnographen aufgefallen, daß für das schiffsförmige Langhaus, das wir in diesem Abschnitte betrachten, bei weit von einander abgelegenen Völkern gleiche Ausdrücke bestehen und daß hinwiederum auch innerhalb einer gar nicht allzugroßen Landschaft, ja oft in ganz geringer Entfernung des einen großen Hauses vom andern, eine verschiedene Bezeichnung für dasselbe angetroffen wird. Diese völkerkundliche Erscheinung ist aber, wie ich bald zeigen werde, nicht auf das heutige Völkerleben beschränkt, sondern wir treffen dieselben Ausdrücke für das große Haus auch bei den alten, für uns untergegangenen Völkern an. Insbesondere tritt in den mythischen Abstammungsverhältnissen diese Erscheinung zu Tage. Die meisten mythischen Persönlichkeiten sind nämlich im Grunde nichts

11) H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Berlin 1902. S. 214.

anderes als Hordenhaus- bezw. Familienhütten-bezeichnungen und Ausdrücke für das geographische Individuum, auf welchem sich die Behausungen befinden.

Auch H. Schurtz erscheint in seinem Buche „Altersklassen und Männerbünde", in welchem er sich nur auf die Erscheinungen der Gegenwart beschränkt, es „merkwürdig, daß auch im sprachlichen Sinn die große Aehnlichkeit zwischen westafrikanischen und malaiisch-melanesischen Zuständen wiederkehrt, die sich im Dasein der geheimen Männerverbände und der Gemeindehäuser so entschieden ausspricht." (S. 444.) Aber weil er, infolge seiner rein aprioriischen Konstruktionen nicht erkennt, daß eben der Zustand der Geheimbünde der Zustand in den Gemeindehäusern selbst ist, so läßt er, „wie die Erscheinung zu erklären ist, einstweilen dahingestellt bleiben," und ihm empfiehlt es sich, „die Verwandtschaft (von solch verbreiteten Wörtern) auf sich beruhen zu lassen, da vorläufig jede Brücke des näheren Verständnisses fehlt."

Wenn auch in Schurtz's Buch weder erschöpfend noch systematisch die Bezeichnungen für das große Haus und was damit in Zusammenhang steht, aufgereiht sind, so möchte ich doch dem Leser, dem das Buch zur Hand ist, zum besseren Verständnis meiner eigenen Darstellung die Lektüre der Tabellen, in denen sich die Ausdrücke auf S. 443 ff. finden, empfehlen. Schurtz beginnt seine Tabellen mit einer der bekanntesten Bezeichnungen für dieses Pfahlhaus, und zwar zunächst für das malaio-polynesische Gebiet:

„Bale — Gemeindehaus der Battak, Sumatra,
Balei — Gemeindehaus im südlichen Sumatra,
Balei — Rathaus und Herberge der Dayak, Borneo,
Baleuw — Gemeindehaus auf Ceram,
Balebal — Männerhaus in Hatzfeldhafen, Deutsch-Neuguinea,
Bellak — Küchenschuppen auf den Marschall-Inseln,
Bäwai, Febai, Falyu — Männerhaus auf Yap, Karolinen,
Bai — Männerhaus, Palau-Inseln,
Pali — dem „tabu" entsprechender Ausdruck, Borneo,
Fali — desgleichen,
Fel — Gemeindehaus auf den Mortlock-Inseln,
Welu — Geheimbund auf den Neuen Hebriden,
Fale tele — großes Haus, Samoa,
Faleaitu — Geisterhaus, Samoa,"
usw. usw. usw.

Daran reiht Schurtz eine zweite Tabelle für das west-

afrikanische Gebiet der „Männerhäuser“: Bulu-Gemeindehaus der Mandingo usw. und findet es „merkwürdig, daß auch im sprachlichen Sinne die große Aehnlichkeit zwischen westafrikanischen und malaiisch-melanesischen Zuständen wiederkehrt.“ Aber da Schurtz keine dem Werden der Erscheinungen nachgehende begriffsbildende Forschungsmethode kennt und alles nur aus dem Zustande seiner Idee deutet, so versagt ihm die Schranke seiner Idee auch hierbei den Dienst: „Wie die Erscheinung zu erklären ist, mag einstweilen dahin gestellt bleiben.“ (S. 444.) Würde er ähnlich, wie wir im vorigen Abschnitt, die Berichte analysiert, die Auffassung der Berichterstatter vom Tatbestande getrennt und an den objektiven Merkmalen der Erscheinungen einen Erkenntnisprozeß vorgenommen haben, so würde er schwerlich zu folgender Fragestellung gekommen sein: „Welche der zahlreichen Bedeutungen, die den Ableitungen der Wurzel b-l anhaftet, mag nun die ursprüngliche sein? Könnten wir eine klare Antwort auf diese Frage finden, dann würde auch manches andere Problem seiner Lösung näher geführt werden. War der Sinn ursprünglich Versammlungsplatz, Knabenweihe, Platz für Knabenweihe, Männergesellschaft, Männerhaus, oder bezeichnete das Urwort etwas Verbotenes, dem tabu entsprechend?“ (S. 445.)

Nur ein falscher Erkenntnisweg kann zu einer solchen Fragestellung hinführen. Wenn man durch allmähliche Abwickelung aller äußeren Umstände (Prädikate) von der „Sache selbst“ (Subjekt) auf einen Punkt stößt, von dem sich nichts mehr abwickeln läßt, so findet man den Urzustand der Sache, d. h. man kommt der Sache auf den Grund. Dieser ist der sinnlichen Wahrnehmung immer verhüllt und ist daher der gewöhnlichen Beobachtung nicht zugänglich. Da nun der Grund (causa sui) die Ursache aller Möglichkeiten ist, so kann ich, wenn ich den Grund erforscht habe, alle Beziehungen der Sache richtig beurteilen.

Da ich schon in meiner Schrift „Horde und Familie“ klar und deutlich gezeigt habe, wie der Wohnraum das schöpferische Element, die Ursache von allem, auch von der sog. Knabenweihe ist, so will ich hier nicht mehr weiter darauf eingehen. Es ergibt sich aus Vorstehendem von selbst, daß die Bezeichnung b-l ursprünglich nur dem „Wohnraum“, wie er im Pfahlhaus äußerlich zur Erscheinung kommt, gegolten hat. Wenn dieses Haus als „Küchenschuppen“ benutzt oder sogar abgebrochen wird und dieser leere Raum jetzt als „Versammlungsplatz“ oder als „Platz für Knabenweihe“ dient, so bleibt im vorstehenden Falle der Ausdruck für die veränderte Sachlage ebenso

bestehen, wie beispielsweise der Ausdruck Besen, wenn ihn jemand statt zum Ausfegen als Schutzwaffe gegen einen Verfolger gebraucht. Daß aber der dem „tabu" entsprechende Ausdruck „pali" etwas Verbotenes bezw. etwas Unberührbares bedeutet, erklärt uns ebenfalls der Grund der in Frage stehenden Erscheinung, nämlich das Pfahlhaus selbst, das in Süd-Neuguinea dubu (dobu) anderwärts tapu (tabu), in Brasilien tupi, bei einigen Völkern des Altertums, z. B. den Israeliten, theba hieß. Weil das große Haus den Fremden verboten war, so durften sie es nicht betreten (vgl. oben). Was nicht berührbar war, nannte man deshalb ebenso wie das Haus. Dieses große Haus heißt bei den Battak Afrikas sopo bezw. sapu, auf Halmahera sabua, auf den Palau-Inseln Sop, bei den alten Völkern z. B. bei den Indern sabha bezw. sibhya oder Sippe. Auch der Ausdruck sabi hat noch gegenwärtig auf Süd-Neuguinea die Bedeutung von tabu, bezw. pali, d. h. unzugänglich, heilig. Alle Plätze, wo einst das große Haus gestanden hat, die sog. Haine, sind den Volksstämmen heilig geblieben, insoweit ihre Glieder zu den dienenden, bezw. später halbfreien Elementen der Volksstämme gehört haben.

Die Ethnologie, wenn sie dem Grund der Erscheinungen nachgehen will, um die Verwandtschaft der Völker in ihren Sprachen und Sitten zu begreifen, darf sich nicht bloß auf die heutigen sog. Naturvölker beschränken, sondern muß die alten Völker in ihre Betrachtung mit hereinziehen. Wenn wir das Pfahlhaus nur auf Teilen von Amerika, Afrika und Asien, besonders auf den Inseln des Stillen Ozeans gegenwärtig noch beobachten können, so darf man nicht, wie Schurtz (S. 446), glauben, „die Möglichkeit, daß die entwickelteren Formen der Männerbünde — so nennt er das große Haus — aus dem malaiischen Gebiete gewissermaßen ausgestrahlt sind, gewinne in den sprachlichen Verhältnissen eine mächtige Stütze." Die sprachlichen Verhältnisse sagen uns nur, daß für das große Haus mit seinem Zubehör in der Wurzel übereinstimmende Ausdrücke bestehen, nichts über die „Ausstrahlung". Da wir auch bei längst untergegangenen Völkern in deren Mythen und Sagen die gleichen Ausdrücke für das Pfahlhaus antreffen, so müßten wir folgern, daß sie ebenfalls vom malaiischen Gebiete ausgestrahlt seien.

Wir wollen nun zunächst die hauptsächlichsten Ausdrücke für das schiffsförmige Haus vorbemerken. Es sind nämlich folgende Sprachwurzeln: 1. pl, bl; 2. pr, fr, br, wr; 3. tb, db, tp; 4. sp, sf, sb, sm; 5. sl, zl; 6. rm, prm, brm; 7. sr, r; 8. ml, mr, wozu noch einige andere kommen, die ich gelegentlich aufführen will. Nur zum

besseren Verständnis, ich wiederhole: nur zum besseren Verständnis für den Leser will ich vorerst einige Vokale hinzufügen, die ihn an einige bekanntere Wörter erinnern sollen. Nämlich 1. Pfahl, pal; 2. Fähre, fara; 3. Theba; 4. Schiff, Sippe, Sabha; 5. Zille, Säule, Silo; 6. Ram, Bram, Prahm; 7. Sarg, Arche; 8. Mole, Mila. H. Schurtz führt noch einige Wurzelwörter mehr an als ich, die ich aber unberührt lasse, weil sie nach meinen Untersuchungen nicht das oblonge Schiffshaus, sondern entweder den Rundling oder wie lb (z. B. lobo auf Celebes) den Annex am Langhaus (s. oben S. 120) berühren.

Da wir diese verschiedenen Ausdrücke für eine und dieselbe Erscheinung bei mehreren Völkern des Altertums in ihren Sagen und Mythen gleichzeitig antreffen, so ergibt sich schon daraus, daß wir uns die Entstehung dieser Völker und ihrer Sprachen nur aus der Vermischung der Horden und ihrer Sprachen zu erklären haben. Denn nur aus dem Durcheinanderwohnen der Horden mit vielen Sprachen ist dies erklärbar. Dazu kommt, daß diese Ausdrücke teilweise auch als Ortsnamen zerstreut wiederkehren; alle Orte, mögen sie als einfache oder zusammengeflickte (Flecken) auftreten, sind eben ihrem Ursprung nach Horden. Mehrere dieser Namen werden auch zu Stammes- und Völkernamen. Wäre dem Zustande des Volkslebens nicht ein Zustand des Durcheinanderwohnens der Horden vorausgegangen, so bliebe es auch unerklärt, wie bei einem und demselben Volk der in der Wurzel gleiche Ausdruck für eine und dieselbe Erscheinung in lautlichen Varianten wiederkehren könnte. Endlich würde es auch unerklärbar sein, weshalb eine und dieselbe Horde bezw. ein und derselbe Volksstamm mehrere Bezeichnungen zugleich haben könnte.

Weder sind alle Horden bezw. Volksstämme mit gleichen Namen unter einander verwandt, noch sind alle Horden mit verschiedenen Namen nicht mit einander verwandt, weil eben infolge des Durcheinanderwohnens der Horden mit verschiedenen Sprachen ganz gleiche Horden von ihren nächsten Nachbarn verschieden benannt worden sind. Ueber alle diese Erscheinungen kann die Geographie Aufschluß geben, wenn sie die Horden nach der Eigentümlichkeit der kleinsten geographischen Räume (Individuen) untersucht. Je mehr sie individualisiert, desto tiefere Aufschlüsse kann sie gewähren. Es genügt z. B. nicht, nur den Sumpf allein ins Auge zu fassen, weil auch im Sumpf- oder Seenlande Ebenen und Erhöhungen abwechseln. Ich habe deshalb nicht ohne Grund schon in meiner „Urgeschichte des Ackerbaues“ „Hochland“ und „Ebene“ unterschieden und deshalb auch diesem Abschnitt die

Ueberschrift „die durch die Ebene vermittelte Verwandtschaft" gegeben. Wo und wann ich in diesem Abschnitt gleichwohl der Kürze halber von Sumpfbewohnern sprechen werde, sind nur die Bewohner der Ebenen darunter zu verstehen, da ich die im Sumpfe wohnenden Hügelerbauer im nächsten Abschnitt besonders behandeln werde.

Wenn wir in der älteren Völkerkunde Namen wie Polabi, Polexia, Pollexiani, Poljane, Poloczane, Poloni, Polowci (Palóczen), Falawa usw. begegnen, so finden wir sie sämtlich am Wasser, bezw. an Sümpfen ebenso zerstreut vor, wie die Sümpfe selbst zerstreut sind. Wenn das Land der Pollexiani, das nach Ansicht älterer Historiker (Voigt, Cod. dipl. p. 99. 105) von den Sümpfen des Pripets bis gegen den Spirdingsee reichte, auch Pollachien (Podlachien) hieß, so ist wohl klar, daß es sich nur um eine andere Schreibweise handelt: Pollexia = Pol-lachien. Auch die Deutung des Namens ist nicht schwer, indem Pol sowohl Pfahl (palus) als auch Sumpf (palus), also in letzterem Falle etwas ähnliches wie Lache (lacus) bedeutet. Aber pol bedeutet nie die erhöhte Stelle im Sumpfe, sondern immer die ebene Fläche, weshalb man z. B. unter Polowci Bewohner der sumpfigen Fläche zu verstehen hat. Diese sind ursprünglich Pfahlbauer. Man nennt die Polowci daher auch Falawa, wofür einige Schriftsteller Falon, Valui, Valewe, Valwen, (nach Rubriquis) auch Waluwen und Valans schreiben.

Wenn Zeuß[12]) bemerkt, „befremdend sei die Benennung der Cumani oder Polowci bei einigen Chronisten als Parthi (qui Parthi a quibusdam dicuntur bei Heinrich dem Letten p. 151), so ist das geographisch leicht zu erklären.

Das „Befremdende" fällt weg, wenn wir erwägen, daß erstens niemand sich selbst einen Namen gibt, sondern jeder ihn von einem andern empfängt, [13]) ihn akzeptiert und wenn er mit ihm verwachsen

12) Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. S. 744.

13) Man will heutzutage aus Ortsnamen oft die ethnographische Herkunft der Bevölkerung des betreffenden Ortes erkennen. Wenn man z. B. in Deutschland eine slavische Ortsbezeichnung antrifft, so bezeichnet man den Ort als vormals slavisch. Ich halte das für eine übereilte Annahme, weil das voraussetzt, daß die Bevölkerung sich selbst so benannt habe. Es ist aber ebensowohl möglich, ja psychologisch viel wahrscheinlicher, daß man seinen Namen zuerst von einem andern empfangen habe, daß also in dem gegebenen Falle viel richtiger zu folgern sein würde, daß die slavisch benannten Orte vormals von Deutschen bewohnt worden sind, und daß umgekehrt die deutschnamigen Orte einst slavischen Bewohnern gehörten. Jedenfalls kann man aus bloßen Ortsnamen garnichts über die Nationalität seiner früheren Bewohner schließen. Man sei in dieser Hinsicht ja recht vorsichtig.

ist, ihn mit Stolz trägt und aufrecht erhält, wenn andere ihn anders benennen wollen. Denn es tritt oft der Fall ein, daß neu hinzukommende Horden eine schon benannte Horde mit einem andern Namen belegen wollen. Alsdann suchen sie den ersten Namen festzuhalten. Zweitens ist aber zu erwägen, daß der, welcher einen überlieferten Horden- bezw. Stammesnamen zur Niederschrift bringt, ihn — was psychologisch ganz erklärlich ist — seinem Erkenntnisstandpunkte gemäß schreibt. Ist ihm ein ähnlich lautender Name bekannt, so fühlt er sich berufen, den vernommenen Namen so zu formen und so zu schreiben, wie er ihn in seiner Erfahrung schon hat. Daraus erklären sich eben die verschiedenen Schreibweisen. Es führt zu nichts, wenn moderne Historiker oder Sprachgelehrte, sich von Buchstaben bestimmen lassend, irgend einem Volksstamme die Identität mit einem anderen Volksstamme absprechen, nur weil verschiedene Schreibweisen bestehen. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Wenn einige Chronisten die Falawa (Polowci) auch Parthi nennen, so hängt, was die Orthographie betrifft, dies damit zusammen, daß jenen vom Altertum her die Schreibweise Parthi bekannt war. Die Parthi des Altertums sind aber, geographisch betrachtet, genau dieselbe Horde, wie die Bardi, Barthi, Bardores, Βορᾶδοι usw. des Mittelalters, nämlich die ursprünglich in langen Pfahlhäusern weit über die Erde verbreiteten Sumpfbewohner, welche, ähnlich wie die Tupi in Brasilien, von Alters her auf gleichen geographischen Individuen des wässerigen Landes sitzen. Zu diesen Barden gehören auch die Langobarden.

In der Zeit, wo wir ihnen im jetzigen Deutschland unter diesem Namen geschichtlich begegnen, wohnen sie mit andern Völkerstämmen noch ebenso bunt durcheinander, wie heutzutage die Völkerstämme in den meisten Teilen von Afrika, Amerika, Asien usw., und zwar, weil es geographisch betrachtet nicht anders denkbar ist, in kleinen Haufen, d. h. wie es ihnen das geographische Individuum gestattet. Rings um sie herum auf andern geographischen Individuen wohnen zahlreiche andere Völkerstämme. Ihre kleinen Siedelungen sind also umringt von anderen Nationen.

Nur bei dieser rein geographischen Auffassung erhält die Mitteilung des Tacitus von den Langobarden einen Sinn (Germania 40): Contra Langobardos paucitas nobilitat, quod plurimis ac valentissimis nationibus cincti; non per obsequium, sed praeliis et periclitando tuti sunt. Diese Worte können unmöglich besagen wollen: „Die Langobarden dagegen macht ihre geringe Zahl bekannt", d. h. es gäbe wenig

Langobarden, sondern nur: „Winzigkeit macht dagegen die Langobarden bemerkenswert", d. h. sie erscheinen in kleinen Gebilden. Ihre Zerstückelung macht sie bemerkenswert. Insofern werden sie in Gegensatz (contra) zu den vorher geschilderten Sueven und Semnonen gestellt, bei denen, weil sie schon mit andern Stämmen vermischt sind, Untertänigkeitsverhältnisse bestehen. Den Grund, warum die Langobarden im Kleinen auftreten, glaubt Tacitus in der Erscheinung finden zu müssen: „weil sie von sehr vielen und sehr mächtigen Völkerschaften umringt sind".

Wären nach Tacitus die Langobarden ein wenig zahlreiches politisch einheitlich abgegrenztes Volk, wie unsere Historiker und Philologen dessen Worte bisher immer gedeutet haben, so gäbe die Begründung des paucitas nobilitat, nämlich „weil (quod) sie von sehr vielen und sehr mächtigen Nationen umringt sind", keinen Sinn. Man hätte alsdann eher erwarten müssen, daß Tacitus gesagt hätte, weil sie auf einem sehr großen Raume zerstreut wohnen. Aber er sagt, weil sie ... umringt sind. Bezöge sich „Winzigkeit macht sie bemerkenswert" auf ein Volk, das einen einheitlich begrenzten Raum einnimmt, so wäre die Begründung ebenso widersinnig, als wollte jemand sagen: Der Stammtisch ist bemerkenswert klein, weil sehr viele und noch dazu recht korpulente Herren um ihn herumsitzen. Das ist rein mathematisch betrachtet undenkbar. Denn je kleiner die Peripherie, desto geringer muß nicht bloß die Zahl, sondern auch die Größe der sie umgebenden Körper sein. Nicht bloß sehr viele (plurimae), sondern noch dazu sehr mächtige (ac valentissimae) Nationen sollen um die Langobarden herumwohnen.

Das ist rein sachlich nur so zu denken, daß die Langobarden zerstreut („zersplittert") wohnen, indem die eine Kleinheit (paucitas) von dieser, eine andere kleinere Gemeinschaft von jenem Stamme umgeben (cincti) wird. Mit andern Worten: die Langobarden sitzen zerstreut und eingekeilt als kleine ohnmächtige Gebilde unter zahlreichen und starken Stämmen. Eben deshalb sind sie „nicht gesichert durch Gefolgsam" (non per obsequium tuti), wie es bei den Semnonen der Fall ist, zu denen sie in Gegensatz gestellt werden. Denn diese gehören zu den gentes cognationesque hominum qui una coierunt, d. h. zu den Horden, welche ein Gefolge von einer andern Horde haben.[14]) Sondern die Langobarden sind nur sicher durch Abwehr (praeliis) und Zaudern (periclitando). Sie schweben wegen ihrer

14) Vgl. dazu meine Urgeschichte des Ackerbaues pp. S. 263.

Umzingelung in beständiger Gefahr und dürfen deshalb keinen Angriff wagen. Das eben ist die Situation, in der sich die Langobarden befinden.

Und in dieser Lage schildert sie auch Ptolemäus, indem er berichtet, die Angrivarier, Lakkobarden und Dulgumnier wohnten mitten unter den Chauken und Sueven (μεταξὺ Καυχῶν δὲ τῶν μειζόνων καὶ τῶν Σουήβων Ἀγγριουάριοι, εἶτα Λακκοβάρδοι, ὑφ' οὓς Δουλγούμνιοι). Wohnen die Langobarden und andere Stämme mitten unter Chauken und Sueven, so wohnen nach dem Gesetze der Logik auch die Sueven mitten unter den Langobarden; und eben dies ergibt das Bild des Durcheinanderwohnens. Ein solches Bild macht auf jeden Beobachter den subjektiven Eindruck, als sei das Volk in Teile zerstückelt, bezw. es bestehe aus lauter Winzigkeiten (paucitas).

Natürlich haben wir uns diese kleinen ethnischen Gebilde nicht etwa derart vorzustellen, als ob sie nur aus einem einzigen Langhaus bestanden hätten, sondern etwa in der Größe, wie sie Maclucho-Maclay an der Südküste von Neuguinea beim Katawflusse antraf, „ein Dorf, das aus sieben Häusern bestand, jedes 30—50 Meter lang, 2 Meter hoch und mit grobem Stroh gedeckt. An beiden Seiten waren sie offen und an den Seiten liefen Schlafplätze entlang". Ob die langen Häuser der Barden gerade so ausgesehen haben und ob sie bereits mit „Anschlüssen" für Familien versehen waren — darüber haben wir keinerlei Nachricht. Das berührt auch die Sachlage nicht.

Nur müssen wir uns die vielen Völkerschaften in Germania Jahrhunderte hindurch in einem ebenso bunten Durcheinander vorstellen, wie wir es oben vom Wohnen der Tupi und der vielen sie umringenden Stämme in Brasilien oder der Slaven inmitten der nordischen Stämme erfuhren. Tun wir das, dann werden wir erst ein richtiges Verständnis für die Bewegungen der zahlreichen Stämme und ihre allmähliche Vereinigung zu Völkerschaften gewinnen. Zugleich aber werden endlich die Widersprüche, deren sich die verschiedenen Autoren in bezug auf die Lage und Umgrenzungen dieser Stämme durch angeblich unrichtige Beobachtungen schuldig gemacht hatten, ihre befriedigende Lösung finden. Statt politisch-geographischer Völkerkarten werden wir dann auch ethnisch-geographische Karten, deren Grundlage das geographische Individuum sein muß, herzustellen, bezw. zu rekonstruieren versuchen.

So lange man, wie es bislang von seiten der Historiker bezw. historischen Geographen geschehen ist, sich der Erkenntnis verschließt, daß die Hunderte von überlieferten Namen für die Bevölkerungsgruppen auf

dem Boden von Germania keine Bezeichnungen für politisch geeinte Völker, sondern nur Benennungen von Horden, bezw. Hordengemischen sind, die bunt durcheinander auf ihren zerstreuten geographischen Individuen wohnen, so lange wird auch die von den alten Berichterstattern geübte Kritik den Vorwurf einer zu großen Vertrauensseligkeit den Angaben der einen, und einer ungerechtfertigten Skepsis denjenigen der anderen sog. „Quelle" gegenüber zu tragen haben. Die Vertrauensseligkeit veranlaßt die wörtliche Auffassung der einen Nachricht, und die Skepsis die vollständige Verwerfung eines anderen Berichts.

So stützt beispielsweise Zeuß (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 103) seine Ansicht, daß der Wohnsitz der Hermunduren „das weite von der Werra, Elbe, dem Harze und dem Walde umschlossene Land" gewesen sei, auf die Angaben des Vellejus und Ptolemäus, und erklärt kategorisch (S. 104), „daß die Hermunduren auf irgend einer Seite über die bezeichneten Grenzen hinausgereicht hätten, könne nicht dargetan werden." Eine andere Ansicht aber, die uns Strabo (Buch 7) gibt, wonach Hermunduren sich jenseits der Elbe befinden, weist Zeuß als falsch zurück, mit der Begründung, „den Irrtum der Angabe erweise das sichere Zeugnis des Vellejus, der selbst die Elbe gesehen habe, und des Ptolemäus Völkerstellung." Daß der eigentliche Irrtum, welchen Zeuß sowohl mit Strabo, wie auch mit Vellejus und Ptolemäus teilt, darin besteht, daß sie alle in den Hermunduren ein „Volk" erblicken, dessen Name als solcher nur einmal vorkommen könne und an ein größeres geographisches Gebiet gebunden sei, darüber ist sich Zeuß ebenso wenig klar wie seine Gewährsmänner, weswegen seiner Meinung nach die obige Nachricht Strabos sich mit dem „sicheren Zeugnis des Vellejus, der selbst die Elbe gesehen habe", nicht vereinigen läßt. Vergegenwärtigt man sich aber den Sachverhalt, wonach der Name Hermunduren nicht die Benennung eines Volkes, sondern eine Bezeichnung für kleine Hordengemische darstellt, die weit zerstreut auf bestimmten geographischen Individuen wohnen, die sich an mannigfachen Punkten der Erde und daher auch sowohl diesseits wie jenseits der Elbe finden, so ist man in der Lage, auch Strabos Bericht eine sachlich begründete gerechtere Beurteilung zuteil werden zu lassen. Die Kritik hat, wenn sie eine sachliche sein will, nicht die Aufgabe, die Meinung des einen Berichterstatters gegen diejenige des andern auszuspielen, sondern die Pflicht, aus den objektiven Merkmalen, die sich in den Berichten finden, den Sachverhalt unabhängig von den Ansichten ihrer Verfasser klarzustellen und auf Grund der so gewonnenen Erkenntnis die Meinungen der Berichterstatter auf ihre Stichhaltigkeit

zu prüfen. Zeigt aber der Sachverhalt, daß auf demselben größeren geographischen Gebiet die verschiedensten Elemente durcheinanderwohnen, so kann auch des Ptolemäus „Völkerstellung", weil sie einer diesem Tatbestande widersprechenden Grundauffassung entspricht, nicht gegen die Mitteilung Strabos ins Feld geführt werden.

Der wahre Grund, warum in derartigen „Völkerstellungen", mögen sie beschreibender oder bildlich darstellender Natur (Karten) sein, keine Klarheit und keine Uebereinstimmung herrscht, liegt in der falschen Fragestellung, wie sie die Völkerhypothese in sich schließt, und die uns bisher verhindert hat, das Problem der Völkerverwandtschaft richtig zu formulieren. Die Tatsache des Durcheinanderwohnens der verschiedenen Elemente bewirkte, daß die primitiven Geographen, je zuverlässiger sie in ihren Angaben sein wollten, desto mehr sich veranlaßt sahen, fortwährend Einschiebsel und Zusätze den vorhandenen Uebersichten hinzuzufügen. Und wenn die neueren Historiker und historischen Geographen über die großen Schwierigkeiten klagen, die ihnen aus diesem Umstande erwachsen, so tragen sie selbst die Schuld daran, weil sie keine sachliche, nur auf Grund einer vorhergegangenen Analyse zu bewerkstelligende Kritik an den überlieferten Angaben üben, sondern von derselben unrichtigen Grundauffassung geleitet, wie jene, den Trägern der zahllosen übermittelten Namen bestimmte politisch-geographische Wohngebiete zuweisen wollen.

Die Bezeichnung „B a r d e n" ist nur e i n e von den vielen andern Bezeichnungen für jene Sumpfhorde, die sich in langen Häusern über die Ebenen der Erde verbreitet hat. Der Name allein würde uns also zur Bestimmung der Völkerverwandtschaft nicht viel helfen können, wenn wir nicht andere bedeutsamere Merkmale anzuführen vermöchten. So wenig als die Kriminalpolizei sich darum bekümmert, wie sich ein Verbrecher nennt und nennen läßt, sondern nur das Faktum ins Auge faßt, das die Persönlichkeit des Verbrechers feststellt, so wenig darf sich der Ethnograph bei Bestimmung der Völker nur von N a m e n leiten lassen. Aber, wenn wir überall, wo wir die Barden antreffen, mögen sie Bardi, Barthi, Parthi, Partheni, Parathani, Parisii, Frisii, Bruzi, Prissani oder noch anders geschrieben oder gesprochen sein, sie immer umgeben von andern Horden am Wasser bezw. im Sumpfe ansässig finden und wenn in ihren Sagen, soweit wir ihrer habhaft werden können, das große Haus erkennbar zu finden ist, so ist das kein bloßer Zufall.

Der Name Barden ist nicht, wie man sagt, eine Abkürzung von Langobarden, sondern das letztere ist ein Kompositum, dessen erster Teil

zur näheren Bezeichnung des zweiten dienen sollte. Wer den Namen in Verbindung mit Lako (lacus), dem See brachte, sagte Lakobarden (Lakkobarden), wer aber an das Lange Haus dachte, Langobarden, weil eben der Hordenausdruck Barde auch das Schiffshaus bezeichnet. Wer den Namen übernahm und, was ungeographisch war, die Bevölkerung von ihrem Raume trennte, wurde zum Erfinder einer Fabel, wie sie im Vorwort zu Paulus Diakonus Geschichte der Langobarden erzählt und wie sie von witzlosen Personen oft nacherzählt worden ist. Nämlich die Fabel, daß die Langobarden nach ihren „langen Bärten" benannt worden seien.

Es wundert mich übrigens, daß ein Gelehrter wie Kaspar Zeuß, der doch höchstwahrscheinlich die über 500 Völkernamen, die er in seinem Werke über „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme (München 1837), aufführt, auf Zettel gebracht hat, bei seiner Zusammenstellung nicht zu einer geographischen Kombination geführt worden ist. Denn es ist ihm nicht entgangen, daß die allermeisten Namen lokal sind. Wo er z. B. von den Boji, den Cenomani, Menapii usw. spricht, erkennt er wohl, wie sehr verbreitet ihre Namen sind. Auch macht Zeuß (S. 186) die Bemerkung: „Wenn verschiedene Personen häufig denselben Namen tragen, warum nicht zuweilen Völker, die oft nach der Lokalität der Sitze benannt wurden?" Es hätte doch alsdann für Zeuß nahe gelegen, „die Lokalität der Sitze" geographisch zu untersuchen. Wenn der Name die Lokalität eines Sitzes, z. B. Höhe oder Sumpf oder Flußufer oder auch Umzäunung oder Hütte und dergl. wiedergibt, so wird man doch mit Fingern darauf hingewiesen, daß zwischen der Lokalität der Wohnsitze und der „Völkerstämme", welche sie besetzt halten, eine innige Beziehung bestehen muß.

Ist man sich außerdem klar, daß ein Name nicht die Sache selbst ist, sondern nur zur Bezeichnung der Vorstellung von der Sache dient, so wird man erst recht darauf hingeführt, zunächst die Sache allein, d. h. unabhängig von ihrem Namen, zu untersuchen. Hat man erkannt, daß ein Volk „oft nach der Lokalität der Sitze" benannt wird, so gebietet das einfache logische Denken, das uns bei der Untersuchung eines Sachverhalts leitet, ein Eingehen auf die Lokalitäten und ein Inbezugsetzen aller analogen Lokalitäten zu ihren Bewohnern. Nun verstehen wir aber unter Lokalität niemals einen großen Raum, wie ihn ein ganzes Volk einnimmt, sondern eine kleine geographisch abgeschlossene Einheit. Also muß doch zunächst diese kleine Einheit ins Auge gefaßt werden. Findet man, indem man den geo-

graphisch ähnlichen Lokalitäten auf der weiten Erdoberfläche nachgeht, daß ein gleicher Name für die Bewohner derselben Lokalitäten oft wiederkehrt, so ist das eine Vermutung, die auf einem tatsächlichen Merkmal beruht. Der Erkenntnisprozeß fordert alsdann, daß man diese Vermutung nicht nur festhält, sondern mit ihr das Induktionsverfahren verbindet, indem man alles, was über die Lokalität und ihre Bewohner ausgesagt wird, d. h. die Prädikate jenes Subjekts, auf Reihen bringt, und daß man, nachdem dies geschehen, durch das Deduktionsverfahren aus dem Ausgesagten (den Prädikaten) rückwärts die in ihm begründeten Modifikationen abzuleiten versucht. Alsdann wird man erkennen, einesteils, worin es beruht, daß die Bewohner auf gleichen Lokalitäten einen gleichen Namen tragen, und andernteils worin es begründet ist, daß Bewohner gleicher Lokalitäten trotz gleichen Sitten und Einrichtungen oft auch mit verschiedenen Namen belegt worden sind. Beide Erscheinungen wollen erklärt sein.

Es ist nicht statthaft, tatsächliche Merkmale einer Erscheinung, welche eine Vermutung hervorrufen, zur Erklärung der Erscheinung unbeachtet zu lassen oder wohl gar zu ihrer Erklärung etwas herbeizurufen, was in der Erscheinung als Tatsächliches gar nicht gegeben ist, indem man z. B. sprachwissenschaftliche oder geschichtsphilosophische Auffassungen zu Hilfe nimmt.

Rein ethnisch betrachtet stehen die Parsen in Persien den Parisoi, welche Ptolemäus in Britannien an der Ostküste bis zur Themse erwähnt, und die Parisii in Gallien, welche zu Cäsars Zeit an den beiden Ufern der Sequana den Senonen benachbart wohnten und sich mit ihnen auch verbinden, sowie selbst die Frisii, die wir an den Rheinmündungen (ubi Rhenus Oceano appropinquat, Caes. b. Gall. 4,10), auf den westlichen Ufern des Oberrheins und seinen Seen, an der Ems, am Ostrhein, an den Ufern der Maas (fluvius Mosa), an den Küsten der Mündung der Schelde, an der Wesermündung, von der Eider bis nach Tondern zur Widau auf der Küste und den benachbarten Inseln u. s. w. finden, in viel näherer Verwandtschaft als diese zu ihrer nächsten örtlichen Umgebung. Ueberall, wo wir die Parsen, bezw. Parisii oder Frisen antreffen, wohnen sie an oder in sumpfigen Gewässern, weshalb z. B. Saxo Grammaticus (p. 3, 260) Frisia minor „zwar als fruchtbares aber auch als niedriges, gefährliches, Menschen und Ansiedelungen verderblichen Ueberschwemmungen ausgesetztes Land" schildert. Die unmittelbaren Nachbarn derselben, z. B. die Chauken, auf die wir im

nächsten Abschnitte zu sprechen kommen werden, bewohnen dagegen die Anhöhen in den Sümpfen.

Dasselbe geographische Individuum, wie die Friesen, hatten, wie eben erwähnt, auch die Parisii in Gallien inne mit ihrer Hauptstadt Lutetia, welche Strabo Λουκοτοκία, Ptolemäus Λουκοτεκία, Julian Λευκετία schreiben. Lut (luz) mit seinen zahlreichen, oft kaum wieder zu erkennenden lautlichen Varianten und Schreibweisen ist eine weit über die Erde verbreitete Bezeichnung für Wasser bezw. Sumpf (= lacus) daher auch Schmutz. Lotitia Parisiorum, wo Caesar seine Schiffe erbauen ließ, als er seine Unternehmung nach Britannien vorbereitete (bell. gall. V. 5), stand im Sumpf. Man hat den ursprünglichen Namen für Paris Lutohezi schon in alten Zeiten sehr richtig mit „Wohnung inmitten der Gewässer oder Wasserwohnung" gedeutet. Speziell sind es die Hütten (hezi = het = hat) d. i. Einzelbehausungen, welche sich um die Fara (para), das große Haus herumziehen. Da für Sumpf auch das Wort Sam (= sum) bei einigen Horden besteht, und oth = ad zugleich neben is (= as) eine andere Bezeichnung für Einzelhaus ist, so entstanden die Fabeln, Paris sei durch einen gewissen Sam-othes gleich nach der Sintflut, oder durch geflüchtete Trojaner gegründet worden und habe seinen Namen von dem trojanischen Paris oder einem gallischen Könige dieses Namens oder von den arkadischen Parrhasiern erhalten, während Andere das Wort von παρὰ Ἶσιν ableiteten, weil die Isis hier verehrt worden sei.

Nur eine echt geographische Betrachtung, die von allem historischen und politischen Beiwerk absieht, kann uns lehren, wodurch die Völker mit einander verwandt geworden sind, nämlich in erster Linie durch jenes einheitliche Element, welches sich über die Erde zunächst auf den wässerigen Ebenen ausgebreitet hat. Was aber die Verwandtschaft modifiziert hat, ist jene große Vielheit der eingewanderten unter sich verschiedenen Horden gewesen, die wir im nächsten Abschnitte insbesondere ihrer Herkunft nach noch kennen lernen werden. Jenes einheitliche Element aber hat v o r aller Völkerbildung bestanden; denn erst durch die Vermischung mit dem modifizierenden Element sind die Völkerstämme durch das Medium der Familie gebildet worden, durch jene mystische „S u m p f e r z e u g u n g", von der die alten Mythenbildner zu berichten wußten. Seßhaftigkeit der Sumpfhorden einerseits und Zuwanderung der übrigen Horden anderseits haben beide zur Völkerbildung beigetragen. Es würde kein Volk haben entstehen können, wenn alle Menschen ausnahmslos auf beständiger Wanderung sich befunden hätten.

Die Völker sind dort entstanden, wo durch den Vermischungsprozeß sich die heterogenen Horden einander genähert haben. Die Urheimat eines jeden Volkes kann somit auch nur dort zu suchen sein, wo es entstanden ist. Folglich kann es auch keine Urheimat für alle Völker in ihrer Gesamtheit geben. Wenn z. B. die Perser mit den heutigen Deutschen verwandt sind, so sind sie nicht deshalb mit einander verwandt, weil sie zu Urahnen die Indogermanen haben, die für uns, wenn wir nicht Phantasten sein wollen, gar nicht greifbar und faßbar sind, sondern weil die durch das große Schiffshaus charakterisierte Horde (fara) das gemeinsame Grundelement ist, durch welches beim Vermischungsprozeß in Persien das Volk der Perser und in Germania das deutsche Volk entstand. Aber weil die Entwickelungsfaktoren, nämlich die zugewanderten Horden, dort andere waren als hier, so sind beide Völker zwar verwandt, aber doch verschieden. Denn nur durch Identität und Gegensatz wird Verwandtschaft begründet.

Hält man nicht daran fest, daß jedes einzelne Volk dort entstanden ist, wo es als historische Persönlichkeit in Erscheinung kam, so werden wir weder eine Geschichte der Menschheit noch eine Geschichte der Völker schreiben können; denn wir verstehen alsdann den Inhalt der Sagen nicht. Die Sagen, weil sie immer lokal sind, beziehen sich nur auf die kleinsten ethnischen Gebilde. Uebertragen wir aber die Sagen auf ein ganzes Volk, wie es in Wirklichkeit die primitiven Historiographen getan haben, so wird der Inhalt einer Sage für uns unbegreiflich. Scheiden wir z. B. nicht die Horde der Perser, die wir eben in lautlichen Varianten des Namens in ihrer weiteren Verbreitung kennen gelernt haben, von dem späteren Volke der Perser, so verstehen wir nicht den Inhalt der die Horde betreffenden Sagen, und wir müssen alsdann, wenn wir nicht in die Fußtapfen der alten Historiographen treten wollen, die Sage mit ihrem ganzen Inhalt verwerfen.

Das tut z. B. Ratzel, wenn er in seiner Völkerkunde (II. S. 601) schreibt: „Gewöhnlich nimmt man an, daß die ganze persische Bevölkerung in alter Zeit den Acker baute, und daß erst die turanischen Einbrüche den Nomadismus ins Land gebracht hätten. Dem steht die Natur des Landes entgegen, die nomadische Viehzucht gebieterisch in weiten Strecken immer heischte. Entwaldung und sorglose Behandlung mögen die Fruchtbarkeit des Landes vermindert haben; doch konnten sie nie Persien aus dem Gürtel

trockenen Klimas herausheben, dem es nach Gesetzen angehört, die sich nicht in ein paar Jahrtausenden ändern." Das ist keine wissenschaftliche Widerlegung durch die Geographie.

Wer die Geschichte Persiens, wie sie uns durch die primitiven Historiographen überliefert worden ist, liest, wird in ihr bis zum Untergang des Reiches nur Geschichten von Königen, vom Hofe und von den Großen finden, nirgends aber etwas von einem Fortschritt in ihr bemerken: es ist im Anfang in Persien gerade so wie am Ende, ja im Anfange sind nach jener Geschichtsauffassung die Zustände fast vollkommener als zuletzt, ganz wie in der babylonisch-assyrischen „Geschichte" oder der Geschichte Aegyptens, des Volkes Israel usw. An der Spitze steht in Persien der König der Könige mit einer unumschränkten Gewalt — aber nur in der *Idee* des Historiographen. In der Wirklichkeit ist nichts weniger als eine einheitliche Macht zu finden. Denn blickt man tiefer in das Leben der angeblich unterworfenen Völker hinein, so kümmern sich diese um jene einheitliche Gewalt und um jenen König der Könige durchaus nicht. Die einzelnen Völker wohnen vielmehr ebenso bunt durcheinander, wie anderwärts, wo es noch gar kein Reich gibt, ja der mächtige König der Perser muß sogar den Cissiern auf den Bergen und den Kossäern Tribut zahlen.

Löst man aber die durch den Historiographen hereingebrachte Idee, welche die überlieferte „Geschichte" der Perser durchzieht, aus dem künstlichen Tatsachenzusammenhang heraus, so erhält man eine Menge einzelner Sagen rein lokaler Natur, und zu diesen Sagen gehört auch die, daß alle Perser oder, wie sie in ihrer Sprache hießen, die Pars oder Fars, *den Acker bebauten*. Die Fars sind eben jenes zerstreut angesiedelte Völkerelement in den sumpfigen Niederungen, welches in der Nähe ihrer Wohnlager den Acker bebaute. In die leer gelassenen mehr hügeligen Räume haben sich erst später eine Menge heterogener Horden, deren Namen wir großenteils kennen und für die man den gemeinsamen Namen „*Turanier*" gebraucht, eingedrängt; und diese Turanier sind es gewesen, die außer vielem Andern auch „den Nomadismus ins Land gebracht haben." Aber nicht bloß das, sondern sie sind überhaupt als Entwickelungsfaktoren für jene zwar einheitlichen, aber zerstreut lebenden Horden der Niederung, welche Pars hießen, geworden, indem sie sich mit ihnen durch das Medium der Familie vermischten und das *Volk* der Perser ins Dasein riefen. Der Kampf zwischen Iran und Turan ist nur als ein zur Bildung des Volkes der Perser dienender, von unzähligen kleinen Horden *zerstreut* geführter Kampf zwischen Ackerbauern (Ariern)

und eingewanderten, teils gewerblichen, teils viehzüchtenden Horden aufzufassen.

Auch wenn uns nicht das große Haus, der Pharao der Aegypter, die Fara der (Lango- bezw. Lakko-) Barden überall geschildert wird, so können wir es aus dem Tatsachenzusammenhang bei sehr vielen Völkern rekonstruieren, wenn wir die ethnischen Elemente, aus denen die Völker hervorgegangen sind, auf ihren geographischen Individuen verfolgen. Das große, auf Pfählen oder Säulen ruhende Haus ist zwar infolge der Familiengründungen dem Untergange geweiht gewesen, weil eben die Einzelhäuser es verdrängt haben. Aber so wie wir noch in der Gegenwart in zahlreichen Dörfern jenen schiffsförmigen Platz, um den sich fast regelmäßig zu beiden Seiten je sieben Gehöfte winden, nachweisen können,[15]) so wissen uns außerdem noch viele Sagen von den Pfählen bezw. Säulen selbst, welche das große Haus trugen, zu erzählen.

So finden wir diese Säulen z. B. auch bei den oben erwähnten Friesen, von denen uns Tacitus (Germ. 34) berichtet: „Größere und kleinere Friesen heißen sie nach der verschiedenen Macht. Beide Völker umsäumen den Rhein bis zum Ozean hin und umwohnen überdies noch große Seen, welche die römischen Flotten beschiffen; ja selbst auf dem Ozean haben wir uns dort hinausgewagt, und das Gerücht erzählte von noch vorhandenen Säulen des Herkules, sei es daß Herkules dort war, sei es, daß wir alles Großartige überall auf dessen Ruhm zurückzuführen einverstanden sind."

Die von den Pfahlbauten übrig gebliebenen Säulen, welche auch im Völkerleben des Altertums eine große Rolle spielen, sind in den sumpfigen Gegenden sehr häufig gefunden worden. Ich erinnere an die Sage von Osiris, den eine Säule umschloß, an die Säule des Brama und Wischnu, an die Säule des Hermes ἰθυφαλλικός in Aegypten, an die Säule des Mars der Assyrier, an die Baal-Hammon's in Syrien oder an die Irminsäule der Sachsen usw. Denn es hat sich an die Trümmer der Pfahlbauten in zurückgetretenem Seenland fast überall ein Sagenkreis angeschlossen, der uns lehrt, wie verbreitet sie einst gewesen sind.

Herodot berichtet (II. 102 ff.), die ägyptischen Priester hätten ihm erzählt: „Sesostris lief mit langen Schiffen von dem arabischen Busen aus und bezwang die Völker, welche an dem roten Meere wohnten und schiffte immer weiter, bis er in ein Meer kam; da war

15) Ausführlich behandelt in meiner „Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht". Dritter Abschnitt S. 111: vgl. das Bild auf S. 118.

nicht mehr zu fahren wegen der Untiefen . . . Dann zog er durch das feste Land und bezwang jegliches Volk, das ihm im Wege lag. Und wenn er ein tapferes traf, das sich hart um seine Freiheit wehrte, so richtete er Säulen auf in ihrem Lande und daran stand geschrieben beides, sein Name und Vaterland und wie er sie durch Macht bezwungen; deren Städte er aber einnahm ohne Kampf und Mühe, denen schrieb er an die Säulen ebenso, wie er bei den tapferen Völkern getan, aber dann schrieb er noch dazu hinein ein weibliches Schamglied, um damit kund zu tun, daß sie feigherzig gewesen. Also tat er und durchzog das feste Land. Endlich ging er aus Asien nach Europa über und bezwang die Skythen und die Thraker. Und bis hierher und nicht weiter, glaube ich, ist das ägyptische Heer gekommen. Denn in dieser Völker Lande sieht man noch Säulen aufgerichtet, weiterhin aber nicht mehr. . . . Von den Säulen aber, so der Aegypter König Sesostris aufgerichtet in den Ländern, sind die meisten nicht mehr vorhanden. Doch in dem syrischen Palästina habe ich selber noch welche gesehen und die genannten Buchstaben daran und weibliche Glieder."

Die Völkerkunde ist voll von analogen Erscheinungen. Handelt es sich hier um Ueberreste des alten Pfahlbaues in Form von bloßen Pfählen, so tritt uns bei Volksstämmen der Gegenwart noch das ganze Haus mit „Phallus"-Schnitzereien entgegen. Auch Schurtz sind diese Berichte nicht entgangen, aber von ihm ebenfalls nicht durchforscht worden. So schildert er die auf Niederländisch-Neuguinea auch unter dem Namen Rumsram (Rum-slam) an der Küstengegend [16]) vorkommenden Pfahlhäuser, welche die Missionare wegen des in ihnen verübten „Götzendienstes" zu beseitigen bestrebt sind: „Die Rumsrams stehen auf Pfählen, die in Gestalt menschlicher Figuren geschnitzt sind, und zwar wechseln männliche, durch riesige Geschlechtsteile bezeichnete Gestalten mit weiblichen ab. Auf dem Hausflur, wie van Hasselt berichtet, oder nach der Angabe Guillemards in der Nähe jedes der beiden Eingänge steht eine Schnitzerei, die ein im Coitus begriffenes Paar darstellt."

Wir werden das Einschnitzen menschlicher Geschlechtsteile und dgl. in Pfähle und den Phalluskultus in seiner Entstehung in zeitlicher Hinsicht nicht begreifen, wenn wir nicht durch den Erkenntnis-

16) Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, S. 215. Daselbst sagt er auch: „Die Bewohner des hinter den Strandlandschaften aufsteigenden Arfakgebirges kennen derartige Gebäude nicht". Natürlich nicht, weil sie eben nur auf einem ganz bestimmten geographischen Individuum zu finden sind.

prozeß, wie ich ihn im zweiten Abschnitte dieser Schrift mit dem Leser vereint durchlaufen bin, die richtige Reihenfolge der Begebenheiten erfassen. Nicht bloß in meiner Schrift „Horde und Familie", sondern auch in meiner „Urgeschichte 2c." habe ich auf die in der Geschichte der Wissenschaften wohl ohne Beispiel dastehende Widersinnigkeit der Lehre von der ursprünglichen Promiskuität im Beginn des Menschheitslebens hingewiesen, mit der man seit Jahrzehnten die Köpfe verwirrt hat. Es widerspricht nicht bloß dem logischen Denken und den Lehren der Psychologie, sondern vor allem dem Tatsachenzusammenhang der Ereignisse, daß die geschlechtlichen Extravaganzen der Ausgangspunkt aller Kulturentwickelung gewesen seien.

Erst bei Entstehung der Familie wurde, wie wir (S. 115) sahen, durch den anfangs verstohlenen Umgang der Brüder bezw. Schwestern mit fremden Weibern bezw. fremden Männern die natürliche „Ordnung der Dinge" gestört, wie sie bis dahin in der Horde sich von selbst gebildet hatte. Brüder wurden ihrer schwesterlichen Gemahlinnen, Schwestern wurden ihrer brüderlichen Gatten allmählich beraubt; eine teilweise Ehelosigkeit trat ein. Es traten ganz veränderte Erscheinungen auf, die auf die Geschichte der Menschheit nicht einflußlos gewesen sind, weil die Menschen eben durch die veränderten Zustände zu neuen Anschauungen gelangen. Und wenn sich neue Anschauungen festsetzen, so entstehen neue Sitten bezw. neue Unsitten. Denn man wird getrieben, etwas nachzuahmen, nur weil es einem jeweilig als gut erscheint.

So interessant es für die meisten meiner Leser auch sein dürfte, meine langjährigen Studien über die Entstehung und Entwickelung der durch die Familie herbeigeführten Erscheinungen im Geschlechtsleben der Völkerstämme vorzuführen und aus dem Tatsachenzusammenhang heraus zu erweisen, warum sich z. B. die mannbaren Jungfrauen den Fremden im Tempel der Mylitta, worunter wir das große Haus zu verstehen haben, preiszugeben hatten, worin die Hüttenfeste ihren Ursprung haben usw., auf welchem Zusammenhang überhaupt der ganze Phalluskult beruht, so muß ich doch in diesem Buche, das nur das Problem der Völkerverwandtschaft aufrollen möchte, davon absehen, es einer andern Gelegenheit vorbehaltend. Vielleicht wird inzwischen meine mit „Horde und Familie" begonnene Theorie bei allen denen, die an einem durch Analyse und Syntheſe hindurchgegangenen Erkenntnisprozeß zur Findung des Sachverhalts mehr Genuß haben als an kühnen, aus der Idee heraus ersonnenen Phantastereien, mehr und mehr Anklang finden.

Die Erzählung Herodots von Sesostris' Aufrichtung der Säulen und dem Aufschreiben des „weiblichen Schamglieds" auf diesen ist ein Mythos, der erst in einer Zeit entstand, wo man nichts mehr von dem großen Pfahlhause wußte, das durch die Entstehung der „Sieben Hütten" zu einem „*Liebeshause*" geworden war, in welchem die geschlechtlichen Extravaganzen ihren Hochpunkt im Phalluskultus erreichten. Die Umzüge der Inder am Hulifeste, wo man einen mit Blumen geschmückten Pfahl aufstellte, die Prozessionen der Aegypter an den Pammylien (Herodot II. 48), der Hellenen am Dionysosfeste und die oft beschriebenen erotischen Feste bei unseren heutigen „Wilden" kehren nur deshalb überall wieder, weil überall durch die gleichen sich bildenden Beziehungen zwischen den Einheimischen und Fremden die gleichen Zustände herbeigeführt wurden und diese gleiche Anschauungen hervorriefen. Sie bilden nicht den Ausgangspunkt im Geschlechtsverkehr der Menschen, sondern sind als eine *sittliche* Verwirrung zu betrachten, wie die ihr zugrunde liegende *räumliche* und *sprachliche* Verwirrung der Horden, wie sie sich in dem Durcheinanderwohnen derselben kund gibt. Hätten nicht die alten ursprünglichen Verhältnisse der Dinge nachgewirkt, indem die Vertreter der *alten* Ordnung (die angeblichen „Männer- oder Geheimbünde", vgl. oben S. 127) als „Priester und Priesterinnen" gegen die neu entstandenen Zustände auftraten, so wäre wohl schwerlich der Weg eingeschlagen worden, den die meisten Völker gegangen sind. Wie hätte, wenn der Hetärismus *vor* der Ehe bestanden hätte, was ja von den Promiskuitäts-Theoretikern behauptet wird, der Mensch zu der Einsicht kommen können, sie einzuführen?

Wir könnten ja überhaupt zur Einsicht über etwas nicht kommen, wären wir nicht durch unser Nervensystem mit der uns umgebenden Außenwelt verknüpft und in ihren Zusammenhang hineingezogen. Wir können uns den Eindrücken der örtlichen Umgebungen, wo immer wir auch sind, nie entziehen; wir müssen sie erleiden, wenngleich dieses Leiden selber eine Reaktion bedingt, mit welcher wir uns den von außen kommenden Reizen und Eindrücken entgegenstellen. Dadurch, daß wir uns der Außenwelt gegenüberstellen, sondern wir uns selbstbewußt von der Umgebung ab. Die Entwickelung unsers Bewußtseins ist somit ein Sondern und Verknüpfen, ein Gestalten und Beherrschen der Außenwelt; wir erfahren von der Außenwelt nur so viel als wir selbst an ihr tätig sind und so viel als sie uns Stoff zur Tätigkeit bietet. *Was die Außenwelt nicht hat, können wir nicht sondern und verknüpfen, nicht gestalten*

und beherrschen, kurz, was nicht vorhanden ist, kann nicht in unser Bewußtsein treten.

Denken wir uns, nichts von Ehe sei im Urleben der Menschen vorhanden gewesen, nur Hetärismus und nichts als Hetärismus: wie soll der Mensch die Einsicht gewonnen haben, es sei doch eigentlich besser, mit dem Hetärismus zu brechen und die Ehe dafür einzuführen? Man kann doch nur etwas einsehen, was bereits vorhanden ist. Ich verstehe daher nicht, wie selbst Leute mit Universitätsbildung eine der Psychologie vollständig widerstreitende Lehre mit dem rein psychologischen Faktor „der allmählich wachsenden Einsicht" begründen wollen und wie sie von „Gedankenkeimen" und psychischen „Grundkräften" sprechen können, durch die die Entwickelung herbeigeführt worden sei. Wir wollen die realen Entwickelungsfaktoren wissen, die den einen Zustand zum andern hingeführt haben, aber uns nicht mit wohlfeilen Redensarten in der ethnologischen Urgeschichte abspeisen lassen. Tatsachenzusammenhänge nachweisen — das ist die Aufgabe, die wir zu erfüllen haben, um andere auf dem schwierigen Gebiete des Völkerlebens belehren zu können.

Der Hetärismus ist, wenn man die Tatsachenmerkmale desselben ins Auge faßt, gar kein Urzustand, sondern eine geschlechtliche Verirrung, welche eintrat, als die Menschen anfingen, mit fremden Personen geschlechtlichen Umgang zu pflegen. Wo es bereits Fremde gibt, da ist kein Urzustand mehr. Die Hetären waren die Fremden, die außerhalb (eter) des großen Hauses (des clan) wohnten, weshalb eben auch sprachlich eter und clan Gegensätze sind. Begreifen wir den einfachen Tatsachenzusammenhang nicht, daß in der Geschwisterehe die natürliche Ordnung der Dinge zur Erscheinung kommt und daß erst durch die Berührung mit Fremden die Naturordnung gestört wurde, so entgeht uns das wahre Verständnis für die Mythen im Völkerleben und dadurch zugleich das Verständnis für Geschichte und Entstehung und Verwandtschaft der Völker.

Wir können auf Grund der Tatsachen des Völkerlebens letztere unmöglich auf Urvölker zurückführen, sondern auf Hordenverwandtschaft, insonderheit auf jenes große Pfahlhaus, welches unter vielen anderen Namen, wie wir schon oben sahen, auch die schlechthinige Bezeichnung „Pfahl" hat, bezw. einen durch die Wurzel pl, bezw. bl gekennzeichneten Ausdruck. Nur dieses Pfahlhaus, die schiffsförmige Arche, ist jenes „Urvolk", von dem unsere modernen Sprachvergleicher träumen; es läßt uns nicht bloß das Urvolk der Arier, das der Semiten usw. jedes für sich finden, sondern das „Urvolk"

aller Völker. Halten wir daran nicht fest, daß der „Pfahl" das die Völkerverwandtschaft begründende Element ist, so werden wir das „Urvolk" ebenso vergeblich suchen, wie die Chinesen den „Phelo", dem sie alljährlich ein Fest feiern, an welchem er eifrig überall, auf den Flüssen, auf dem Lande, in der Luft gesucht wird und den man ihrer Sage nach erst finden wird, wenn er einst den Untergang der Welt zu verkündigen kommen wird.

Der Phelo der Chinesen, der Phillo der Griechen, ihr Pallas, ihr Peleus, ihr Belis, alle Pellen, Beliden, Peliaden und Pallantiden sind ebenso nur Personifikationen des Pfahlhauses, wie die sieben Pallu der Birmanen, die Pelwitte der Preußen, die Pellonia, Bellonia, Bellonarii der Römer, die Belisana der Gallier, der Belinus der Bretonen, der Baali, bezw. Bäll der Inder; der Bel und die Belta der Babylonier, der Baal und Bal der Phönizier usw.

Insofern aber von den zugewanderten Horden, weil diese unter sich vor der Vermischung mit den Pfahlbauern sehr verschiedene Sprachen hatten, das Pfahlhaus je nach deren sprachlichen Ausdrücken verschieden benannt wurde, so mußte für dieses eine geraume Zeit hindurch eine Menge von Ausdrücken innerhalb einer Landschaft bestehen. Wenn sich nun die durcheinander wohnenden Horden vermischten und der gegenseitige Verkehr sie auch sprachlich einander näher brachte, so blieben in ihren Sagen, die wegen der gleichen Begebenheiten sich inhaltlich recht nahe standen, die verschiedenen Ausdrücke nebeneinander bestehen. Da aber die Sprache selbst, weil sie ja doch hauptsächlich dem Verkehr dient, ihren Weg selbständig weiter ging, indem sie bald neue Wörter aufnahm, bald auch Synonyme, deren sie nicht mehr bedurfte, von sich abstieß oder ihnen eine engere Bedeutung, als sie früher hatten, allmählich zuwies, so konnte es geschehen, daß man jene in den Sagen niedergelegten Ausdrücke aus der Hordenzeit im Zeitalter des allmählich entstandenen Volkes nicht mehr zu deuten verstand. Deshalb finden wir in den Mythen der Völker zwar noch den Sageninhalt ziemlich deutlich vor. Aber die verschiedenen Bezeichnungen für das Pfahlhaus bezw. für die Hütten, welches sich um dieses herum lagern, haben eine ganz eigentümliche Verwendung gefunden: sie sind personifiziert worden und leben in den Mythen der Völker als Personen, insbesondere als Könige weiter.

Und eben weil eine Mannigfaltigkeit von Ausdrücken für das Hordenhaus und seine Umgebung neben einander bestand, so erscheinen sie im Mythos des späteren Volkes vielfach verbunden, nämlich ent-

weder in einer eigentümlichen Art von Genealogien, indem z. B. der eine Ausdruck zum Vater des andern gemacht wird oder derart, daß eine der Bezeichnungen als das Weib einer andern Bezeichnung gilt. Diese Genealogien haben zunächst nur landschaftliche Bedeutung, woraus sich erklärt, daß in dem späteren Volke sich widersprechende Genealogien vorkommen. Da man aber die ursprüngliche Bedeutung der Wörter in der Hordensprache nicht mehr kannte, so suchte man oft mit ähnlich lautenden Ausdrücken der Volkssprache jene Wörter der Hordensprache umzuformen.

Wenn der Leser im Folgenden auf die eben erwähnten Erscheinungen genau achten wird, so wird er mir zustimmen, wie überaus verfehlt es ist, wenn moderne Mythologiker die in den Mythen vorkommenden Ausdrücke aus den späteren Volkssprachen, insbesondere aus den Schriftsprachen der Völker, deuten wollen. Man muß im Gegenteil versuchen, die Etymologien aus den Hordensprachen zu deuten, und man wird diese annähernd rekonstruieren können, wenn man die in den Sagen gegebenen Tatsachen mit den dafür gebrauchten Ausdrücken durch eine systematische, sich über das gesamte Völkerleben erstreckende Beobachtung in Beziehung setzt. Auch in dieser Beziehung kann die Geographie große Dienste leisten. Denn da die Sage immer lokal und an ein ganz bestimmtes geographisches Individuum gebunden ist, so braucht man nur die Sagen nach gleichen Lokalitäten zu ordnen. Auf gleichen Lokalitäten, auf denen gleiche Begebenheiten sich zugetragen haben, haben sich gleiche Sagen bilden müssen. Sagen sind einander gleich, wenn sie gleiche Begebenheiten auf gleichen Oertlichkeiten schildern, und zwar selbst dann, wenn die im Sageninhalt vorkommenden Namen verschieden sind. Finden wir außerdem gleiche Ausdrücke für die Momente der Begebenheiten, so können wir auch auf sprachliche Verwandtschaft schließen.

Wie kann ich z. B. das schon oben erwähnte Wort fara deuten, wenn ich das Völkerleben zuvor gar nicht erforscht und den Zusammenhang noch nicht gefunden habe, in den das Wort hineinpaßt? Wenn uns Herodot (vgl. oben S. 156) von den Päoniern erzählte, einer ihrer Stämme habe mitten im See Phrasias eine Pfahlstadt bewohnt, so bezeichnet das Wurzelwort fr in diesem Falle den See, in dem sich das Pfahlhaus befand. Aber es bedeutet, weil es eben ein Hordenausdruck ist, auch das lange Haus selbst. Wir wissen z. B. von Horapollo, daß bei den Aegyptern Pharao das Langhaus bedeutete. Aber das Langhaus war bewohnt von einer Sippe bezw.

einem Geschlecht. Deshalb wird phar auch für generatio vel linea gebraucht. So soll nach Paulus Diaconus bei den italischen Langobarden fara Geschlecht bedeutet haben. Aber in dem großen Hause befinden sich auch Gerätschaften, weshalb es auch in dieser Bedeutung vorkommt, freilich nicht in dem Sinne von „fahrender Habe", wie diejenigen behaupten, bei denen ganze Völker einst gewandert sind. Das Volk der italischen Langobarden kann z. B. dem ganzen Sachverhalt nach niemals als Volk gewandert sein, weil sich vollsicher beweisen läßt, daß der Vermischungsprozeß zu einem Volke bei ihm nur auf italischem Boden erfolgt ist, nachdem sich nordische Stämme zwischen die Horden der Barden eingedrängt hatten. Die Barden, wohin sie sich auch ausgebreitet haben, waren als Horden allerwärts immer seßhaft, zumal wenn sie, wie die Perser, auch Ackerbauer waren.

Deshalb bedeutet Fara zuweilen auch das unbewegliche Grundstück, das Ackerland, welches von der ganzen Sippe in Gegenseitigkeit (ab omnibus in vices) in Besitz genommen und demgemäß bestellt wurde. Aber fara kann auch das vornehme Geschlecht im Sinne von farones (Barden) bedeuten, nämlich erst zu der Zeit, wo, wie bei den italischen Langobarden (Paulus Diac. II. 9), andere Horden von ihnen in Untertänigkeitsverhältnisse gebracht worden waren. Ja es kann, wie in Aegypten, als Pharao zur Bedeutung „Herr" (König) gelangen und endlich sogar ein göttliches Wesen bedeuten.

Die Entwickelung der Wortbedeutungen ist genau dieselbe wie die Entwickelung der Vorstellungen von den Sachen. Der Vorstellung von den Dingen gilt ja überhaupt nur das Wort. Die Vorstellung selbst aber ist ihrerseits abhängig von der Wechselbeziehung der Dinge unter einander. Verändert sich der Sachverhalt, so empfängt unser Nervensystem einen andern Reiz, und wenn wir darauf reagieren, so wird auch unsere Vorstellung von den Dingen eine andere. Aendern wir für das jetzige Tatsächliche gleichwohl den Ausdruck nicht, so bedeutet das gleiche Wort jetzt etwas ganz anderes als früher. Deshalb darf man nicht folgern, es müsse ein bloßes Wort, weil es in einer anderen Sprache eine bestimmte Bedeutung angenommen hat, dieselbe Bedeutung auch in einer anderen Sprache haben, obwohl diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist.

Unsere Etymologiker sind immer bestrebt, nach der Urbedeutung der Wörter zu forschen. Welche Urbedeutung soll man nun dem Worte fara, bezw. der Wurzel fr geben? Das ist ein Ding der Unmöglichkeit, weil eben diese Wortbezeichnung ursprünglich einer Totalanschauung

gilt, wobei jeder Teil ebenso benannt ist wie das Ganze: der See wie die Behausung, diese wie ihre Bewohner, die Bewohner wie der Häuptling usw. Mit Totalanschauungen beginnen wir unser Dasein, und erst allmählich fangen wir an, das Ganze in Teile zu zerlegen. Hätte schon das neugeborene Kind die Sprache, so würden wir die handgreifliche Beobachtung machen können, daß das Kindchen für eine aus mehreren Bestandteilen bestehende Sache nur e i n e Bezeichnung hat. Wir können aber noch in dem Alter, wo das Kind zu sprechen beginnt und sein Erinnern anfängt, beobachten, daß, wenn es z. B. für die Dose mit Schokolade, die sich in einem Kästchen befindet, das Wort „olade" erlernt hat, es sowohl beim Anblick der ihm bekannt gewordenen Dose oder des ihm ebenfalls schon bekannten Kästchens, sowohl die Dose als auch das Kästchen, bezw. auch die Schokolade, jedes für sich mit „olade" benennt. Die verschiedenen Wörter für jedes einzelne der drei Dinge erlernt es erst später, und zwar auch nur deshalb so schnell, weil die es umgebenden Personen, welche eine bereits fertige Kultursprache sprechen, dem Kinde die entsprechenden Wörter beibringen.

Eine solche Erziehung hatten aber die primitiven Menschen als solche in der Hordenzeit nicht; sie mußten sich vielmehr ihre Sprache erst selber bilden. Eben deshalb erhielt sich bei ihnen das Wort für die Totalanschauung viel länger. Da sich nun die Horden bei jeder neuen Generation wieder ablösten und sich verbreiteten und bei einer gewissen Entfernung von einander das fraterne Band gemeinsamer Abstammung erblaßte, so konnte, je nachdem durch Berührung mit Fremden ihre Entwickelung in sprachlicher Hinsicht eine verschiedene wurde, das ursprünglich nur der Gesamtvorstellung geltende Wort für eine bloße Teilvorstellung in Gebrauch kommen. Nämlich derart, daß man z. B., um bei dem Worte **fara** zu bleiben, entweder für das Haus oder für das Geschlecht, oder für das unbewegliche Grundstück usw. einen besonderen Ausdruck gebrauchte. Daher kann man auch nicht selbst bei sprachlich eng verwandten Volksstämmen aus dem bloßen Worte die Bedeutung erkennen, welche jeder einzelne der Volksstämme dem Worte beigelegt hat.

Die Sachlage wird noch schwieriger, wenn der Volksstamm, statt ein neues Wort für die Teilvorstellung einzuführen, das alte Wort zwar beibehalten, aber es unter dem Einflusse der fremdsprachlichen Elemente, aus denen er hervorgegangen ist, lautlich modifiziert hat, indem er z. B. statt **far** für die Teilanschauung **fra** bezw. **fru** oder **fer** oder **bar** und dgl. oder auch eine Reduplikation, wie **barbar** in Anwendung gebracht hat. Um über alle diese Dinge auf sprachlichem Ge-

biete sich Klarheit zu verschaffen, gibt es keinen andern Weg, als eben zunächst die rein sachliche Untersuchung der einschlägigen Verhältnisse durch eine systematische über das gesamte Völkerleben sich erstreckende Beobachtung, weil nur in der Gesamtheit alle Teile zu finden sind. Eine derartige Untersuchung wird der Sprachforschung mehr Dienste leisten als das Arbeiten mit Fiktionen von Urvölkern oder damit im Zusammenhang stehenden selbstgeschaffenen Lautgesetzen zur Bestimmung der Etymologien.

Wenn wir uns über den Prozeß der Völkerbildungen aus dem bunten Durcheinander der Horden klar geworden sind, so werden wir uns sagen müssen, daß es, ehe die Volkssprache entstand, vorerst eine unzählige Menge sogenannter „Dialekte" gegeben haben muß, die erst nach und nach sich verringerten. Denn die ersten Dialekte können nur lokal gewesen sein, d. h. nur etwa für eine Raumgröße vom Umfange eines heutigen kleinen Dorfes, später eines Fleckens, noch später einer Stadt, darauf einer ganzen Landschaft Geltung gehabt haben. Denn so ist die sachliche Entwickelung zu einer Volksgemeinschaft gewesen bis in die Gegenwart herein. Vom Kleinen zum Großen, aber nicht umgekehrt sind die Völker und mit ihnen ihre Sprachen entstanden.

Freilich haben die ältesten Historiographen die Sache umgekehrt aufgefaßt, indem sie die Sache so darstellten, als habe das Volksganze früher als seine Teile bestanden. Um die Glieder des Ganzen zu erklären, riefen sie einen weisen Gesetzgeber als deus ex machina herbei, der das Land und seine Bewohner in seine einzelnen Teile zerlegte. Das erklärt sich psychologisch daraus, daß die primitive Geschichtsschreibung von den Zuständen der Gegenwart aus die Vergangenheit zu deuten unternimmt. Sie geht von einer Idee aus, die sie jeweilig beherrscht, und so müssen die ihr überlieferten Erscheinungen dieser Idee sich beugen. Dem Werden der Dinge geht nur der nach, der die Fähigkeit und Kraft besitzt, sich von einer Idee loszureißen.

Auch der Standpunkt unserer modernen vergleichenden Sprachwissenschaft ist in dieser Hinsicht noch durchaus primitiv. Sie geht nicht dem allmählichen Werden der Völkersprachen nach, sondern faßt nur die Zustände ins Auge, die sich ihr in gewissen Zeitmomenten aufdrängen. An diesem Fehler kranken daher auch alle ihre Etymologien. Sie wollen Ausdrücke einer längst entschwundenen Vergangenheit mit einer Sprache deuten, die jene Sprache, in welcher die Ausdrücke Gültigkeit hatten, längst überholt hat. Sie meinen, ähnlich wie die primitivsten Historiographen, die Ganzheit eines Volkes habe eher als seine

einzelnen Stämme bestanden; eine gemeinsame Ursprache habe sich in Volkssprachen und jede Volkssprache sich in Dialekte gespalten, während doch der Zusammenhang der Tatsachen lehrt, daß sich die einzelnen Völker überall selbständig durch Vermischung der einzelnen Horden unter einander gestaltet haben und wegen der großen Verschiedenheit der von ihnen gesprochenen Sprachen sich vorerst eine große Zahl örtlicher Dialekte gebildet haben müssen.

Hätte z. B. die Sprache der Griechen einstmals nicht mehr als die wenigen uns durch die schriftlichen Denkmäler überlieferten Dialekte besessen, so wäre es ganz unverständlich, wie in ganz gleichen Sagen die in den Begebenheiten anzutreffenden Subjekte mit lautlich ganz abweichenden, in der Wortwurzel aber identischen Bezeichnungen hätten belegt werden können. Wir brauchen nur bei dem Worte fara zu verweilen, das in lautlichen Varianten und Schreibweisen in den Sagen vom Seenlande und seinem Schiff immer wiederkehrt. Nur müssen wir, um dies zu erkennen, die Sagen *zuerst* nach ihrem geographischen Inhalte ordnen und, nachdem dies geschehen, *dann erst* auf die Bezeichnungen achten, welche im Sageninhalt uns entgegentreten. Ganz deutlich werden uns die Sagen freilich erst dann, wenn wir wegen der durch den Mythos mit einverwebten Genealogien (siehe oben S. 163/4) auch die übrigen Bezeichnungen für das schiffsförmige Pfahlhaus, wie Pali, Arche, Thebe, sowie für die Einzelhütte, z. B. Min, En (Aen), Ad, Das (Thos) einerseits und die Bezeichnung für den Sumpf oder See anderseits genau kennen. Denn wenn beispielsweise die Wassernymphe „Par"ea des Königs von Kreta, Minos, Geliebte ist und zu ihren Söhnen den „Phil"olaos, „Neph"alion und Eury„medon" hat, so müssen wir wissen, daß Min die Einzelhütte, Phil ebenso wie Neph das schiffsförmige Haus und Med (Mid, Mut usw.) sowohl das Haus wie Sumpf bedeutet.

So ist „Phor"bas der Vater des Steuermannes Tiphys, der das Schiff Argo regiert. Hier haben wir die drei Ausdrücke für ein und dieselbe Sache dicht bei einander. Denn „Phor"bas ist die Fara (Fähre), Tiphys die Theba, die Bezeichnung für das Schiff Noah's auch bei den Hebräern, und Argo ist die Arche. In einem andern Mythos ist Phorbas ein Sohn des Königs von Troja, der mit „Aen"eas floh und den Steuermann „Pali"nuros ins Meer stürzte. In noch einem andern Mythos ist Phorbas ein Sohn des „Meth"ion von Siene, der auf der Hochzeit des „Per"seus und der Andro„meda" mit dem Libyer Amphi„medon" zusammengeriet, wo sie beide auf dem *schlüpfrigen Boden* hinfielen, sich gegenseitig mit ihren

Schwertern durchstechend. In wieder einer andern Mythe kolonisiert Phorbas der Bruder des „Peri"phas die Insel Rhodos und reinigt sie von Schlangen. Auch „Phor"kys (Phorkos, Phorkyn) ist ein Sohn des Pontus und der Gäa, der Vater aller möglichen Meerungeheuer und selbst ein Meergott, weshalb Homer von ihm singt:

ihn (Polyphemos) gebar die Nymphe Thoosa,
Tochter des waltenden Phorkys, im Reich der verödeten Salzflut,
Die im gewölbeten Fels sich dem Poseidaon gesellet.

Auch die Mythe vom Fischer „Phor"mion, welcher den Erythräern riet, aus dem Haare der Frauen ein Seil zu flechten, um die Bildsäule des Herakles ans Ufer ziehen zu können, gehört ebenso zu den Seemythen der Fara, wie die vom „Phere"klos,

„Stammend von Tekton,
Harmons Sohn, der mit den Händen erfindsam allerlei Kunstwerk
Bildete. Denn ihn erkor zum Lieblinge Pallas Athene,
Er auch hatte dem „Par"is die schwebenden Schiffe gezimmert,
Jene Beginner des Weh's, die Unheil brachten den Troern."

Diese Mythen erinnern uns sämtlich an die faro oder fora, an die einst an den Seen Griechenlands, bezw. auf seinem moorigen Grunde gestandenen Pfahlwohnungen, bezw. an Horden, die an den Seen gewohnt und aus deren Vermischung mit andern Horden die griechischen Volksstämme hervorgegangen sind. Wie hätten solche Mythen entstehen können, wenn Griechenland mit fertigen Völkern besiedelt worden wäre und wenn die griechische Mythologie nur ein Komplex von Wandersagen wäre?

Fast die Hälfte aller Mythen läßt sich auf sprachliche Mystik zurückführen. Daher noch ein Beispiel zur Erläuterung. Wie erwähnt, bedeutet in der Hordensprache Phara ebenso wie Argo das Langhaus (S. 176), Kom, Oster (Aster) und Ant(h) sind, wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden wird, drei Bezeichnungen für Hügel, bezw. Inseln und deren Bewohner in einer wässerigen Gegend. Daraus entsteht die Erzählung: „Komethes war vermählt mit Antigone, einer Tochter des Königs Pheres; sie gebar ihm den Asterion, welcher den Argonautenzug mitmachte und eine Stadt in Thessalien baute, die seinen Namen trug". Diese Erzählung besteht nur in einer Aneinanderreihung von Wörtern, die sich durch Ueberlieferung vererbt haben, und zwar anfangs auch nur landschaftlich. Denn in anderen Landschaften nicht bloß Griechenlands, sondern auch außerhalb desselben haben dieselben Namen eine ganz andere Verwendung gefunden. So finden

wir beispielsweise den Namen Komethes in der römischen Mythologie zwar für genau dasselbe geographische Individuum gebraucht, aber in Form einer andern Personifikation, indem Commotiae die Nymphen des cutilienſischen Sees im Lande der Sabiner genannt werden. Es soll darin schwimmende Inseln gegeben haben, welche die Wohnungen dieser Nymphen gewesen seien. Wir treffen die Ausdrücke Ant und Ast auf weit von einander getrennten Räumen stets für Inseln an, weshalb sie in zahlreichen Mythen, die sich am See abspielen, vereint wiederkehren. So gebar auch Perimede die Astypaläa, welche mit dem Meergotte Neptun den Antheus erzeugte.

Es hat auch in Griechenland, wie der ganze Sachverhalt ergibt, an den Seen und Flüssen, bezw. auf den sumpfigen Niederungen einstmals Pfahlbauhorden gegeben, die dort von Alters her als Urbevölkerung ansässig gewesen sind, und in einer auf Pfählen errichteten Arche gewohnt haben. Diese Horden sind die Pelarger, durch die spätere nationale Schriftsprache verändert in Pelasger bezw. Pelager. Die Pelarger sind kein mythisches Volk, sondern ein Grundelement zur Bildung der späteren Völkerstämme auf dem Boden Griechenlands. Es sind die an den Seen von Alters her eingesessenen Bewohner auf dem Wasserlande. Daher kennt der spätere Mythos, der aus den Sagen dieser Bewohner entsteht, einen Argonauten Phaleros, ferner die Pelarge als Tochter des Meergottes Potneus (πόντος); und in Argos und Samos verehrte man Pelasga, deren Attribut ein Schiff mit Segeln war. Pelasgos tritt als ein Sohn der Niobe auf, die, wie wir noch näher zu untersuchen haben werden, die weiblichen Bewohner des wässerigen Nebellandes im Schiffshaus repräsentiert.

Wären die Völker aus Urvölkern und ihre Sprachen aus Völkerursprachen hervorgegangen, nicht aber jene aus Vermischung der Horden und diese aus dem Verkehr dieser Horden, so wäre es ganz unerklärlich, wie ein Volk seine eigenen Sagen gerade wegen sprachlicher Unkenntnis nicht mehr verstehen konnte, und warum in der Geschichte des Völkerlebens sich eine ganz ungeheure Menge rein sprachlicher Mythen, sog. etymologische Mythen, hätten bilden können. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie gewisse Ausdrücke der Vergangenheit mit Wörtern aus der Gegenwart zu erklären versuchen, und, um die Etymologie anschaulicher zu machen, irgend eine Erzählung erfinden. Man braucht nur die Bibel zur Hand zu nehmen, um zahlreiche Beispiele dafür zu haben. Ich erinnere an alle die Erzählungen, welche mit dem Refrain

endigen: „Darum nannte er den Ort so und so“ oder „darum hieß sie ihn (folgt der Name).

Sehen wir uns nach den Ereignissen selbst um, die uns in bezug auf das im Sumpfe stehende Pfahlhaus durch die Sagen übermittelt worden sind, so ist ihr objektiver Inhalt fast nahezu überall derselbe, weil eben gleiche Begebenheiten auf gleichen geographischen Individuen eine Sagen verwandtschaft begründen. Nicht aber zugleich auch eine Mythen verwandtschaft. Denn im Mythos ist die Idee das schaffende. Die Idee gehört einer ganz andern Zeit an als der Zeit, in welcher die Sage entsteht. Zu den Ereignissen, welche das große Haus mitsamt den Familienhütten im Seelande betreffen, gehören vor allem die starke, mit üblen Gerüchen verbundene Ausdünstung des Sumpfes; Unglücksfälle, namentlich von Kindern, durch Herabgleiten vom Gerüst, Ertrinken oder Errettung davor infolge von Ueberschwemmungen und dergl. Aber die allerbedeutsamste Ueberlieferung ist das Ereignis, dessen wir im vorigen Abschnitte ausführlich gedacht haben. Nämlich das Ereignis, daß durch den Raub von Männern und Weibern die ursprüngliche Ordnung im großen Hause gestört worden ist, daß die brüderlichen Gemahle ihre schwesterlichen Frauen oder umgekehrt diese jene verlassen haben, daß fremde Männer die heimischen Frauen zu Kebsweibern genommen bezw. geheiratet haben, daß Tötung bezw. Aussetzung von Kindern erfolgt ist, daß die Kinder von einer fremden Amme oder einem Tiere ernährt worden sind, daß zwischen den Kindern ehelicher und fremder Herkunft, sowie zwischen den erwachsenen Einheimischen und Fremden Standesunterschiede entstanden, die zu Emancipation und Kampf führten, kurz: daß durch alle die vorgeführten und noch zu erörternden Einzelheiten, welche die Folge des Hüttensystems sind und die ursprüngliche Ordnung gestört haben, alles Böse in die Welt gekommen und die Rache den Menschen erst bekannt geworden ist.

Diese Ereignisse, welche wir in diesem und im nächsten Abschnitt kennen lernen wollen, bilden den engen Gesichtskreis der Menschen, die die ersten Sagen übermittelten. Sie erscheinen uns armselig, wenn wir sie in ihrer reinen Objektivität betrachten, reichhaltig dagegen, wenn wir die Subjektivität des Mythenbildners mit heranziehen. Da sich die Mythenbildung erst in einer Zeit vollzieht, wo durch den längeren Verkehr der verschiedenen Horden unter einander aus den Hordensprachen Stammes- bezw. Volkssprachen entstanden sind, so greift, wie schon angedeutet, bei der Mythenbildung die spätere Volkssprache zugleich mit ein. Das ist psychologisch auch gar nicht anders möglich.

Denn jede nicht-wissenschaftliche Erfassung eines Gegenstandes besteht ja eben darin, daß man ihn unter die Idee stellt, die man fertig hat. Infolge dieser Mitwirkung der Sprache bei der Mythenbildung empfangen auch die in den Sagen vorkommenden Ausdrücke ein ganz anderes Aussehen. Um dies dem Leser zu veranschaulichen, knüpfe ich an die Sprachwurzel lm an, die in der Hordensprache die Bedeutung von See oder Sumpf hat.

Eine Menge von Ortschaften und Landschaften in sumpfigen Stellen sind mit diesem Ausdruck, der namentlich mit den Vokalen a, e, i, also lam, lem, lim vorkommt, benannt. Ich erinnere beispielsweise an die Insel Lamu, die ebenso wie die beiden andern Wituinseln Manda und Patta, durch sumpfiges bezw. seeiges Terrain ausgezeichnet ist. Auf Lamu — auch Stadt und Fluß heißen so — finden wir nirgends roten Lehm, sondern nur Sandstein als Unterlage und in den Tälern zwischen den Dünenzügen eine mit Sand gemischte Humusschicht. Die Insel ist also nicht, wie man wohl behauptet hat, nach dem Lehm, sondern nach den Sümpfen bezw. Seen so genannt.

Man hat, weil Paulus Diaconus das Wort lama für ein langobardisches Wort erklärte und weil unsere Historiker behaupten, die italischen Langobarden seien ein germanisches aus Germania ausgewandertes Volk, das Wort lama als „gemeingermanisches" Wort bezeichnet. Indessen macht Grimm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" (S. 694) zu dem Worte lama die Bemerkung: „aus keiner germanischen Sprache jetzt zu erläutern". Das Wort ist weder germanisch noch indogermanisch, sondern es ist eben ein Hordenausdruck, der älter als die Nationalsprachen und daher auch sehr verbreitet ist. Nach Oscar Peschel[17]) heißen z. B. „Lamuten die tunguſischen Bewohner an den ochotskischen Gestaden von lamu das Meer". Uebrigens definiert Festus: Lacuna aquae collectio, a lacu derivatur, quam alii lamam, alii lustrum dicunt. Lam ist also gleich lus.

Wir finden sehr oft bei der Aufzählung, von Volksstämmen, „die am See wohnen," die Lami mit erwähnt. Zum Beispiel stellt Adam von Bremen (De situ Daniae c. 222) neben die Wilzi und Mirri vor Ruzzia auch die Lami. Für sie gebrauchte bedeutend später Jul. Pomponius Sabinus am Boristhenes (qui oritur ex palude inaccessibili) den Ausdruck Laemonii und Dusburg (3, 252) terra Lamotina. Auch Caesar (bell. gall. 7, 75) zählt unter den mit dem Gesamtnamen Armorici bezeichneten Völkerschaften die Lamovices

17) Völkerkunde, 6. Aufl. Leipzig 1885 S. 397.

mit auf und erwähnt zwischen dem Liger und der Garunna die Lemovici. Letztere hält man bekanntlich für „Kelten". Wer eigentlich die Kelten waren, die überall und nirgends zu finden sind, hat bis jetzt noch niemand festgestellt. Sie sind ein eben solches „Volk", wie die „Indogermanen" oder die „Semiten". Dies Wenige genüge, um dem Leser eine vorläufige Vorstellung von der Verbreitung des Ausdruckes lam für das sumpfige Land, bezw. für das Seenland zu geben.

Daß derartige Hordenausdrücke, wenn sie in einer späteren Volkssprache keine Aufnahme gefunden und daher aus dieser nicht erklärbar sind, nicht selten umgewandelt, bezw. ähnlich lautenden Ausdrücken der nunmehrigen Schriftsprache angepaßt werden, habe ich soeben erwähnt. Man würde diese Namen nicht wieder erkennen, wenn man nicht durch geographische Spezialuntersuchungen ihre Bedeutung entdeckte. So kommt der Ortsname „Lom"atsch als Glomuzi, Zlomizi, Dalemînzi usw. vor, und man fragt sich, ob der Name slavisch oder deutsch sei, weil schon Dittmar von Merseburg sagte: quam nos teutonice Delemenci vocamus, sclavi autem Glomaci appellant. Solche Namen sind älter als alle Volkssprachen. Die Volkssprachen machen sich die Hordenbezeichnungen nur konform.

So hat auch die griechische Sprache sich aus dem Lamed den Laomedon gemacht, den einige Sprachforscher mit „Volksbeherrscher" deuten. Indessen, wenn wir den Sachverhalt näher ansehen, finden wir zunächst folgendes: Laomedon ist mit Strymno vermählt (Apollodor III. 12, 3) und seine Tochter Hesione ist zugleich die Tochter des Ozeans (Aeschyl. Prom. 558). Also ist der Ozean identisch mit Laomedon. Außer Hesione hatte Laomedon noch die Killa, Aethilla, Asthyogne und Antigone zu Töchtern. Als König von Troja dienen ihm Poseidon und Apollo um Lohn. Letzterer weidet ihm seine Rinder am Berge Ida, Poseidon baut ihm die Mauer um seine Stadt. Als sie ihren Lohn forderten, trieb Laomedon sie drohend aus dem Lande (Il. 7, 452; 21, 441 ff.). Deshalb schickt Apollo ihm eine Pest, Poseidon aber ein Seeungeheuer, dem Laomedons schon oben erwähnte Tochter Hesione ausgesetzt werden mußte. Indes der eben von den Amazonen zurückgekehrte Herakles tötete das Ungeheuer und rettete Hesione, nachdem ihm zuvor Laomedon die vom Zeus dem Tros geschenkten Wunderpferde versprochen hatte (Il. 5, 265, 640; 20, 145; Apollod. 2, 5. 9.).

In diesem Mythenknäuel ist eine Menge von Einzelheiten zusammengefaßt, was die See- bezw. Sumpfbewohner angeht, und es sind zum Ueberfluß noch eine Anzahl durchaus synonymer Bezeich-

nungen mit hereingezogen worden, offenbar deshalb, weil dem Mythenbildner mehrere Sagen gleichen Inhalts, aber mit verschiedenen Benennungen der einzelnen Momente des Inhaltes vorlagen. La(o)medon ist deshalb mit Strymno vermählt, weil der Sumpf bezw. See (lam) oft verbunden mit dem Strom (strym) ist. Dieses Bild der Verbindung stellt der Mythenbildner anderwärts auch so dar, Strymnon sei ein Sohn des Okeanos und der Thetis oder des Pontus mit der Thalassa gewesen. Während dort die Erscheinung des Zusammenhanges von See und Strom durch das Bild einer Vermählung von Mann und Frau dargestellt wird, wird hier der Strom zu einem Abkömmling (Sohn) des Sees gemacht. Wenn ein anderer Mythos berichtet, Strymnon sei der Beherrscher des schiffbaren Stroms gewesen, letzterer sei aber durch Herkules unschiffbar gemacht worden, um die Heerden des Geryon hindurch zu treiben (zehnte Arbeit des Herkules), so erfahren wir dadurch etwas von einer Austrocknung, in deren Gefolge die Pest mit ihren Gerüchen ist. Hier ist also Strymnon nicht der Strom selbst, sondern sein Beherrscher.

Von dieser Pest, die man häufig in Sümpfen antrifft, ist auch in obigem Mythos die Rede. Nur kennt man den Grund der Entstehung mephitischer Ausdünstung nicht. Das Seeungeheuer ist, wie aus zahlreichen andern Sagen hervorgeht, das im Wasser auf Pfählen ruhende große Haus, um das infolge der Familiengründungen Personen „ausgesetzt" waren, und diese werden mit ihren Hütten manchenwärts hes = es (außen) benannt. Sie heißen aber auch ed (aeth), as und ant. So macht denn der Mythos mit der fertigen Nationalsprache daraus Aethilla, Asthoche und Antigone. Es sind das spezielle Bezeichnungen für die sich auf (meist steinigen) inselartigen Erhöhungen (il = ag) befindlichen Ausgesetzten, während hes ein allgemeiner Ausdruck ist. Hesione repräsentiert die Ausgesetzten in den Einzelhütten, während Killa, die der Mythenschreiber zu einer Tochter des Laomedon macht, das Seeungeheuer selbst ist, als welches das große Haus oft dargestellt wird. Denn Killa mit seinen lautlichen Variationen und verschiedenen Schreibweisen, wie Zilla, Silo usw., ist das große Ruhehaus selbst, das im Sumpfe (lam) steht und den Gegensatz zu ad(a), der Einzelhütte, bildet. Macht der griechische Mythos Killa zur Tochter des La(o)medon, so macht der israelitische Mythos die Zilla zum Weibe des Lamech, worauf wir bald noch zu sprechen kommen werden.

Der Mythen, die an den Sumpf anknüpfen, gibt es eine Menge; aber wenn wir ihren Sageninhalt prüfen, erscheinen sie durchaus ein-

heitlich. Sie schildern das Verderben, denen die Fremdlinge, die dem Sumpfsee nahten, ausgesetzt waren. Eben deshalb sind sie immer als ein dankbares Objekt von den Mythenschreibern verwendet worden, natürlich unter Zuhilfenahme von andern Sagen. Ich erinnere an Lamos, den König der Lästrygonen, angeblich eines Volkes, das die Südküsten Italiens bewohnte. Zu Lamos, dem ungeheuren Riesen und Sohn des Poseidon (Neptun) kam Odysseus mit zwölf Schiffen, von denen elf mit allen darin befindlichen Griechen durch Felsstücke zerschmettert wurden, nachdem ein berghohes Weib einen der ausgesandten Kundschafter zur Nachtkost geschlachtet hatte.

Die vielen uns überkommenen Namen, mögen sie Göttern, Königen, Priestern, Völkern oder anderen Persönlichkeiten beigelegt worden sein, finden wir in den Mythen und mythischen Inschriften immer dem Zeitalter angepaßt, in welchen der Mythos von den Historiographen Verwendung findet. Also selbst die Orthographie der Namen muß zurückgeführt werden bis auf den objektiven Sageninhalt, wenn man die urgeschichtliche Bedeutung der Namen kennen lernen will.

Laomedon hat mit „Laos" ebensowenig etwas zu schaffen, wie der mythische König von Theben (theba = Arche = Zille) Laodamas oder die Amazone Laomache und die Nereide Laomedia. Denn die in der Theba = Arche wohnenden Amazonen und Nereiden sind eben rein sachlich angesehen die Lamien. Der römische Limentinus, die griechische Limenitis, welche Aufseherin der Häfen war, die Limnaden (Seenymphen), Limnaeos, Limnaea usw. sind sämtlich nur Bewohner des Sumpfes. Ja sogar der indische Lingam, jenes Symbol der geschlechtlichen Vermischung (der Lim mit dem Gam), welches dem Phallos (Pfahl) und dem Priap (Fri = Far) in Aegypten und Griechenland entspricht, ist nur auf die Ereignisse zurückzuführen, die sich im sumpfigen Pfahlbau einst vollzogen haben.

Zu den bemerkenswerten Ereignissen, welche in den Sagen der Sumpfhorden wiederkehren, gehören u. a., wie wir bereits erwähnten, die häufigen Unglücksfälle von Kindern, die, wenn sie nicht, wie bei den Päonen im See Phrasias, mit einem Strick am Fuße angebunden wurden (vgl. oben S. 156), leicht vom Gerüst in den See hinabfallen und von ihm verschlungen werden konnten. Diese einfache Tatsache hat der Mythos grausig verarbeitet, z. B. in der griechischen Mythologie in der Lamia. Als Tochter der Nymphe Libya und Zeus' Geliebte wird sie durch die eifersüchtige Here zur Geburt von lauter toten Kindern verflucht, worauf sie wahnsinnig wird, Kinder raubt und

dieſe umbringt, wo ſie deren nur habhaft werden kann. Unter dem Namen Lamia kennt die griechiſche Mythologie, weil eben die Sümpfe zerſtreut lagen, mehrere. Immer werden ſie ihrer Herkunft nach charakteriſiert als aus dem Waſſer ſtammend, ſo die eben erwähnte Kindesmörderin als Tochter einer Nymphe, ſo eine andere, die dem Zeus die Sibylle Herophile gebar, als Tochter des Waſſergottes Neptun. So auch die geſpenſterhaften Lamien, die ſich in verſchiedene Geſtalten verwandeln, bald in ſchöne Jungfrauen, Tiere, Pflanzen und Steine, und blutgefärbte Leiber, glänzende Geſichter haben und dergleichen — eine Erſcheinung, hervorgerufen aus der Wiederſpiegelung der Sonne, namentlich bei ihrem Auf- und Niedergang, welche bei allen Sumpfbewohnern noch gegenwärtig zu ähnlichen Sagen Veranlaſſung gibt.

Es handelt ſich aber bei der Sage von den Lamien zugleich auch um geſchlechtliche Beziehungen, die zwiſchen fremden Männern und ihnen beſtehen, weshalb die Lamien als Buhlerinnen auftreten, die insbeſondere nach dem Blute junger Männer begierig ſind; man erzählte auch, daß ſie junge Männer an ſich lockten, dieſe förmlich mäſteten und alsdann ihr Fleiſch als Leckerbiſſen verzehrten.

Eine ähnliche Stellung wie die Lamien in Griechenland nehmen in den Sagen der Römer die Lemures ein, die ebenfalls als quälende, gefräßige Geiſter gedacht wurden. Angeblich zum Gedächtnis an ſie ſollen die Römer ihr Sühnefeſt Lemuria, an welchem alle Tempel geſchloſſen und alle Heiraten verboten waren, gefeiert haben. In letzterem Moment liegt das Weſentliche und der eigentliche Urſprung des Feſtes. Die Sühne galt dem Heiraten, weil auch bei den Horden, aus deren Verſchmelzung die Römer hervorgegangen ſind, der Beiſchlaf mit einer Fremden, der durch die Familienheirat herbeigeführt worden war, anfangs als ordnungswidrig galt. [18]) Da nun die Tempel aus den Hordenhäuſern entſtanden ſind, ſo wurden die Tempel an dieſen Sühnefeſten geſchloſſen.

Wie wenig man ſchon zur Zeit des Ovid den Urſprung des Sühnefeſtes wegen der veränderten Sprache zu deuten imſtande war, beweiſt folgender Mythos (Faſt. 2, 546 ff., 451 ff.): „Im Drange des Krieges waren einſt die Parentalien unterlaſſen worden, die ganze Stadt brannte plötzlich auf wie ein Scheiterhaufen. Aus dieſem ſtiegen die Geiſter der Verſtorbenen heraus, ſchweiften durch Straßen und Felder und ließen ein klägliches Wimmern vernehmen. Der von

18) Siehe meine Schrift: Horde und Familie. S. 122 ff.

Romulus erschlagene Remus, dem bei der Bestattung sein volles Recht nicht widerfahren war, erschien in der Dämmerung seinen trauernden Pflegeeltern und ermahnte sie, zum Ersatz dafür ein Fest zu feiern, welches Remuria genannt wurde, woraus dann Lemuria entstand. — Wenn man schon damals nicht imstande war, mittels der entstandenen Nationalsprache Ausdrücke aus einer Zeit, wo es noch kein Volk der Römer gab, zu deuten, um so viel weniger sind wir imstande, auf rein sprachlichem Wege die Bedeutung solcher Wörter aus der lateinischen Schriftsprache zu erkennen!

Die einfachen, von der Sage übermittelten Ereignisse nehmen bisweilen durch die Idee des Mythenbildners eine Gestalt an, daß man annehmen könnte, man habe es mit wirklicher Geschichte zu tun. Gegen eine solche Annahme gibt es keinen andern Schutz, als die Auslösung des Sageninhalts von der ihn begleitenden Idee durch eine allgemeine Völkerbeobachtung, welche alle Ereignisse auf gleichem geographischen Individuum ins Auge faßt. Es wird dem Leser sogleich einleuchten, was darunter zu verstehen ist, wenn ich an die bereits erwähnten üblen Gerüche, denen die Sumpfbewohner ausgesetzt sind, nochmals anknüpfe.

Paulus Diakonus erzählt uns im 4. Buche seiner Geschichte der Langobarden eine umständliche Geschichte von Romilda, der Gattin des Herzogs Gisulf, welche die Langobarden an die Avaren verraten habe. Sie sei von dem Könige der letzteren eine Nacht lang als sein Weib behandelt, nachher aber an zwölf Avaren überlassen worden, die sie die ganze Nacht hindurch sich einander ablösend durch die Befriedigung ihrer Lust gemartert hätten; darauf sei sie endlich vom Könige der Avaren im offenen Felde an einen „Pfahl" gespießt worden. Paulus fährt dann (IV. c. 37) fort: „Auf solche Weise fand die verfluchte Vaterlandsverräterin, die mehr ihrer Wollust als dem Wohl ihrer Mitbürger und Blutsverwandten dienen wollte, den Tod. Ihre Töchter aber wandelten nicht die Pfade ihrer Mutter, sondern aus Liebe zur Keuschheit sorgten sie, daß sie nicht von den Barbaren geschändet wurden und legten sich rohes Hühnerfleisch unter das Mieder zwischen die Brüste, das dann in der Wärme verweste und einen gräßlichen Gestank verursachte. Als nun die Avaren sich an sie machen wollten, so konnten sie den Gestank nicht aushalten und meinten, sie stinken so von Natur, wichen voll Abscheu weit von ihnen zurück und sprachen, alle langobardischen Weiber stinken. Durch diese List retteten sich die edlen Mädchen vor den Begierden der Avaren und bewahrten ihre Keusch-

heit und hinterließen ein nützliches Beispiel für alle Frauen, denen etwas Aehnliches widerfahren sollte."

Es bedarf keines Beweises, daß jede Lama (lacuna) bei ihren starken Ausdünstungen üble Gerüche verbreitet. Ihre Entstehung zu deuten ist nicht der primitive Mensch, sondern nur der Gebildete befähigt, weil nur ihm bekannt ist, daß alle Körper, die unorganischen wie die organischen, ausdünsten, daß aber die Ausdünstung bei den unorganischen Körpern eine andere ist, als bei den organischen. Solche Erscheinungen, wie der Gestank, regen bei solchen, denen die Erscheinung neu ist, die Denkkraft an und, da sie zuerst an das Nächstliegende anknüpfen, so ist ihre Erkenntnis anfangs mystisch.

Der Mensch frühester Zeiten hat immer, wie der Inhalt meines Buches erweisen wird, *nicht an die Natur*, sondern an den *Menschen* angeknüpft, weshalb ich die landläufige Ansicht derer zurückweise, welche die Mythen auf Naturanschauungen zurückführen. Es widerspricht der Entwickelung der Dinge, wenn beispielsweise *Delbrück*[19]) behauptet: „Ein sicheres Ergebnis der (von *Kuhn* und anderen angestellten) Forschungen sei der Satz, daß alle bis jetzt als den Ariern gemeinsam nachgewiesenen Mythen im letzten Grunde *zurückgehen auf eine Naturanschauung*." Vielmehr ist der Gang so: erst entstehen Sagen über *menschliche* Ereignisse; darauf erscheint der Mythen *bildner* und stellt den unvollkommen gewordenen Sageninhalt unter die Idee seiner Zeit, indem er zugleich andere Sagen seiner Darstellung mit einverleibt; endlich aber kommt, nachdem die Mythen fertig sind, der Mythendeuter, und dieser erst ist es, der sie, weil er unfähig ist, die Mythe auf ihren wirklichen Sageninhalt zurückzuführen, *unter Anderem*, also nicht durchweg, *auch* unter den Gesichtswinkel der *Naturanschauung* stellt. Die Mythendeutung setzt die Existenz der Mythe bereits voraus. Eine Mythe, die nicht vorhanden ist, kann nicht gedeutet werden.

Die Erzählung vom üblen Geruch der Sumpfbewohner bildet den Inhalt einer Sage bei denen, die mit den Sumpfbewohnern in Berührung gekommen sind. Der Mythenbildner, dem noch andere Sagen von diesen Bewohnern zur Verfügung stehen, sucht in dieselbe einen Zusammenhang zu bringen, indem er sie unter eine einheitliche Idee stellt, die einer späteren Zeit angehört. Ist das ethnische Element, welches die Aussage von den stinkenden Weibern machte, mit dem Element, welches die Aussage betraf, durch Vermischung zur Einheit eines Volkes mit gemeinsamen Namen verschmolzen, so umhüllt das

19) Zeitschrift für Völkerpsychologie. III. 1865. S. 266 ff.

nunmehrige Volksbewußtsein, um nicht zu sagen, der jetzige Nationalstolz die nicht fortzuwischende Ueberlieferung, die im vorliegenden Fall in der Erzählung besteht: „alle langobardischen Weiber stinken" mit einem historischen Mäntelchen und schafft einen Mythos, welcher die Frauen „als ein nützliches Beispiel für alle Frauen, denen etwas Aehnliches widerfahren sollte, hinstellt."

Daß die Idee es ist, welche den Mythos aus dem Sageninhalt schafft, und daß es ebenfalls nur die Idee ist, welche ganz gleiche Sagen über gleiche Begebenheiten auf gleichen Oertlichkeiten in ein verschiedenes Gewand hüllt, beweist die Sage von den „Lem"niaden, die in ihrem Grundmerkmal mit der eben erörterten identisch ist. Das Gleiche wird nämlich auch von den Frauen auf „Lem"nos erzählt, wo sich aus einer ganzen Reihe von Sagen der Pfahlbau mit dem großen Hause nachweisen läßt. Die Frauen von Lemnos hatten es lange Zeit unterlassen, der Venus Opfer zu bringen, weshalb die Göttin sie damit bestrafte, daß sie einen üblen Geruch bekamen, was Veranlassung ward, daß ihre Gatten sich aus Abscheu von ihnen trennten und Mädchen aus Thrakien holten. Eifersucht trieb die Frauen an, alle ihre Männer zu ermorden. Hierauf wählten sie die Tochter des Thoas, Hypsipyle, zur Königin, unter deren Regierung sie einen Amazonenstaat bildeten. In dieser Verfassung sollen dem Mythos zufolge die Argonauten jene Insel gefunden haben, hier gelandet sein und beinahe Allen Andenken an ihre Anwesenheit hinterlassen haben.

Der Sageninhalt ist hier der gleiche wie bei den Langobarden. Aber die Idee, unter welche die Sage gestellt wird, ist eine andere bei den Lemniaden. Hier sollen die Frauen den üblen Geruch ihrer geschlechtlichen Enthaltsamkeit wegen erhalten haben und deshalb von ihren Männern verlassen worden sein. Es wird also durch diese Idee, wie das oft der Fall ist, wenn man etwas durch eine Idee begreifen will, das Kausalverhältnis umgekehrt (vgl. oben S. 72 ff.). Denn der Sachverhalt der Sage liegt so: die Männer im großen Hause auf Sumpfland rauben sich Mädchen aus einem Drako, worunter man einen erhöhten Rundbau (darüber später) zu verstehen hat. Dadurch werden ihre schwesterlichen Gemahlinnen teilweise männerlose Amazonen. Aber auch sie nahmen sich ebenfalls Fremde zu Männern, mit denen sie sich begatten. Der Amazonenstaat ist nichts anderes als die gynäkokratischen Familien in ihrer Gesamtheit und die Königin Hypsi-pyle der hohe Pfahlbau.

Aus der Parallele der stinkenden Langobardinnen und der stinkenden Frauen von Lemnos erkennen wir deutlich den Unterschied von

Sage und Mythos. Jene bietet den objektiven Inhalt der Begebenheit, der Mythos aber formt den Inhalt durch die Idee einer späteren Zeit um. Daraus folgt eben, daß man die Idee, unter die der Mythos die Begebenheit gestellt hat, auslösen muß, wenn man den Inhalt der Sage auf die der Begebenheit immanente (ursprüngliche) Idee zurückführen will. Nur durch eine systematische Beobachtung der in den Sagen niedergelegten objektiven Merkmale ist der eigentliche Tatbestand mit der ihm innewohnenden Idee zu gewinnen.

Wie verfehlt ist es daher, wenn man, wie es z. B. von Bachofen in seinem „Mutterrecht" geschehen ist, den Mythos statt der Sage benutzt, um urgeschichtliche Erscheinungen zu erklären. Wie kann man die Gynäkokratie aus der Mythe begreifen wollen, wo doch die Mythe eben dadurch entstanden ist, daß man das Wesen der Gynäkokratie im Zeitalter der Mythenbildung nicht mehr begreifen konnte? Es würde nie zu einem Mythos der Frauen von Lemnos gekommen sein, wenn die zu Grunde liegende Sage in ihrer wirklichen Idee genau und vollständig überliefert worden wäre. Bachofen gehörte zu jenen Gelehrten, die zwar mit einer großen Phantasie von der Natur ausgestattet worden sind, denen aber die Fähigkeit fehlt, Gegenstände zu zergliedern. Deshalb mangelt diesen Gelehrten das Interesse an den Tatsachen. Wenn sie sich an der wissenschaftlichen Forschung betätigen, so geschieht es nur im Bereiche fertiger Ideen, nie durch den Prozeß des Begriffes. Da sie die Tatsachenmerkmale ununtersucht lassen und nur die Ideen ins Auge fassen, unter die die Erscheinungen des Völkerlebens von früheren Autoren gestellt worden sind, so kommen sie mittels dieser Ideen zu keinen Tatsachenzusammenhängen, sondern zu bloßen Ideenassociationen, die, wenn man sie mit gespannter Aufmerksamkeit liest und nicht bloß flüchtig an sich vorübergehen läßt, den Eindruck einer unbeschreiblichen Konfusion in einem denkenden Leser erwecken.

Einen Unterschied von Mythos und Sage kennt Bachofen ebensowenig wie einen Unterschied von Idee und Erscheinung. Eben deshalb führt er auch den Mythos nicht auf den Sageninhalt zurück, sondern schafft sich in Ermangelung der wirklichen Tatsachen, ebenso wie der Mythenbildner vergangener Zeit, seine Tatsachen aus einer fertigen Idee selbst. So sagt er z. B. anknüpfend an die üblen Gerüche über die Lemnierinnen folgendes (a. a. O. S. 85):

„Durch die Dysosmie ihren Frauen abwendig gemacht, legen sich die Lemnier Thrakerinnen bei. Es sind gefangene Mädchen, die sie von ihren Streifzügen auf dem benachbarten Festlande als Beute mit

nach Hause bringen. Hier erscheint uns die Lemnische Gynäkokratie in der Umgebung solcher Sitten und Zustände, wie wir sie früher als den ursprünglichen Hintergrund gynäkokratischen Lebens erkannten. Krieg und Beutezüge führen die Männer in weite Entfernungen und entziehen sie auf längere Zeit dem Hause und der Familie. Solchem Leben ist des Weibes Herrschaft eine Notwendigkeit. Die Mutter pflegt der Kinder, besorgt das Feld, regiert das Haus und der Diener Schar, verteidigt auch, wenn es die Not erfordert, mit gewaffneter Hand Heimat und häuslichen Herd, wie denn die Lykierinnen bewaffnet zur Ernte ausziehen. Besitz und Uebung der Herrschaft, verbunden mit der Tüchtigkeit in Führung der Waffen, steigern in dem Weibe das Bewußtsein seiner Würde und Macht. Hoch ragt es über den Mann hervor, und in der körperlichen Schönheit, durch die sich namentlich die Lemnierin auszeichnet, spiegelt sich der Glanz ihrer Stellung."

Darnach soll die Gynäkokratie, die doch selbst erst, wie wir oben (S. 87) gesehen haben, eine Erscheinungsform der entstehenden Familie ist, dadurch entstanden sein, daß sich „die Männer auf längere Zeit dem Hause und der Familie entziehen", weil „Krieg und Beutezüge sie in weite Entfernungen führen". Heißt das nicht die Kausalität umkehren? Durch Einführung der Gynäkokratie, d. h. des Zustandes, in welchem „ein Mann vom fremden Stamm sich in der Hütte einer Frau aufhalten und für sie arbeiten muß" (vgl. oben S. 88), entsteht ja eben erst die Familie. Es ist eine ähnliche Verdrehung des Sachverhalts wie bei Schurtz (Altersklassen S. 78), nur daß Schurtz die Erscheinung aus einer andern fertigen Idee erklärt, indem er sagt: „Das sogenannte Mutterrecht ist eine Verkümmerung des Familienlebens, die durch den Zusammenschluß der Männer notwendig erfolgen mußte!

Ebenso wie die Entstehung der Gynäkokratie erklärt sich Bachofen rein aus der eigenen Idee auch den Mythos der stinkenden Weiber, indem er (S. 323) sich dahin ausspricht: „Die Dysosmie, welche bald auf den Pestgeruch verwesender Leichen, bald auf die giftigen Dünste der Flüsse, bald auf den Gestank der Schaffelle, mit welchen sich die Männer bedeckten oder auf den Hetärismus der Frauen, wie im lemnischen und im Proetiden-Mythos bezogen wird, hat ihren Grund in der Verachtung, mit welcher weiter fortgeschrittene Stämme auf ein tiefer stehendes Volk, seine rohen Sitten und weniger geläuterte Religion herabschauten" (Bachofen a. a. O. S. 323). Heißt das nicht die ganze historische Perspektive verschieben?

Die geographische Individualität des sumpfigen Landes in Verbindung mit den Ereignissen, welche sich einesteils im großen Hause und anderenteils in den Einzelhütten abgespielt haben, ist es, was den Mythen zugrunde liegt. Und weil das große Schiffshaus im Sumpfe, mag es unter einem Namen auftreten, wie immer es heiße, Fala, Theba, Saba, Sila, Mila, sich weit über die Erde verbreitet und dadurch die Verwandtschaft der Völker begründet hat, so finden wir überall, wo sich heterogene Horden bei ihrem Durcheinanderwohnen begegnet sind, dieselbe Sage, daß man sich im Interesse wirtschaftlicher Betätigung gegenseitig geraubt, dann verbotenen Umgang gepflogen hat, daß Frauen ihre brüderlichen Männer verlassen oder mythisch ausgedrückt „*erschlagen*" und dadurch die Rache und das Unheil in die Welt gebracht haben.

Es wäre eine solche Sageneinheitlichkeit nicht möglich, hätte es sog. Urvölker gegeben, von denen sich andere abzweigten. Nur die durch das gleiche geographische Individuum begründete Hordenverwandtschaft kann die Sageneinheitlichkeit erklären. Man spricht oft, wenn man auf verwandte Ueberlieferungen stößt, von einer Uebertragung der *Mythen*. Wir haben aber gesehen, daß gerade *im Mythos das Abweichende liegt*, während der eigentliche *Sageninhalt das Verwandte darstellt*. Der Mythos ist das spätere Erzeugnis des Volksgeistes, die Sage aber, deren Inhalt der Mythos verarbeitet hat, entstammt der Zeit, wo es noch kein Volk und somit auch noch keine Volkssprache gab. Die Verwandtschaft der Völkersprachen datiert aus der Zeit, wo noch keine Völker, sondern nur Horden bestanden. Deshalb kann man eben auch die Wörter in den Mythen nur noch sehr selten aus einer *Volkssprache* deuten. Will die Sprachvergleichung sich auf eine gesichertere Basis stellen als auf eine bloße Fiktion von Urvölkern, denen der zu jedem Volke unbedingt erforderliche geographische Bestandteil eines Wohnraumes fehlt; so muß die Sprachvergleichung nicht durch den Geschichtsforscher, der wegen des Mythengewirrs selber noch im Finstern herumtappt, sondern durch den Geographen und Ethnographen die Wege sich zeigen lassen. Und der Geograph seinerseits wieder muß sich des Prinzips seiner Wissenschaft bewußt sein und darf sich nicht am Gängelbande des Historikers und Sprachvergleichers führen lassen. Denn sonst führt ein Blinder den andern Blinden. Nur die Geographie kann Führerin in der Urgeschichte sein.

Die Horde auf dem Sumpflande zeigt uns auch, wie ich schon oben andeutete, die Verwandtschaft zwischen den sog. Ariern und Se-

miten, z. B. in dem Fragment vom Lamech mit seinen beiden Weibern, von denen das eine das große Schiffshaus, Zilla, das andere aber die Einzelhütte, Ada ist. Auch hierin wird, ähnlich wie bei den nach Menschenfleisch und Blut von Jünglingen lechzenden Lamien (Apollonius IV. 25), ein Mann erschlagen und die Uebeltat, die der wandernde Kain in Verbindung mit dem ansässigen Lamech wechselseits vollbracht haben, gerächt, indem es (1. Mos. 4, 23) in dem Fragmente eines Liedes heißt:

Ada und Zilla, höret meine Rede;
Ihr Weiber Lamechs, vernehmet meinen Spruch!
Einen Mann erschlage ich für meine Wunde
Und einen Jüngling für meine Strieme.
Wird siebenfältig Kain gerächt,
So Lamech sieben und siebzigmal!

Von je ist dieses Fragment als mystisch angesehen worden. Jede Mystik beruht auf Unkenntnis eines Sachverhalts, und dieser Unkenntnis leistet am meisten Vorschub die Sprache. Wie der Volksstamm durch das Medium der Familie aus Horden, so entsteht auch die Volkssprache aus heterogenen Hordensprachen. Der Volksgeist entwickelt sich zugleich mit seiner Sprache. Die Art, wie er die einzelnen Bestandteile der Hordensprachen, *an denen auch andere Völker partizipieren*, in sich aufnimmt und verwertet, ist sein eigenes geistiges Erzeugnis, das man nur dann vollständig verstehen lernt, wenn man es in seiner Entwickelung begreift. Wenn der Volksgeist seine relativ fertige Sprache benutzt, um damit die alten Ueberlieferungen aus der Zeit, wo das Volk von heute noch *nicht* war und man auch noch nicht die Sprache in ihrem jeweiligen Entwickelungszustande hatte, zu erklären, so muß Mystik entstehen.

Sie kann somit nicht dadurch beseitigt werden, daß man die Wörter immer nur wieder aus der fertigen *Volks*sprache deutet, in welcher die Erzählung jetzt vorliegt, weil ja doch die Mystik eben *durch die Volkssprache* vorzugsweise erzeugt wurde, sondern nur dadurch, daß man auf die Elemente zurückgeht, aus denen das Volk entstanden ist; und diese Elemente können nur aus der Verbindung mit anderen Elementen bei andern Völkern gefunden werden, indem man sie durch das oben (S. 68) geschilderte Induktionsverfahren mittels Elimination herausschält.

Es beruht auf einer ganz richtigen Beobachtung, wenn der Missionar Brincker (in Globus 68. S. 15) in bezug auf die etymologische Deutung der Stammesnamen in der Bantusprache die Be-

merkung macht, „daß die etymologische Deutung der betreffenden Stammesnamen meistens nicht in dem, dem betreffenden Stamme eigenen Dialekte, sondern in anderen Dialekten der Bantu, oft weit abliegend, zu suchen und zu finden sei". Freilich erklärt sich Brincker die Erscheinung so, daß „die jetzt Tausende von Meilen auseinander, vor Zeiten zusammenlebten oder wenigstens mit einander verkehrten". Der Grund liegt aber in der Art der Ausbreitung der Horden auf gleichen geographischen Individuen: ihre Sprache zog mit und breitete sich mit aus und ward später modifiziert durch Sprachen der Nachbarhorden, die sich zwischen sie eindrängten und deren Sprachen durchaus verschieden waren. Wer für eine Volkssprache ein volles Verständnis erlangen will, kann sie nur dadurch begreifen, daß er ihrem Werden nachgeht, indem er zuerst das Grundelement aufsucht, in dem sie gegründet ist und dann nach den Faktoren sucht, die das Grundelement modifiziert haben. Die Bedeutung der Wörter aus der Vorzeit einer Volkssprache kann die Volkssprache niemals gewähren, sondern nur die Hordensprache, und die Aufgabe des Sprachforschers besteht in solchem Falle darin, die Hordensprache ausfindig zu machen, in der das Wort sich für den betreffenden Sachverhalt findet.

Es ist infolgedessen durchaus widersinnig, eine in hebräischer Sprache geschriebene Mythe mittels der hebräischen Sprache zu deuten. Wäre der Sageninhalt, aus dem der Mythos entstand, in der hebräischen Sprache übermittelt worden, so hätte der Mythos gar nicht entstehen können; denn dann hätte alles klar in jener Sprache vorgelegen. Was im obigen Mythos vorlag, waren die Namen Lamech, Ada und Zilla und die dunkele Sage von zwei verschiedenen Frauen und schlimmen Taten, die sich einst ereignet hatten, indem man Männer erschlagen und neue Männer bevorzugt hatte, was zur Rache führte. Wir werden weiter unten an einigen Beispielen, z. B. an den Athenern, illustrieren können, daß man sich den Vorgang der Verheiratung mit fremden Männern immer im Erschlagen der früheren Männer vorstellte.

Alle Ereignisse, die sich einst zugetragen, sind mit überlieferten Namen verknüpft. Weil der See bezw. Sumpf seine Opfer gefordert, so gilt er als gefräßig. Wie der Mythos die Namen und die Sage verwertet ist Sache des Volksgeistes. So macht die skandinavische Mythologie aus den Namen Ada und Zilla ein Geschwisterpaar Hate und Sköll, das ebenfalls als gefräßig auftritt: Hate verschlingt beim hereinbrechenden Weltuntergang den Mond, Sköll aber die Sonne. Im

griechischen Mythos hat Lamedon (Laomedon) zwei Töchter, namens Scilla (Κύλλα) und Aethilla. Sowie Lamia im Sumpf als vampyrartiges menschenfressendes Ungeheuer erscheint, so trifft das gleiche auf Scylla zu. Alle, die ihr nahen, werden ihr zum willkommenen Fraß. Naht ihr ein Schiff, so muß es einige von seiner Mannschaft zurücklassen. Deshalb mußte auch „Od"ysseus wegen seiner Kühnheit, durch die „sicili"anische Meerenge gefahren zu sein, sechs seiner Gefährten bezahlen. Er ist von den Sieben „allein" übrig geblieben; denn er ist der Eine (od).

Wir sehen also, wie in den Mythen weit von einander abgelegener Völker in der wässerigen Sumpfgegend eine Beziehung zu Scilla besteht. Insofern jedoch Scilla nur ein Name für das Schiffshaus ist, der anderwärts auch Phen (Fen, Van), anderwärts Theba, wieder anderwärts Argo heißt, so ist Cilix Bruder des „Phön"ix und hat Thebe zur Tochter.

Aus der Erscheinung, daß Lamech siebenundsiebzigmal gerächt wird und Odysseus, der Vereinsamte, sechs seiner Gefährten durch die Scylla verliert, bemerken wir eine Verbindung der Sieben mit den See- oder Sumpfbewohnern. Indessen gilt diese Sieben nur dem schiffsförmigen Langhause, nicht dem Sumpf überhaupt. Wer das Völkerleben in seiner Entstehung und die Völker in ihrer Verwandtschaft unter einander begreifen will, muß den Erdraum in möglichst kleine geographische Individuen zerlegen und daher auch einen Unterschied von der ebenen Seefläche und den Erhöhungen innerhalb derselben machen. Auf letztere kommen wir erst im nächsten Abschnitt zu sprechen. Wir rechneten oben zu den Langhäuslern auch die Langobarden, die ebenfalls nur an den Seen angesiedelt sind. Von ihnen weiß Paulus Diaconus in seiner „Geschichte der Langobarden" (I. 15) folgendes zu erzählen:

„In diesen Zeiten gebar eine feile Dirne auf einmal sieben Knäblein und, jedes Tier an Grausamkeit übertreffend warf sie dieselben in einen Fischteich, um sie da umkommen zu lassen. Es geschah nun, daß König Agelmund unterwegs an denselben Fischteich kam: er hielt sein Pferd an; wie er aber verwundert die armen Kinder mit dem Speer, den er in der Hand trug, hin und her wandte, so ergriff eines derselben mit den Händchen den Speer des Königs. Dieser von Mitleid bewegt und sich höchlich darüber verwundernd sprach, das werde ein großer Mann werden, ließ das Knäblein aus dem Fischteich ziehen und einer Amme übergeben und befahl, es auf das sorgsamste zu pflegen; und weil er aus einem Teich, der in ihrer Sprache Lama heißt, gezogen

wurde, so gab er ihm den Namen Lamicho (Lamissio). Als der Knabe groß geworden, wurde er ein tapferer und kriegerischer Mann, also daß man ihn nach Agelmunds Tode zum König machte."

Da auch bei den italischen Langobarden das Ereignis, daß Kinder in den See hinabgefallen sind, vorgekommen und durch die Sage überliefert sein wird, so wird diese Sage hier nicht bloß mit der Sieben, sondern mit Lamicho (Lamissio) verbunden, zugleich um diesen Namen zu erklären. Dort war Odysseus mit sechs Gefährten zu Sieben im Schiff, hier sind es sieben Knaben.

Es ist dem Mythos charakteristisch, zu übertreiben und zu vergrößern, deshalb wird die Sieben leicht zur Siebenzig, ja unter Umständen auch zur Siebenhundert. Zu den weit verbreiteten Bezeichnungen für das Ruhehaus gehört, wie wir schon sahen, auch der Ausdruck Sal bezw. Sil, weshalb bekanntlich Salem so viel wie pax, quies ist. Nun gibt der Mythos dem Salomo statt der Sieben Kebsweiber, die um das große Haus herumwohnen, siebenhundert (1. Kön. 11, 3; 5. Mos. 17, 17) und aus den sieben Benjamiten zur linken Hand macht er siebenzig linkshändige Benjamiten.

Noch in der Gegenwart finden wir selbst bei fortgeschrittenen Kulturvölkern in vielen Ebenen zweireihige Dörfer, in deren Mitte sich ein schiffsförmiger Platz befindet, um den herum je sieben Gehöfte liegen;[20]) und die alten Flurkarten ergeben, daß das Ackerland ursprünglich in sieben Streifen oder Teile zerlegt gewesen ist. Diese Erscheinung hat augenscheinlich auch dem Verfasser des Buches Josua in einer Sage vorgelegen, da es Kapitel 18 heißt: „1. Und die ganze Gemeinde versammelte sich in Silo . . . 2. Es waren aber auch unter den Israeliten noch sieben Stämme übrig, die ihren Erbbesitz noch nicht verteilt hatten. 3. Da sprach Josua zu den Israeliten: 6. Ihr aber sollt das Land, nachdem ihr es in sieben Teile zerlegt habt, schriftlich aufnehmen. 7. Die Leviten aber erhalten keinen Anteil."

In dieser mythischen Darstellung gewinnt es den Eindruck, als sei Silo eine bestimmte Oertlichkeit, ein Flecken oder eine Stadt, und eben deshalb darf man es den Altertumsforschern nicht verargen, wenn sie bemüht sind, diese Stadt unter den Trümmern untergegangener Ortschaften aufzusuchen. Es wird jedenfalls der Name Silo, weil sowohl an den Ufern des Jordan, als auch an den Seen, viele Hordenhäuser

20) Auf diese Erscheinung, die ich in meiner „Urgeschichte des Ackerbaues pp." ausführlich behandelt habe, kann ich unmöglich hier nochmals näher eingehen. Daselbst befindet sich (S. 118) auch ein solches Dorf abgebildet und über die Arbeit der Sieben Männer wird (S. 185) das Nähere berichtet.

gestanden haben werden, um die sich später Ansiedelungen von Einzelhütten gebildet haben wie in andern Fällen, auch Ortsnamen im heutigen Sinne geworden sein. Seinem urgeschichtlichen Ursprung nach bedeutet Silo, wie jeder andere Hordenname, sowohl das Haus als auch den Ort mitsamt dem geographischen Individuum, was in diesem Falle das wässerige Land ist. Eben deshalb wird in der Bibel unter dem Namen Silo auch ein Wasser Siloah genannt, das nur stillstehender See gewesen sein kann, weil er nach Jes. 8, 6 ff. in Gegensatz zum strömenden Euphrat gebracht wird. Denn Jesaias sagt: „Weil dieses Volk die sanft fließenden Wasser des Siloah verachtet hat, darum wird der Herr die starken und großen Wasser des Euphrat über euch heraufkommen lassen."

Was im obigen Mythos die „sieben Stämme" betrifft, „die ihren Erbbesitz noch nicht verteilt hatten, so kann es sich nur um den Sageninhalt handeln, der auch anderwärts vorkommt, daß nämlich die „Sieben zur linken Hand", die für ihre Herren arbeiten müssen, weil sie dienende Personen der Einwohner des großen Hauses sind, keinen Landanteil haben. Die Leviten, die Laubenbewohner, die, wie wir oben sahen, in den Annexen des großen Hauses wohnten, hatten keinen Anteil, weil sie eben für die Bewohner des Silo ebenso zu „dienen" hatten, wie die Männer vom fremden Stamm bei den Mortlockinsulanern (vgl. oben S. 77 ff.). Diese Erscheinung verwertet auch der griechische Mythos in Sileos, angeblich einem Tyrann von Aulis, der alle *Fremden* zwang, in seinen Gärten zu arbeiten.

In der ursprünglichen Familie haben die fremden eingeheirateten Personen, weil sie nicht horden- oder sippenberechtigt sind, keinen Anteil am Grundbesitz. So erzählt W. *Köbding* von den Battak auf Sumatra (im Globus 53 S. 78), wo das Pfahlhaus sowohl unter der Bezeichnung Bale als auch Sapu vorkommt: „Ursprünglich sind die sozialen Verhältnisse wohl beim ganzen Volke dieselben gewesen; durch Wanderung der Stämme und fremde Einflüsse hat sich im Laufe der Zeit aber doch einige Verschiedenheit ausgebildet. Am ursprünglichsten hat sich alles in Toba erhalten, wie denn das Tobaische auch der Hauptdialekt ist." Es ist also dieser Zustand in Toba Sumatras analog dem oben (S. 40 ff.) geschilderten Zustande der Tupi in Brasilien, indem sich Horden zwischen die ursprünglich angesessenen eingedrängt haben. *Köbding* fährt fort: „Das Volk soll nach Angabe der Häuptlinge aus *sieben* Stämmen bestehen. Diese wohnen aber *zerstreut* über das ganze Land und *nicht in reiner Abgrenzung von einander, sondern gemischt*. Dabei ist aber immer

ein gewisser Stamm Eigentümer des bewohnten Grundes oder Gebietes, und die andern sind sozusagen nur Beisitzer. Diese Einrichtung hat ihre Ursache (!) in der Sitte, daß Heiraten innerhalb des Stammes als Blutschande gelten und daß Mann und Frau immer verschiedenen Stammes sein müssen." Wir sehen also auch aus diesem Berichte, daß die Fremden, wie übrigens Köbding noch wörtlich hinzufügt, „nicht Eigentümer, sondern nur Nutznießer des Bodens sind und nicht die eigentliche Häuptlingswürde beanspruchen können." Unter den „sieben Stämmen" haben wir ebenso wie bei anderen Völkern, z. B. den oben (S. 52) erwähnten Slowenen (ἑπτὰ γενεαὶ τῶν Σκλαβηνῶν) und den alsbald noch aufzuzählenden Völkern, „die Sieben im Stamme" zu verstehen.

Wir sahen schon oben, daß Killa eine Tochter Laomedons ist, und da Pelops den Pfahlbau personifiziert, so macht der Mythos den Killas zu dessen Wagenführer. Killas aber ist identisch mit Kilix, weshalb sowohl Killas als auch Kilix die kleinasiatische Landschaft Kilikien nach seinem Namen benannt haben soll. Da nun aber Killa bezw. Kilix und Zilla nur eine andere Bezeichnung für Theba ist, so ist Theba die Stadt der Kiliken. Deshalb wird auch Theben ebenso wie Zilla und Silo mit der Sieben in Verbindung gebracht.

Von dem Sohne des Peleus und der Thetis — Peleus ist der Pfahlbau und Thetis die Einzelhütte — singt Homer in der Iliade (6, 414 und 421):

Erst erschlug mir den Vater der göttliche Held Achilleos;
Dann auch zerstört er die schön erbauete Stadt der Kiliken,
Dich, hochpfortige Thebe.
Sieben Gebrüder auch waren wir dort im stolzen Palaste.

Nach dem Mythos hatte der Erbauer von Theben sieben Söhne und sieben Töchter; die Stadt Theben hatte sieben Tore und ihre Mauern erbaute Amphion durch den Ton seiner mit sieben Saiten bespannten Lyra, wie Apollo die Mauern von Troja. Den sieben Helden vor den Toren Thebens stehen bei der Belagerung sieben Verteidiger im Innern entgegen. Sieben Scheiterhaufen werden den Erschlagenen errichtet. Im Vordergrund unter den Helden vor Theben steht der auch am Argonautenzug beteiligte Amphiaraus.

Durch Amphion und Amphiaraos werden die sieben um die Arche stehenden einzelnen Hütten charakterisiert. In der „Thebais", die in sieben Bücher eingeteilt ist, enthält das zweite den Tod des Archemorus, das vierte den Kampf der Archiver und das sechste die Niederlage der Archiver. Aus dieser Mystik der Namen können wir

erkennen, daß sowohl eine Sage von der Arche als auch eine solche von der Theba vereint den Stoff zur griechischen Heldensage abgegeben haben. Die eigentliche Grundlage dazu ist die einfache Sache, daß das große Haus in seinem Innern sieben hordenberechtigte Männer hatte und daß um dasselbe herum sieben andere Männer in Hütten lagerten, denen der Eintritt in das große Haus untersagt war, den sie sich allmählich zu erzwingen suchten. Es sind die Unebenbürtigen der Familienhäuser, welche sich aus ihrer untergeordneten Lage emanzipieren wollen, nachdem die Familie mit der Ehe verschmolzen ist und die ursprünglich nur zur Arbeit ihrer (gynäkokratischen) Frauen bestimmten Männer fremder Herkunft zu ehelichen Gatten ihrer Herrinnen geworden waren.

Der Sageninhalt, so einfach er auch an sich ist, wird im Mythos durch den Volksgeist erweitert; denn der Volksgeist macht das, was ursprünglich rein lokal ist, zu einem seiner Größe entsprechenden Ereignis, indem er mehrere Sagen verwandten Inhalts zu einer ideellen Einheit verbindet. Im Mythos spiegelt sich daher das Zeitalter wieder, in dem der Mythos geschaffen wird. Da das Volk die geschichtliche Einheit zahlreich vermischter Elemente mit zahlreich verschiedenen Sprachen ist, so kann durch die Ausdrücke der vormaligen Hordensprachen eine scheinbare Mannigfaltigkeit von Sagen entstehen; und diese Aeußerlichkeit wirkt um so verführerischer zu der Annahme, als handele es sich um verschiedene Ueberlieferungen, wenn der Mythos außerdem noch in voller Freiheit von den zu Gebote stehenden Ausdrücken für den Sachverhalt den ausgiebigsten Gebrauch macht.

Wenn Aegeus durch einen Krieg gegen die Metioniden zur Herrschaft in Athen gelangt sein soll, so bedeutet das nichts anderes als jenen Kampf zwischen dem eingewanderten Element und den Alteingesessenen am See. Die Wurzel m-d oder m-t bezw. m-s mit ihren lautlichen Varianten bedeutet Sumpf. Muth der Syrier und Phönizier, Mutinus der Italer, Midas, Medea, Metis, Meduſa usw. der Griechen, Meschin und Meschiane der Perser, Moses der Israeliten sind sämtlich Personen des Sumpfes, bezw. der Seen, weshalb alle Ereignisse, die mit diesen Namen in Verbindung stehen, am Sumpf oder See sich abspielen. Wenn der Mythos den mit Meta verheirateten Aegeus vergeblich auf Kinder hoffen läßt, so liegt der Sage der einfache Sachverhalt zu Grunde, daß der fremde Familienmann (Aegeus) von der einheimischen Sippenfrau (Meta) keine Kinder erhalten kann, weil deren Kinder dem Avunculus folgen (oben S. 88). Wegen der

häufigen Wiederkehr des Namens Minos (= der Eine) und Aegeus sind eine Menge Sagen durch die Mythenschreiber verbunden, die, wenn man sie von einander löst, sämtlich nichts anderes darstellen, als die Zwietracht zwischen den Bewohnern des Schiffshauses und den sie umgebenden eingedrungenen Fremden, und unter anderm auch ihren Ausdruck darin finden, daß Aegeus dem Minotaurus alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen opfern muß.

Viel einfacher und deutlicher ist diese Zwietracht zwischen den Sieben Innen- und Außenbewohnern bei den Babyloniern zu erkennen, wie sie in einem Texte dargestellt ist, den ich Fr. Hommel[21]) entnehme und dem ich zugleich die Verantwortung für die Richtigkeit der nicht ganz klaren Uebersetzung überlassen muß.

„Sieben sind sie, sieben sind sie,
in der Tiefe des Oceans sieben sind sie;
die Zerstörer des Himmels sind sie,
in der Tiefe des Oceans, der großen Behausung wuchsen sie auf;
nicht weiblich sind sie, nicht männlich sind sie,
sie, wie weit hinstrahlende (od. sich ausdehnende) Lichter (?) sind sie.
Ein Weib nehmen sie nicht, Kinder erzeugen sie nicht."

Hierin wird deutlich gesagt, daß die „Sieben" in der Tiefe des Ozeans im großen Hause aufwuchsen und daß sie in einem Zustande sich befinden, der sie weder als Männer noch als Weiber erscheinen läßt. Denn sie nehmen kein Weib und sind eben deshalb auch kinderlos. Es wird hier auf jenen Zustand hingedeutet, der mit der Entstehung der Familie eintritt, wenn die Schwestern ihre Brüder oder diese jene durch die Verheiratung mit Fremden ehelos gemacht haben. Aber der babylonische Text bietet für uns weiteres Interesse, wenn wir die unmittelbar folgenden Zeilen noch mit in Betracht ziehen. Der Text fährt fort:

„Scheu und Mildtätigkeit kennen sie nicht,
Gebet und Flehen erhören sie nicht.
Wie ein wildes Roß auf dem Gebirge wuchsen sie auf,
Des Gottes Ea Feinde sind sie,
Die Thronträger der Götter sind sie.
Um die Wege zu verwüsten, lagern sie auf der Landstraße,
Böse sind sie, böse sind sie,
Sieben sind sie, sieben sind sie."

21) Fritz Hommel, Die Semitischen Völker und Sprachen. Leipzig 1883 S. 366.

Es ist einleuchtend, daß die Sieben, von denen in dem zweiten Passus die Rede ist, andere sind als jene zuerst erwähnten Sieben. Denn jene „wuchsen in der Tiefe des Ozeans im großen Hause auf," während diese „wie ein wildes Roß im Gebirge aufwuchsen". Sie werden als „des Gottes Ea Feinde" und als böse bezeichnet, offenbar deshalb, weil sie die Ordnung im großen Hause gestört haben. Hommel fügt zu diesem Texte (a. a. O. S. 373 in einer Anmerkung) hinzu: „Ea heißt Behausung; gemeint sind die unterirdischen Gewässer als Wohnort des Gottes, mit dem er dann selbst identifiziert wird."

Ob Ea im babylonischen „Behausung" heißt, kann ich, weil ich der babylonischen Sprache unkundig bin, nicht beurteilen, wohl aber ergeben mir meine Kombinationskarten, daß ea, eva, aw, ow, auw, ova usw. eine Bezeichnung für das geographische Individuum ist, welches ich in diesem Abschnitt behandele. Es bedeutet das überschwemmte Land, daher auch die niedrig gelegene Wiese; denn eine Wiese ist ein wässerig Land.

Da auch Saba = Seba eine Bezeichnung für das große Haus ist, so verehren die Sepharwaim den im alten Testament mehrfach genannten Götzen Ava. Nach den Sagen der Insularvölker des Nordmeers ist Avane das ungeheure Wassertier, welches die Sintflut veranlaßte, der erst Fu dadurch ein Ende machte, daß er es aus dem Meere herauszog. In den Mythen der Japaner und Siamesen kehrt dieses Wort bei gleichem Sachverhalt ebenso wieder wie bei den Völkern Europas. So z. B. bei den Griechen, in deren Mythen Abas entweder als König von Argos und Erfinder des bekannten Schildes oder als Sohn des Neptun und der Nymphe Arethusa erscheint, welche erst in eine Wolke gehüllt, dann aber in Wasser verwandelt wurde. Doch dies Wenige genüge zur Charakterisierung.

Weil Saba nur ein anderer und, wie oben gezeigt wurde, sehr verbreiteter Ausdruck für Theba, Sila usw. ist, so ist auch mit diesem Ausdruck die Sieben verbunden. Ich erinnere an die „sep"tem „sap"ientes, die sieben Weisen, welche die Minusinischen Tataren sich als sieben Kudais hinter einem Vorhang (siparium) sitzend denken mit einem großen Buche vor sich, in welches die Geborenen und Verstorbenen verzeichnet werden und worin auch die Geschicke der Menschen zu lesen sind. [22]) Die Malaien nannten das Jenseits, wohin die Seelen zur Ruhe gehen, Sabyan, wofür die Alfuren die Bezeichnung Sorga

22) Schiefner, Heldensagen der Minusinischen Tataren S. XII.

(Sarja) haben, und die malaiischen Maanjan sagen, die Seele kehre nach sieben Geschlechtern zurück. Der Weg dahin führe über das Meer. Man stellt daher kleine Miniaturschiffchen, die einen Sarg darstellen, neben das Grab. Das Kästchen von Schilfrohr, in dem Moses ausgesetzt wurde, heißt im Hebräischen theba; es ist genau so, wie das, in dem der „König" Sargon I., von dem mythische Inschriften viel zu erzählen wissen, ausgesetzt wurde. Wer mit der Geschichte der Sabäer vertraut ist, weiß, welche Rolle die Sieben in ihr spielt.

Die Sieben ist mit dem großen Schiffshause auf das Engste verbunden und wo wir ihrer im Leben der Völker begegnen, können wir mit voller Sicherheit annehmen, daß ihre Vorfahren einst dieses Haus besessen haben, doch nur diejenigen Vorfahren, welche das einheitliche Element darstellen, das sich mit andern Hordenelementen vermischt hat. Wie die alten Araber nach Herodot (III. 8) ihre Bündnisse durch sieben Steine heiligten, so schwor man sich auch in Altindien, in Palästina und in Germania (Grimm's Rechtsaltert. S. 807, 858) bei den Sieben. Bei Ablegung des Schwurs sendet Agamemnon dem Achill 7 Tripoden (Iliad. 9, 123) und Abraham schwört am Orte der 7 Brunnen und opfert dabei 7 Lämmer (1. Mos. 21, 30). Der Pharao im großen Hause träumt von sieben fetten und sieben mageren Kühen. Noah nimmt in seine Theba (1. Mos. 7, 2) „aus allerlei reinem Vieh je sieben und sieben, das Männlein und sein Fräulein usw." Typhon (= Theba) zerstückelt den Osiris (die Einzelhütten) in 2 mal 7 Teile.

Es würde mich zu weit abführen, wollte ich außerdem auf die zahlreichen Ueberlieferungen von den sieben Völkern Palästinas, von den sieben Kasten im alten Aegypten, von der Einteilung Chinas vor dem Kaiser Schi-Hoang-Ti in sieben Provinzen, von den 7 Bundesstaaten von Calauria, den 7 Joalidenfamilien zu Thespiä, den 7 Statthaltern (Esth. 1, 14) des Perserkönigs, den 7 Archageten Platäas, den (S. 208) erwähnten 7 Tobastämmen auf Sumatra, den 7 Stämmen der Slawen usw. eingehen und hier umständlich erweisen, worauf die ganze Mystik beruht. Dem einsichtigen und mit mir denkenden Leser meines Buches, den ich bei Abfassung desselben ins Auge gefaßt habe, wird das Vorstehende genügen, um zu erkennen, worauf die Völkerverwandtschaft beruht, daß sich die Verwandtschaft der Völker und ihrer Mythen nicht auf Abstammung von Urvölkern, sondern auf Hordenverwandtschaft gründet. Denn die Sagen, weil sie gleiche Begebenheiten auf gleichen geographischen Individuen berichten, sind gleich, aber die Mythen, weil sie die gleichen Sagen unter verschiedene

Ideen stellen, sind verschieden. Würden die „Völker als solche“ von einander abstammen, so müßten auch die Mythen gleich sein. Daß sie es nicht sind, beweist eben, daß die Völker unabhängig von einander entstanden sind und jedes derselben seine sagenhaften Ueberlieferungen selbständig verwertet hat.

Das Volk beginnt seine Geschichtsschreibung mit der Sammlung der Sagen aus seiner Vergangenheit und verbindet sie mit der Idee, die es gegenwärtig beherrscht. Eben deshalb ist jede Geschichte eines Volkes so lange mythisch, als es noch nicht imstande ist, Tatsachenzusammenhänge zu begreifen. Daraus erklärt sich auch psychologisch, daß alle Gelehrten, denen die Fähigkeit abgeht, einen Tatsachenzusammenhang festzustellen, weil sie immer nur mit fertigen Ideen die Welt der Erscheinungen erfassen wollen, gar nicht erkennen, was in den Ueberlieferungen mythisch ist. Ihre Auffassung von der Geschichte erhebt sich in nichts über die Auffassung derer, die vor Jahrtausenden ihre Geschichte machten.

Wir haben oben schon ausführlicher von der Horde der Fars, bezw. der Parthi, Barden, zu denen auch die Perser gehören, gesprochen und erkannt, daß man das „Volk“ von der „Horde“ der Perser unterscheiden muß. Nur von der Horde der Perser gilt, was Herodot von den „Sieben Persern“ im dritten Buche seiner Geschichten umständlich zur Darstellung bringt. Die Länge derselben verbietet, ihr hier einen Platz einzuräumen. Es handelt sich darin um den falschen Smerdis, den Mager, der sieben Monate lang die Herrschaft in Persien an sich gerissen, aber durch Otanes Entdeckung und eine Verschwörung von Sieben Persern, die in dem Palast des Königs eindrangen, niedergehauen wurde, worauf man dem Volke verkündete, daß die medischen Mager die Herrschaft hätten an sich reißen wollen. Wenn man diese Erzählung mit allen ihren Details liest, z. B. die Botschaften des Otanes an seine Tochter, die Rede der Verschwörer usw., möchte man meinen, man hätte wirkliche Geschichte vor sich. Geht man aber der Sache auf den Grund und löst man die leitende Idee von der Erzählung ab, so zeigt sich, daß der ganze Mythos nur erfunden ist, um das Fest zu erklären, an welchem die Mager in ihren Häusern verweilen, ein Fest, das nichts anderes als das auch bei anderen Völkern in Erscheinung kommende Hütten fest ist. Herodot erzählt (III. 79): „Als nun die Perser hörten, was die Sieben getan und den Betrug der Mager, meinten sie, sie müßten auch so tun. Sie zogen also ihre Dolche und töteten die Mager, wo sie einen fanden, und wäre die Nacht nicht dazu gekommen, so wäre kein Mager am Leben geblieben. Diesen Tag

feiern die Perser einmütiglich vor allen anderen Tagen und sie begehen an demselben ein großes Fest, das sie die Magerschlacht nennen. Da darf kein Mager ans Tageslicht kommen, sondern sie halten sich immer in ihren Häusern denselbigen Tag."

Um die Sage von den Sieben Persern zu den Magern zu verstehen, muß man auf die Entstehungsgeschichte des persischen Volkes zurückgehen. Wir unterschieden schon oben die Perser als Volk und die Perser als Horde. Nur auf die letztere bezieht sich die eben dargestellte Sage von den Sieben. Denn die Perser sind ebensowenig als irgend ein anderes Volk auf der Erde als Volk nach Persien eingewandert. Was ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern begründet, ist, wie wir sahen, das „Lange Haus", die Phara. Ihre Bewohner verbinden sich durch Weiberraub an verschiedenen Lokalitäten, wo die Phara steht, mit sehr verschiedenen Horden; und zu diesen Horden gehört auch die unter der Bezeichnung mag, was ursprünglich Berg oder Hügel bedeutet, weit verbreitete Horde.

Wenn infolge der Familiengründung der Hüttenbau entsteht, so erhält die Einzelhütte sehr oft den Namen der Horde, mit der die Vermischung erfolgt. Eben deshalb erlangt bei mehreren Völkern das Wort mag auch die Bedeutung H ü t t e. Mag ist also im vorliegenden Sachverhalt dasselbe, was z. B. lev (Laube) ist; es umfaßt Wohnraum und Bewohner zugleich. Deshalb nehmen auch in der Religion der Perser die Mager eine ähnliche Stellung ein, wie die Leviten in Israel-Juda. Beide sind die Lauben- oder Hüttenwohner um das Langhaus, die Phara. Auch in der Griechischen Mythologie bestehen ähnliche Beziehungen zwischen m-g (m-ch) und par (phar), indem M a ch aon sich mit der Tochter des Königs von P h a r ae vermählt, und da Arche nur eine andere Bezeichnung für das Schiffshaus ist, so ist Mag-nes ein Sohn des Argos und der Perimele. Perimele bezeichnet die Lagerung u m die Arche, die auch Mele (Melytta) heißt. Nach Apollodor ist Magnes ein Sohn der Nymphe Nais. Nais aber bedeutet ebenso wie Noah Schiff und Schiffer zugleich.

Dieser Zusammenhang zeigt sich auch in der indischen Mythologie, wo Maha-bud als ältester Herrscher und Stammvater der ganzen indischen Bevölkerung dieselbe Stellung einnimmt wie Noah in der jüdischen. Nachdem er die letzte furchtbare Zerstörung der Erde überlebt, wird er von den Göttern gesegnet und pflanzt mit seiner Gattin vereint das vernichtete Menschengeschlecht wieder fort. Auch gilt bei den Indern als das weibliche, empfangende Urprinzip die große Mutter Maha-Mai. Ebenso ist bei ihnen Maja die zweite Hälfte des Ur-

wesens, welches sich selbst außer sich selbst setzte, um getrennt in männliches und weibliches Prinzip die Welt zu erzeugen. Bei den Griechen gilt Maja als eine der sieben Töchter des Atlas und der Plejone, die in einer Höhle vom Zeus den Hermes gebar. Die Maja ist eben die Höhle selbst (lua, lev) und gehört zu den sieben Häusern, die um den durch „Ple"jone personifizierten Pfahlbau stehen.

Die Macha (Majah) können wir weithin verfolgen. Selbst auf den Antillen tritt diese Personifikation in dem Riesen Macho-Kael auf, und zwar ebenfalls in Verbindung mit den Höhlen. Er hatte auf der Insel Quisqueja die Urmenschen, die in zwei Höhlen des Berges eingeschlossen waren, zu bewachen und zu verhindern, daß sie in ihren Höhlen das Licht der Sonne erblickten. Die Männer suchten sich aus den Höhlen zu befreien, verbreiteten sich über die Insel und vermählten sich mit Mädchen, die sich aus den Bäumen, in die früher die Frauen verwandelt worden waren, wieder umgewandelt hatten. So ward das Land bevölkert. Die Bäume sind die Pfahlbaue.

Auch das Verhältnis der Furien zu den Megären wird uns erst klar, wenn wir das Verhältnis der Fara zur Maga, d. h. des Langhauses zur Einzelhütte verstehen. Jene sind, wie die Urmenschen auf den Antillen, die die Sonne scheuen, Kinder der Nacht. Ihr Wohnsitz ist ein einsamer Palast in der Unterwelt und sie erscheinen als furchtbare, zürnende Rächerinnen an dem Frevel, der durch die neue Ordnung der Dinge, insbesondere den Incest, der durch das Hüttensystem, welches die Megären repräsentieren, in die Welt gebracht worden ist. Unter Incest verstand man ursprünglich die Verbindung mit einer fremden, nicht zur Kaste gehörigen, bezw. einer dienenden Person.

Denn der Sachverhalt hat uns gelehrt, daß man die Fremden ursprünglich nur zum Dienst, aber nicht zur Ehe begehrte. Dieser Sachverhalt wird nicht dadurch widerlegt, daß uns der Mythos die Idee des Weiberraubs gegenteilig schildert; denn der Mythos geht nicht dem Werden der Erscheinung nach, sondern stellt die überlieferte Tatsache unter eine fertige Idee. Daher finden wir denn auch, daß der Mythos der Völker auch die Erscheinung des Weiberraubs unter verschiedene Ideen stellt. Es wird dem Leser genügen, wenn ich zur Veranschaulichung mich auf die Parallele vom Raube der Sabinerinnen und vom Raube der Siloerinnen beschränke. Beide Bezeichnungen (Saba und Silo) bedeuten ursprünglich dasselbe, nämlich Ruhehaus.

Im römischen Mythos gründeten Romulus und Remus die Stadt Rom. Angeblich fehlte es daselbst an Frauen, weil der Zuwachs der Männer zu stark war. Deswegen schickte Romulus Gesandte an die

Nachbarstädte, um sie freundschaftlichst zu ersuchen, Wechselheiraten mit Rom einzugehen. Man schlägt ihm höhnisch seine Bitte ab, Romulus wird entrüstet, nimmt seine Zuflucht zu einem Gewaltstreich, indem er ein glänzendes Kampfspiel unter dem Namen Consualien dem ritterlichen Neptun zu Ehren ankündigt. Die Neugier führt die Bewohner aus den Nachbarstädten zahlreich herbei, darunter auch die Sabiner mit Weib und Kind. Mitten im Kampfspiele beginnt auf ein gegebenes Zeichen der Weiberraub; die Eltern ergreifen die Flucht, aber die Geraubten lassen sich von ihren Männern bald besänftigen. Nur die Väter sinnen auf blutige Rache. Der König der Sabiner Titus Tatius rückt vor Rom. Es kommt zur Schlacht, Pfeile fliegen hinüber und herüber. Da stürzen sich die geraubten Jungfrauen zwischen die Kämpfenden, um nicht zu Waisen und Witwen zu werden. Man senkt die Waffen, Stille tritt ein und das Endresultat ist Friede und Freundschaft. Beide Völker nennen sich fortan nach der Stadt Cures Quiriten. Zum Andenken an jene Schlacht wurde der Ort, wo das aus der Tiefe des Sumpfes sich emporarbeitende Roß den Sabiner Mettus Curtius auf sicheren Grund brachte, der Curtische Graben genannt.

Hier hat der Mythos die ursprüngliche Sage unter eine spätzeitliche Idee so gestellt, daß es den Anschein gewinnt, als habe es bereits eine Stadt Rom bezw. einen geordneten Staat gegeben, als sich das Ereignis des Weiberraubes zutrug. Der Mythos hat eben die Tendenz, die Idee, welche zu der Zeit, wo sich der Erzähler der Sage bemächtigt, herrschend ist, in die Zeit des Ereignisses, welches die Sage veranlaßt, zurückzuversetzen. Deshalb ist auch der Mythos in der Darstellung viel anschaulicher als die einfache Sage. Zu der Zeit, wo im Menschheitsleben der Weiberraub entstand, gab es weder Städte, noch Kampfspiele, noch Götter, zu deren Ehren man letztere hätte ins Werk setzen können. Somit gab es auch noch keinen König der Sabiner Titus Tatius. Vielmehr ist dieser mythische König erst die Folge des Weiberraubs. Denn tita, bezw. tata ist nur eine der vielen Bezeichnungen für „Einzelhütte". Z. B. sind Tat-aren diejenigen Arier, welche in Einzelhäusern wohnen. Die Tataren haben deshalb auch die Sage vom großen Hause mit den Sieben Männern hinter dem Vorhange (vgl. oben S. 212).

Auch die russische Mythologie kennt den Tit sowohl als Dido als auch als Did, der bei ihnen zum Liebesgott wird, und in der polnischen ist Did—ilia Göttin der Familienehe, weshalb ihr die unfruchtbaren Frauen opferten und sie um Fruchtbarkeit anflehten. Bei den Kar-

thagern war Dido eine Tochter des Belos und mit Sichäos vermählt. Da ihr Bruder nach dessen verborgenen Schätzen strebte und ihn tötete, rüstete Dido heimlich Schiffe aus, segelte nach Kypros, raubte daselbst 80 Jungfrauen und fuhr mit ihnen nach Afrika, wo sie Karthago gründete. Dieser Mythos beruht in seinem Kern auf derselben Sage, wie der Raub der Sabinerinnen; nur ist die Idee eine andere. Doch das Nähere wird sich der Leser selbst leicht deuten können, zumal wenn wir den von außen kommenden Faktor, welcher die Familienhütte geschaffen hat, seiner Urheimat nach im nächsten Abschnitt noch näher bestimmt haben werden.

Die Kunst, einen Mythos auf seine ursprüngliche Sage zurückzuführen, ist nicht gar so schwer, wenn man nur die Idee erkennt, unter welcher das Faktum veranschaulicht und dargestellt wird. Die Idee läßt sich aber leicht erkennen, weil sie im Mythos immer etwas Einheitliches ist, welches die ganze Darstellung durchdringt, wogegen in der Sage alles lückenhaft erscheint. Das wird uns sofort klar werden, wenn wir den Raub der Siloerinnen dem Raube der Sabinerinnen entgegenstellen.

Im 1. Buche der Richter (21, 18 ff.) wird erzählt: „Die Israeliten hatten nämlich geschworen: Verflucht sei, wer einem Benjamiten ein Weib gibt! Da sprachen sie: Es findet ja Jahr für Jahr das Fest Jahwes zu Silo statt, das nördlich von Bethel, östlich von der Straße, die von Bethel nach Sichem hinaufführt und südlich von Lebona liegt. Und sie wiesen die Benjamiten an: Geht hin und lauert in den Weinbergen, und wenn ihr dann seht, daß die Mädchen von Silo herauskommen, um Reigentänze aufzuführen, so kommt hervor aus den Weinbergen und raubt euch ein jeder aus den Mädchen von Silo ein Weib; dann geht ins Land Benjamin. Wenn dann ihre Väter und Brüder kommen, um mit uns zu hadern, so wollen wir ihnen erwidern:[23]) . . . . . Ihr habt sie ihnen ja nicht gegeben! — dann freilich würdet ihr euch verschulden! Die Benjamiten taten so und holten sich die nötige Anzahl von Frauen unter den Tänzerinnen, die sie raubten. Sodann kehrten sie heim in ihr Besitztum, bauten die Städte auf und ließen sich

23) Kautzsch, dessen Uebersetzung ich hier gefolgt bin, fügt, scharfsinnig wie immer, in einer Anmerkung hinzu: „Der im Hebräischen folgende Satz ‚schenket sie uns; denn keiner von uns hat durch den Krieg [gegen Jabes] ein Weib für sich erhalten' muß, da er nur als Rede der Benjamiten einen Sinn gibt, ursprünglich in anderm Zusammenhang gestanden haben. Durch ihn scheint ein anderer Satz verdrängt zu sein, etwa: Laßt sie ihnen und macht euch kein Bedenken daraus!"

darin nieder. Die Israeliten aber gingen nunmehr von dannen, jeder in seinen Stamm und zu seinem Geschlecht und zogen ab von dort, ein jeder in sein Besitztum. Zu jener Zeit gab es keinen König in Israel: jeder tat, was ihm gutdünkte."

Entfernt man aus dieser Erzählung das als solches hier sehr leicht erkennbare mythische Beiwerk, so tritt uns die Sage von einem Weiberraub entgegen. Dieser gehört einem Zeitalter an, wo es nicht nur „noch keinen König von Israel", sondern überhaupt noch kein Volk Israel, ja selbst noch nicht einmal einen Stamm Benjamin gegeben haben kann. Denn der Weiberraub erscheint in der Geschichte der Menschheit vor der Entstehung der Stämme. In dieser Erzählung ist von einem alljährlich zu Silo abzuhaltenden, mit Reigentänzen verbundenem Fest die Rede, worunter man der ganzen Sachlage nach nur das bei andern Völkerstämmen ebenfalls vorzufindende H ü t t e n f e s t zu verstehen hat. Ein solches Fest kannte man z. B. in Babylonien, wo die Jungfrauen in der Mylitta erbauten Hütten ihre Keuschheit opferten. In gleicher Weise kannte man es in Griechenland unter dem Namen Eleusinien und Scirrhophorien zu Ehren der Athene, wobei man zugleich Schirme trug, die die Hütte versinnbildlichten, und ausrief, es sei nun Zeit Häuser (Familien) zu bauen. Ebenso bestand dieses Fest in Rom unter der Bezeichnung Palilien, wobei Rom zugleich sein Stiftungsfest feierte und man des „Zusammenjochens" von Mann und Frau gedachte.

Der eigentliche Entstehungsgrund solcher Feste geht im Laufe der Zeit fast immer verloren, weil dieser durch Aeußerlichkeiten und neu hinzutretende Momente überwuchert wird. So war es in Griechenland mit den Scirrhophorien, so in Rom mit den Palilien, so auch in Palästina bei den Israeliten. Wenn hier das Hüttenfest mit dem Auszug aus Aegypten in Verbindung gebracht wurde, so ist das künstlich; denn welchen Zusammenhang läßt das siebentägige in Hüttenwohnen mit der 40jährigen Wanderung durch die Wüste auffinden? (vgl. 3. Mos. 23, 43). Der eigentliche Entstehungsgrund des Hüttenfestes ist vielmehr auf den Weiberraub mit seinen Folgen, den Hüttenbau zurückzuführen: die Palilien auf den Pfahlbau (palus), das Siloische Fest auf das „Große Haus" mit dem Namen Silo.

Zum Weiberraub gehören zweierlei Horden: die Horde des Langhauses tritt, wie kurz erwähnt, auch unter der Bezeichnung Ben, Ben, Phen usw. auf. So fährt Schiba (Siva), der das Schiff der Sieben oder der Prahm (Brahma) selbst ist, als Arganatha noch Benares, wo die sieben Rischi wohnen. Arga-natha ist die schwimmende Arche,

nicht „Herr der Arche", wie man gewöhnlich übersetzt, und Ben-Ares ist eine Tautologie, indem ben dasselbe ist wie ares. Höchstens könnte man übersetzen: Wanne der Arier. Die sieben Rischi sind die Bewohner der Arche selbst: septem reges bei den Römern. — Ein für die zugewanderte Horde, die sich mit der Arche verbindet, sehr häufig im Völkerleben wiederkehrender Ausdruck ist Jam (cham, yam, gam, ham usw). Ben steht ebenso wie die Ben-us im Wasser, weshalb in der nordischen Mythologie (bei den Angeln und Sachsen) Ben Meeresgott ist, wie Venus Meeresgöttin. Im nordischen Mythos wie in mehreren anderen Mythen wird Ben auch Feen genannt, und die Feen sind identisch mit den Sylphen. Wie sich Silo zu Ben im israelitischen, so verhält sich Sylphe zu Feen im nordischen Mythos. Da das Schiffshaus, wie wir bereits sahen, auch Barde (Parthe) heißt, so finden wir auch den Gegensatz der Parthenier zu den Jamiden, jene sind die Brüder des Langhauses (εἶναι καὶ πάντας ὁμοφρόνας, ὡς ἂν ἀλλήλων ἀδελφοὺς νομιζομένους), die Jamiden aber sind die Zugewanderten.

Wenn es in Israel einen Stamm namens Benjamin gibt, so ist dieser Stamm die Folge des Weiberraubes. Einige Sprachforscher etymologisieren Benjamin mit „Sohn der Rechten". Der sprachliche Grund dafür ist mir unbekannt geblieben.[24]) Sachlich bin ich aber

---

24) Wenn ben in der hebräischen Sprache Sohn heißt, so ist damit allein noch nicht die Etymologie von Ben-jamin gegeben. Denn ben, sachlich identisch mit fen bezw. ven, ist ein Name für das Schiffshaus und seine Bewohner. Wenn sich letztere mit einer anderen Horde so vermischen, daß die Frau, die freie Herrin der Fara (Potifar) einen Famel aus der Horde Gam (ham) nimmt, so heißt das Kind, wenn die Mutter ben heißt, ebenfalls ben. Denn die Kinder nennen sich in der Gynäkokratie („Mutterrecht") nach der Mutter. Die Nationalsprache kann somit das Wort ben in der Bedeutung von „Kind" oder „Sohn" in sich aufnehmen. Aber mittelst fertiger Nationalsprachen kann man nicht Sachverhalte aus der Zeit vor derselben erklären. — Man will die ganz klare Sage von Moses „der aus dem Wasser" dadurch hinfällig machen, daß man mit Ebers behauptet, der Name hänge mit mesu zusammen und das bedeute Kind. Es gilt von dem Ausdruck mes dasselbe, was ich soeben von ben gesagt habe. Wenn, wie bei Moses und Sargon die Mutter ebenbürtig, d. h. edler Abstammung ist, so wird das Kind nach dem Hordenhause der Mutter benannt und der Erzeuger kommt dabei nicht in Betracht. Mythisch ausgedrückt sagt das Kind, wie „König" Sargon, der Sarrukin der späteren Mythenschreiber, von sich aus: „meinen Vater habe ich nicht gekannt". (Vgl. oben im Text S. 146ff.) Der Fremdling wohnt in Hütten, der Einheimische im großen Hause. In dem Ausruf Psalm 120, 5: „Wehe mir, daß ich ein Findling bin unter Mesach, ich muß wohnen unter den Hütten Kedars" bedeutet Mesach das große

wohl imstande auf Grund meiner Kombinationen eine Erklärung dafür zu geben, die ich so kurz als möglich hier anführen will.

Alle Langhäuser kennen eine rechte und linke Seite. Sie hat für die Verwandtschaftsverhältnisse ethnologische Bedeutung. Alle Verwandtschaft ist, wie ich schon in meinem Buche „Horde und Familie" überzeugend nachgewiesen zu haben glaube, ursprünglich Raumverwandtschaft: die Verwandten sind die Verwandeten. Daher gelten alle außerhalb des Großen Hauses Befindlichen, insoweit sie es nicht betreten dürfen, als Nichtverwandte, mögen diese wie die Leviten in „Anschlüssen" oder wie die Mortlocker in „Hütten" wohnen.

Da die Bezeichnungen für die Anschlüsse bezw. Hütten ebenso zahlreich sind, wie die Horden, die sich zwischen die Bewohner der Ebenen eingedrängt haben, so greife ich nur einen dieser Ausdrücke heraus und wähle dazu den uns schon durch die Leviten bekannt gewordenen Ausdruck lev (liv, lub, lup, lip, lav, lab usw.). Es ist ganz selbstverständlich, daß, wenn im großen Langhause zwei Reihen sind, eine für die Brüder und eine für die Schwestern, so liegt ein Teil zur linken und einer zur rechten. Infolgedessen kann die Bezeichnung, welche den Lauben gilt, die Bedeutung von links oder rechts annehmen. Daraus erklärt sich die im Völkerleben oft auftretende Erscheinung der „Verwandtschaft zur Linken". Verwandtschaft zur Linken ist die Verbindung mit einer nichtebenbürtigen Person. Unebenbürtig war bei der Gründung der Familie der fremde Mann, welcher außerhalb des Hordenhauses in der Laube (lev) wohnte. Da dieser Mann zur linken Hand ebenso hieß, wie die Laube, in der er wohnte, so erlangt das in Betracht kommende Wort die Bedeutung von Schwager, das mit sinister, der linke, wiedergegeben werden kann. Sehr bekannt und im Völkerleben wiederkehrend ist neben lev der Ausdruck tar (tir), weshalb levis ebenso wie δαήρ die Bedeutung Schwager im Sinne von links annimmt. Nonius (19, 5) hat daher nicht mit Unrecht levis auf laevus vir zurückgeführt. Die Leviten bei den Israeliten sind die zur Linken wohnenden Schwäger, die das Große Haus nicht betreten dürfen. Bei den Malaien heißt, wie schon oben erwähnt, der betreffende Mann pana-lua oder puna-lua.

In dieser Bezeichnung handelt es sich um eine Zusammensetzung zweier Bestandteile, nämlich einerseits pana für das Langhaus und lua für die Laube. Dasselbe was pana ist, heißt anderwärts ken bezw.

Haus im Wasser, Kebar aber die Einzelhütte. Manche Bibelforscher würden gut tun, weniger mit dem Lexikon zu arbeiten und mehr den Sachverhalt zu untersuchen.

ben. Für das Wort Laube bezw. Hütte besteht auch der Ausdruck jam bezw. ham = deutsch heim. Der Ausdruck ben-jam-in entspricht somit sachlich durchaus dem pana-lua der Malaien. Es sind die Männer der linken Hand.

Wenn im Buche der Richter (20, 15 ff.) von 26 000 Benjamiten die Rede ist, „von denen 700 auserlesene Männer linkshändig waren", so haben wir unter den „700 linkshändigen Männern" die sieben Männer zur linken Hand zu verstehen, die den Gegensatz zu den in der Saba selbst wohnenden sieben hordigen Männern (septem sapientes) bilden. Da diese Erscheinung aus der Wechselwirkung der Dinge mit absoluter Notwendigkeit überall auftritt, wo die Geschwisterehe im großen Hause, der Sippe oder saba durch die Familiengründung modifiziert worden ist, so ist die Sage „von der linken Hand" im Völkerleben oft anzutreffen. So z. B. auch bei den Sabinern. Nur hat sie auch hier der Mythos unter eine eigenartige Idee gestellt.

Nachdem Livius im ersten Buch vom latinischen unter die Leitung einer Frau gestellten Staat — „und diese große Frau war Lavinia" — gesprochen und den oben bereits auszugsweise von mir mitgeteilten Weiberraub geschildert, fährt er fort: „Man fügt der Sage bei, weil die Sabiner meistens schwere goldene Armbänder und herrliche Ringe mit Edelsteinen am linken Arme (bracchio laevo) getragen hätten, so hätten sich die Römerinnen ausbedungen: was sie in der linken Hand (in sinistribus manibus) trügen; und deshalb hätten jene statt der goldenen Geschenke ihre Schilde (scuta) auf sie geworfen usw."

Wie fast immer im Mythos, weil er nicht bloß mit der Idee, sondern auch mit der Sprache seiner Zeit den Sageninhalt erfassen will, nicht bedenkend, daß die Sprache sich verändert hat, liegt auch im vorliegenden Falle die Mystik im Sprachlichen. Das Wort scutum bedeutet allerdings in der lateinischen Schriftsprache einen Schild. Aber nicht in der Hordensprache. Denn in der Hordensprache ist es ein Ausdruck für Einzelhütte, deren Bedachung einer länglichen Schale gleicht, nach der z. B. die Skoti, Skythen und Tschuden benannt sind. Der Schild (scutum) ist erst später nach der Form jener Bedachung benannt worden. Der mythische Ausdruck, sie hätten ihre Schilde auf sie geworfen, bedeutet, daß sie sie in Hütten, und zwar zur linken Hand angesiedelt haben.

Wir haben analoge Erscheinungen im Völkerleben. In der skandinavischen Mythologie z. B. versenkt Odin im Hain Skata lundr die Brynhildar in einen Zauberschlaf und umpanzert sie mit Schilden, welche erst Sigurd löste. Auch hier ist Skata als

Schild gedacht, während in einem anderen Mythos desselben Volkes Skid-bladner als Schiff des Freyr dargestellt wird, das alle Asen in sich fassen kann, gleichwohl aber so klein zu machen ist, um es in der Tasche forttragen zu können. Wir haben also unter scutum die Einzelhütte um die „Sab" bezw. Phen (Ven) zu verstehen, weshalb auch im griechischen Mythos Skiaditis zu einem Prädikat (Beinamen) der Venus wird.

Die Einzelhütten (scota) sind eben die Ansiedelungen zur linken Hand, d. h. die besonderen Hütten für die Unebenbürtigen, weil Fremden. Das erklärt uns denn auch, weshalb bei den Griechen σκότιοι παῖδες außer der Ehe erzeugte Kinder bedeutet; es sind nicht öffentliche, sondern ge„heim" geborene Kinder. Wenn Homer in der Iliade (6. 34) singt: σκότιον δέ ἑ γείνατο μήτηρ, so bedeutet σκότιον in diesem Falle: „heim"lich. Heimlich aber ist ursprünglich, was in dem Heim oder der Hütte (der Familie) lebt. Infolgedessen hießen auch bei den Kretern die Knaben so lange σκότιοι, bis sie der Familie, dem elterlichen Hause entwachsen waren (Schol. Eur. Alc. 992).

Daß zwischen der gynäkokratischen Familie und der linken Seite (laevae partis major honor) eine Wechselbeziehung besteht, ist übrigens auch Bachofen nicht entgangen.[25]) Aber da Bachofen nicht dem Werden der Erscheinungen nachgeht, also sein Urteil nicht durch den Prozeß des Begriffs zu gewinnen strebt, sondern, wie alle seine Nachtreter, diese interessante Erscheinung im Völkerleben aus einer aprioristischen fertigen, abgeschlossenen Idee zu deuten versucht, so wird das reiche Material über die linke Verwandtschaft, bezw. über die Verwandtschaft der linken Hand einseitig zugestutzt und auf rein geschlechtliche Mysterien zurückgeführt. Da es mir, wie mehrfach erwähnt, im vorliegenden Buche, nicht um Materialienanhäufung zu tun ist, sondern um Darlegung der von mir gewonnenen Begriffe, insoweit sie die Völkerverwandtschaft zu erklären geeignet sind, so glaube ich über diesen Punkt genügend gesprochen zu haben.

Nach dem Dargelegten liegt also dem Weiberraub von Silo dieselbe Sage zugrunde, wie dem sabinischen Raube. Während aber der römische Mythos den Weiberraub auf zu starken Zuwachs von Männern und auf Weibermangel zurückführt, stellt der israelitische Mythos die Sage unter die Idee, die Israeliten hätten sich verschworen, den Benjamiten keine Weiber zu geben. Beide Mythen stimmen darin

25) Vgl. dessen Mutterrecht S. 11, 73, 127, 130, 132, 150, 162, 173, 185 207, 219, 274, 279, 282, 292, 319, 327, 328, 362, 367, 377 u. a. E.

überein, daß sie das Ereignis, welches der Zeit vor der Völkerbildung angehört, in die Zeit nach der Völkerbildung setzen. Der Mythos kümmert sich weder um Zeit noch Ort, sondern verlegt den Sageninhalt zeitlich und örtlich dorthin, wo er ihn braucht. Ebensowenig kümmern ihn Berechnungen. Ich erinnere an die Schlacht der 26 000 Benjamiten gegen die 40 000 Israeliten, von denen (nach Richter 20,21) am ersten Tage 22 000, am zweiten Tage (Richter 20,22) 18 000 Israeliten zu Boden gestreckt werden und gleichwohl sich sämtliche Israeliten und das ganze Volk auf den Weg nach Bethel hin aufmachten, hier weinend vor Jahwe verweilten und an jenem Tage bis zum Abend fasteten.

Man sieht aus Vorstehendem, wie vorsichtig man in seinem Urteil über die Entlehnung überlieferter Ereignisse sein muß. Wenn durch gleiche Verkettung der Umstände auf gleichen geographischen Individuen gleiche Ereignisse entstehen müssen, so ist die Fragestellung, ob irgend eine Ueberlieferung, die man bei zwei verschiedenen Völkern in gleicher Weise antrifft, von einem der beiden Völker entlehnt sei, durchaus falsch. Denn da man bei jedem überlieferten Bericht das Faktum von der Idee trennen muß, unter die das Faktum gestellt ist, so ist die Frage so zu stellen: ist die Idee oder das Faktum entlehnt? Die Idee ist von einem Volke dann als entlehnt zu betrachten, wenn sie losgelöst aus dem Zusammenhang aller übrigen Ideen bei einem Volke auftritt, d. h. wenn sie in Widerspruch zu den übrigen Auffassungen steht, durch welche ein Volk charakterisiert ist. Das Faktum ist als entlehnt anzusehen, wenn bei einem Volke die Bedingungen für das überlieferte Ereignis fehlen.

Es wird uns das klarer werden, wenn wir noch ein weiteres Ereignis, das den an Seen und Sümpfen wohnenden Horden eigen ist, in unsere Betrachtung hereinziehen. Wir haben schon oft gesehen, daß Seen großen Schwankungen ausgesetzt sind, weshalb Ueberflutungen und Ueberschwemmungen leicht eintreten können, die für das große Haus eine Gefahr des Fortschwemmens im Gefolge haben und seinen Bewohnern eine unfreiwillige Wanderung auferlegen.

Das Fortschwemmen der Behausungen wird besonders da häufig eingetreten sein, wo diese nicht auf Pfählen, sondern auf Flößen ruhen, die man mittels einer Art von Ankerseilen am Ufer befestigt hat. Karl Bock hat derartige Erscheinungen in Ayutia sowie in Tangarung und in Samarinda angetroffen. Nachdem er das an Venedig erinnernde Leben in Bangkok mit seinen Gondilieri, welche in Bangkok als „Sipahi" bezeichnet werden, geschildert, fügt er folgendes hinzu:

„Jede Wohnung ist mit Tauringen an Pfählen befestigt, die in den Fluß eingerammt sind. Mitunter aber fügt es das Mißgeschick, daß einige Balken unter ihrer Last hinweggleiten. Dann neigt sich das Haus oder, wenn man lieber will, die Holzbude zur Seite und gleicht einem Schiffe unter Segeldruck.“ [26])

Kann es wohl eine bessere und kürzere Schilderung für die schwimmende Arche geben? „Das Mißgeschick, daß einige Balken unter der Last der Wohnung hinweggleiten,“ kann sich gerade dann ereignet haben, wenn die Behausungen mit Menschen, Tieren und Gerätschaften überfüllt waren. Denn beim Herannahen des Sturmes, der Regengüsse und der Ueberschwemmungen pflegen sich die Menschen in ihre Behausungen zu flüchten und alle außen stehenden Objekte, seien es Geräte, Nahrungsmittel oder Haustiere, zugleich mit in Sicherheit zu bringen. Wenn also die Arche fortgetrieben wird, so wird für die menschliche Ernährung während der Fahrt unbeabsichtigt meist gesorgt gewesen sein. Ich erkläre mir auf diese Art und Weise einen großen Teil der Ausbreitung der Pfahlbaubewohner nach Orten hin, wohin sie sonst nicht gekommen wären.

Ist ein solches „Mißgeschick“ eingetreten, so bleibt es in der Erinnerung, wird weiter erzählt und wird vorerst zu einer lokalen Sage innerhalb der betreffenden Horde. Wenn aber später infolge des Vermischungsprozesses der durcheinanderwohnenden Horden das ehemalige Wohnlager, das große Haus, verschwunden ist, so wird, wegen der inzwischen verloren gegangenen sinnlichen Anschauung, die jetzt nicht mehr in der Horde, sondern im Volksstamm weiterlebende Sage bei der Weitererzählung eine Modifikation erleiden müssen. Es bemächtigt sich ihres Inhalts die spätere Idee, die der Volksstamm bezw. das Volk beherrscht. Aus der Art der Idee sind wir imstande, das Zeitalter zu bestimmen, in welchem der Mythos entstanden ist, wenn wir durch den Prozeß des Begriffs die Faktoren gefunden haben, die erforderlich waren, um den Zustand herbeizuführen, in welchem die Idee überhaupt erst zum Vorschein kommen konnte.

Viele von denen, die einen Unterschied von Sage und Mythos nicht machen, weil sie keine klare Vorstellung weder von der Entstehung eines Ereignisses, noch von der Auffassung desselben haben, glauben oft wegen der Einzelheiten, die sich in einer Sage bei verschiedenen Völkern zugleich finden, unbedingt eine Entlehnung annehmen zu

26) Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo, S. 27; nachzulesen bei Fr. v. Hellwald, Haus und Hof, S. 120.

müssen. So z. B. wegen des in den Flutsagen erwähnten Ausflugs der Vögel. Wer sich jedoch durch Untersuchung aller in Betracht kommenden Tatsachenmerkmale ein vollständiges Bild einer Pfahlarche entworfen hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß auf den großen schiffsförmigen Dächern derselben meist Vögel nisten. Diese Erscheinung hat mir die Veranlassung gegeben, auch dieses Merkmal meinen Kombinationen einzuverleiben.

Dabei ergab sich mir die interessante Tatsache, daß eine Anzahl von Vögeln ihren frühesten Namen menschlichen Behausungen verdanken. So ist z. B. der Vogel Storch (πέλαργος) ebenso nach der Pfahlarche benannt, auf der er nistete, wie ihre menschlichen Bewohner, die Pelarger. Bei den Phoeniziern heißt der von ihnen verehrte Vogel Phoenix, ebenso wie das große Haus. Denn der Ausdruck phoen, poen, pun, fen, fan, fin, van, ven usw. kehrt, wie ich schon oben bei Erwähnung des malaiischen puna-lua erwähnte, bei weit von einander abgelegenen Völkern wieder. Die Mystik von dem im Meere untertauchenden Phoenix ist dieselbe, wie die von der aus dem Wasser auf- und absteigenden „Ven"us, von der man in Theben Bilder aus Schiffsschnäbeln verfertigte (Paus. Boet. 16, 2); oder wie die Mystik vom tauchenden Vogel Fong bei den Chinesen und vom Foo bei den Japanern. Wie die Horden nach ihrem Wohnlager, so sind auch die auf ihm nistenden Vögel ebenfalls nach ihm mitbenannt worden, was in mehrfachen Mythen wegen der dadurch hervorgerufenen Mystik zum Ausdruck kommt.

Wir fanden als Namen für das Langhaus bereits oben die über die Erde weit verbreitete Bezeichnung sab, wofür auch sam und sem erscheint. Die Stadt der Semiramis hieß Taubenstadt und in Samaria bestand der Taubenkultus: im hebräischen heißt samir die Taube. Wegen der Bezeichnung Pel heißt πέλεια die Wildtaube und πελεκάν der Wasservogel, die Kropfgans, der Pelikan. Auch für Rundlinge, d. h. rund geformte bienenkorbartige Wohnlager gilt dasselbe. So tur; daher turtur die Taube. Ebenso kik (sag, sak); daher sacuna (lat. ciconia) der Storch. Ferner gorod (gard, gerd); daher der indische Vogel garuda. Und so noch für mehrere andere Vögel, wie Leto (Einzelhaus und Schwan), Greif und dergleichen.

Es darf uns also nicht wundern, wenn in den Flutsagen der ausfliegende Vogel eine Rolle spielt. Die Einwohner von Mexiko und Kuba erzählen von einem Manne, der sich bei einer Flut mit seinem Weibe in einem Nachen rettete, und wie sie dann einen kleinen Vogel entlassen hätten, der ihnen einen grünen Zweig brachte. Weil auch

amerikanische Völker von einer Flut und einem Kasten mit Tieren zu erzählen wissen, hat man früher einen Beweis dafür erblicken wollen, daß die große Flut in der israelitischen Sage eine allgemeine, den ganzen Erdball umfassende gewesen sein müsse. Aber lassen wir die vielen Flutsagen an unserm geistigen Auge vorüberziehen, so entdecken wir an jeder einzelnen, daß sie nur lokal gewesen sein kann. Daß man sie fast überall auf menschliche Fehltritte, auf „Sünde" zurückführt, ist eine naheliegende Idee, weil überall, wo die Seenbewohner mit Fremden sich vermischt haben, ein Schuldbewußtsein entstanden ist, das alle Uebel auf menschliche Freveltaten zurückführt. Daß die Natur die Ereignisse, die für gut gehaltenen, ebenso wie die übel erscheinenden, herbeiführt, ist ein späterer Erkenntnisstandpunkt: der Mensch ist in der Urzeit dem Menschen das nächste gewesen.

Das können wir selbst aus der Flutsage der Palau-Insulaner herauserkennen, die der Leser u. a. in Ratzels Völkerkunde geschildert findet.[27]) Sie wörtlich abzudrucken gestattet der mir zugemessene Raum nicht. Das Folgende möge genügen: Die alte Frau Milath lebte im vorgeschrittenen Alter in dem Lande Ngarekobukt in Ejrraj. Als damals gerade die Leute dort einen der sieben (!) Kalit erschlagen hatten und dessen Freunde, ganz Palau durchstreifend, bei Milaths Hause ankamen, lud diese sie freundlich ein und fragte nach ihrem Begehr. Sie stellen sich als Freunde des Vermißten vor und beschließen, als sie hören, daß der Kalit von Leuten seines Landes erschlagen worden sei, das ganze Land zu verderben mit Ausnahme der Milath. Sie rieten ihr daher, sie solle sich aus Bambusrohr ein Floß machen. Dieses solle sie an einer langen Ankerschnur von Lianen vor dem Hause angebunden bereit halten, kurz vor dem Vollmond viel Nahrungsmittel darauf bringen und auch darauf schlafen; denn es komme eine große Flut. Die Frau tat, was ihr geraten worden war, und da überschwemmte das Wasser alles trockene Land; nur das Floß der alten Milath trieb auf der Oberfläche. Bald aber wurde das Lianentau zu kurz, Milath wurde vom Flosse weggerissen usw.

Ich kann nicht umhin, auch bei dieser Gelegenheit auf die Uebereinstimmung der Ausdrücke aufmerksam zu machen. Schon andere vor mir haben darauf hingewiesen, daß das schiffsförmige Haus bei weit von einander abgelegenen Völkern auch durch die Wurzel mal gekennzeichnet wird. Wir finden das Wort dafür am oberen Wuri und Sannaga als Meli, an der Kamerunmündung als Male, in Vorder-

27) Völkerkunde. 2. Aufl. I. S. 297.

indien als Malers, auf Tonga und Samoa als Malae usw. ebensowohl wie bei den Völkern des Altertums. Der Tempel der Mylitta in Persien ist in seinem Ursprunge nichts anderes als dasselbe Schiffshaus, in welchem die palauische Milath die Flut überstand oder der aus der Argonautensage bekannte Milanion, der in der Deucalionischen Flut erwähnte Molos, der nach Carien sich einschiffende Begründer von Milet, Miletos, ja sogar die Milca, die der Mythos wegen der Identität von Noa und Milia zur Gattin des Nahor macht (1. Mos. 22, 20).

Bei den Griechen ist Melia eine Tochter des Ozeans und eine Schwester des Phoenix und der Isaea (der Einzelhütte). Die Μελίαι sind Nymphen. Die Meliböa ist ebenfalls eine Ozeanide, welche mit dem autochthonen Pelasgos (πέλαγος) den Lykaon erzeugte; eine andere Meli-böa ist eine Tochter der Niobe. Auch Meli-kertes, der mit seiner Mutter Ino entfloh, als Athamas sie wegen des beabsichtigten Mordes der Nephele und des Phrixos verfolgte, steht in Zusammenhang mit Wasser und Schiffahrt. Seine Mutter stürzte sich mit dem Knaben ins Meer, und während die Mutter als Leukothea, ward Melikertes als Palämon später göttlich verehrt; ihm schrieben Schiffer stets die Rettung im Meere Verunglückter zu.

Wenn man diese, selbst mit der Sprache zu belegende Uebereinstimmung im Sachverhalt wahrnimmt, so sollte man die Urvölkerfiktion auf Seiten der Sprachforscher ebenso fallen lassen wie die Theorie von der Uebertragung durch „Völkerzertrümmerung" oder die Lehre von den „Gedankenkeimen" auf Seiten der Ethnographen. Gerade der Gedanke bezw. die Idee, mit der der Sachverhalt aufgefaßt worden ist, ist bei den verschiedenen Völkern verschieden, aber nicht der Sachverhalt selbst. Es verrät ein Verkennen des Sachverhalts, wenn man, wie Ratzel, hierbei an indische und ägyptische Ueberlieferungen denkt. Ihm gilt als ausgemacht, „daß in der religiösen Sphäre der entferntesten afrikanischen und australischen Völker Keime oder Reste indischer und ägyptischer Ueberlieferungen zu finden sein werden, gerade wie in ihrem übrigen Kulturbesitz. Die indischen Elemente im malaiischen Glauben gehören schon heute zu den fest bewiesenen Tatsachen und reichen vielleicht bis Hawaii und darüber hinaus nach Amerika". [28]) So äußert sich Ratzel.

Ich kann mir schlechterdings keine Vorstellung von „Keimen oder Resten der Ueberlieferungen" machen. Das ist Bildersprache, hinter

28) Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. I. S. 38.

der immer Unklarheit des Begriffs steckt. Wenn man die Verwandtschaft zweier Dinge nachweisen will, so kann man sie doch nur dadurch erweisen, daß man ihre beiderseitige Entwickelung darlegt, indem man auf die Elemente zurückgreift. Wenn die Inder und Aegypter mit den Malaien verwandt sein sollen, so muß man das Element aufsuchen, welches die Verwandtschaft begründet, und das ist nur durch eine systematische Beobachtung des gesamten Völkerlebens möglich, wie ich sie angestellt habe.

Es ist das große über die Erde verbreitete Schiffshaus, die Arche, die die Verwandtschaft erklärt. Höchstens in diesem Sinne könnte man von „Uebertragung" sprechen. Aber diese „Uebertragung" erfolgte vor der Völkerentstehung. Die Sage von der Flut und dem Schiff datiert aus einer Zeit, wo man noch in großen Häusern an den Seen wohnte und wo es Völker noch nicht gab. Hätte es letztere schon gegeben, so hätte gar keine Sage entstehen können, sondern es wäre als ein Ereignis aufgefaßt worden, von dem man, ähnlich wie wir es tun, wenn eine Ueberschwemmung uns heimgesucht, wohl Notiz genommen, aber doch nicht mit den Bildern ausgebaut haben würde, wie es in den Sintflutmythen geschehen ist.

Wie einfach sind die Erzählungen von der Flutfahrt bei kleinen Volksstämmen gegenüber denen größerer Völker, was die ausgestaltende Idee anbelangt. Achten wir beispielsweise nur auf die Ausnutzung der „Sieben". Auf Palau treffen wir noch einfach die sieben Kalit an, die das Pfahlhaus charakterisieren und von denen einer hier „erschlagen" wird. Auch in der Flutsage der Inder begeben sich noch die sieben Rischi in das Schiff; aber es kommen schon die sieben Tage hinzu, die Wischnu bis zum Eintritt der Flut verkündigt. Ganz anders schildert dagegen Paulus Diaconus die Ueberschwemmung bei den Langobarden: indem er die Idee des christlichen Klerikers in die Flutsage hineinträgt, weiß er uns statt von den sieben liudi (Leuten) von einer siebenfältigen Litanei zu berichten, weil angeblich der heilige Gregor die Stadt in sieben Teile geteilt habe. Ich lasse der Sagenverwandtschaft wegen auch Paulus' Schilderung folgen.

„Damals," erzählt er, „kam mit dem Strome außer einer großen Menge Schlangen (serpentium) auch ein Drache (draco) von wunderbarer Größe und schwamm zur See hinunter. Auf diese Ueberschwemmung folgte unmittelbar eine schwere Pest, die sogenannte Leistenkrankheit (? inguinariam), die so furchtbar unter der Bevölkerung wütete, daß nur eine kleine Anzahl am Leben blieb. Zuerst befiel sie den ehrwürdigen Papst Pelagius und raffte ihn alsbald

weg; nach des Hirten Tod verbreitete sie sich über das ganze Volk. In dieser großen Bedrängnis ward der heilige Gregorius, der damals Levita war, von Allen einstimmig zum Papst gewählt. Als nach seiner Anordnung eine siebenfältige Litanei abgehalten wurde, so stürzten im Verlauf einer Stunde, während sie zu Gott flehten, achtzig von den Anwesenden plötzlich zu Boden und gaben ihren Geist auf. Der Name siebenfältige Litanei kommt aber daher, daß das gesamte Volk der Stadt von dem heiligen Gregor in sieben Teile geteilt war, um so zu dem Herrn zu flehen."

Da wir alle Barden an Flüssen oder Seen wohnend finden, so haben auch sie eine Flutsage, die nicht von anderen entlehnt ist. Auch ist nach Paulus' Worten die Flut eine andere als die zu Noahs Zeiten. Aber den Namen Pel verwandelt er in den „ehrwürdigen Papst Pelagius", um den Namen mit unterzubringen.

Im babylonischen Mythos beschließt Bel überhaupt die Sintflut. Nach einem von Georg Smith aufgefundenem Tontäfelchen, das angeblich aus der Tontafelbibliothek eines Assyrerkönigs, namens Assurbanipal-Sardanapal in Ninive herstammt, „beschließen die Götter, insbesondere Bel, über die Menschen ein Strafgericht zu verhängen, das in der Vernichtung durch eine große Flut bestehen soll. Eine aber unter den Göttern, Ea, ersieht einen unter den Menschen aus, Hâsisadra oder Adrachasis, den Weisen aus der Stadt Schurippak, um ihn zu retten. Er läßt ihn durch einen Traum den Ratschluß der Götter erkennen, befiehlt ihm zu seiner Rettung ein Schiff zu bauen und lebende Wesen aller Art mit hineinzunehmen. Hâsisadra befolgt den Befehl Eas, baut das Schiff nach den vorgeschriebenen Maßen und bringt hinein, was ihm geboten ist. Darauf bricht die Sintflut herein, die als eine gewaltige Sturmflut, verbunden mit dichter Finsternis, geschildert wird. Sechs Tage und sechs Nächte wütet die Flut. Am 7. Tage tritt Ruhe ein und hört die Flut auf. Hâsisadra öffnet das Luftloch und sieht das angerichtete Verderben. „Er kniet nieder, sitzt weinend da, über seine Wangen fließen seine Tränen."

Da taucht Land auf; das Schiff treibt demselben zu und wird am Berge des Landes Nizir festgehalten sechs Tage lang. Am 7. Tage läßt er eine Taube hinaus, darauf eine Schwalbe und zuletzt den Raben. Als dieser nicht wieder zurückkehrte, verläßt er das Schiff mit allem, was sich darin befindet, und bringt ein Opfer dar, dessen süßen Geruch die Götter wohlgefällig einatmen. [29])

29) Nach Zimmer bei W. Knieschke, Bibel und Babel. Berlin 1902. S. 23

Ich darf voraussetzen, daß der biblische Mythos von Noah und seiner Errettung in der Theba jedem meiner Leser so bekannt ist, daß ich ihn hier nicht vorzuführen brauche. Vergleicht man den Sageninhalt in der biblischen Darstellung mit dem in der babylonischen, so wird man weniger geneigt sein, eine Entlehnung der Israeliten von den Babyloniern anzunehmen.

Eine Sage ist dann vollständiger, wenn sie *mehr Merkmale* enthält, welche den *wirklichen Sachverhalt charakterisieren* und wenn diese Merkmale in ihrer Gesamtheit *die ursprüngliche Idee* der Sage auffinden lassen. Das ist bei der biblischen Darstellung mehr der Fall, als bei der assyrisch-babylonischen.

In letzterer fehlt vor allem der Zusammenhang des Schiffers und seiner Behausung zum See, die aus dem israelitischen Mythos deutlich in den drei Namen Noah, Theba und Lamech zu erkennen ist. Der Mythos macht Lamech, worunter wir den See bezw. Sumpf zu verstehen haben (vgl. oben S. 204), zum Vater des Noah und diesen zum Erzeuger bezw. Erbauer der Theba. Es wäre psychologisch unerklärbar, wie das israelitische Volk zu dieser Namensverbindung hätte kommen sollen, hätte seinem Mythenbildner nicht eine lokale Sage von einem See (lam), einem großen Hause (theba) und einem Floß (noa) vorgelegen. Auch die Verbindung, deren wir ebenfalls schon gedacht haben, nämlich der Zilla, dem großen Ruhehause (silo) und Ada, der Einzelhütte, zu Lamech weisen darauf hin, daß in den lokalen israelitischen Sagen alle Bedingungen gegeben waren, um einen Mythos von der Flut zu bilden.

Wie anders erscheint dagegen die Flutsage bei den Babyloniern. Hier tritt Bel auf, worunter wir das Pfahlhaus zu verstehen haben. Dieser selbst, im Verein mit andern Göttern, beschließt die Flut als Strafgericht zu verhängen. Ganz unmotiviert wird ein Mensch ausersehen, um zu seiner Errettung ein Schiff zu bauen und andere Lebewesen mit hineinzunehmen. Er tut es, besteigt das Schiff, das wieder ans Land kommt, worauf er das Schiff wieder verläßt und den Göttern opfert.

Mir will scheinen, daß diese Erzählung nur auf „*Hörensage*" beruhen kann. Denn der Sageninhalt ist gegenüber der begleitenden Idee dürftig, während im israelitischen Mythos die Sage mit allen Merkmalen, die eine Flutsage ausmachen, deutlich gegeben und zu rekonstruieren ist, sobald man die (religiöse) Idee vom Sageninhalt loslöst. Nur wer Sage und Mythe nicht zu unterscheiden

versteht, kann behaupten, die babylonische Erzählung sei vollständiger als die israelitische.

Doch damit will ich nicht behaupten, als ob nicht das babylonische Volk ebenfalls Flutsagen besessen haben könnte. Im Gegenteil: auch die Babylonier sind aus einer Vermischung zweier Elemnte hervorgegangen, von denen das eine, wie wir schon oben (S. 211) sahen, „in der Tiefe des Ozeans, der großen Behausung, aufwuchs." Auch ihre Seebewohner werden nicht von lokalen Fluten verschont geblieben sein. Auch bei ihnen muß daher, wenn sie durch den Vermischungsprozeß mit denen, „die im Gebirge aufwuchsen," zu einem Volke geworden sind, ein Mythenbildner selbständig von sich aus aufgetreten sein. Das wird uns zur Gewißheit, wenn wir die Flutsage mit in Betracht ziehen, die Alexander Polyhistor aus Berosus mitteilt.

Nach ihr teilt Kronos eines Nachts dem Xisuthros, dem zehnten der vorsintflutlichen Könige, mit, in einer großen Wasserflut würden die Menschen umkommen, und er solle deshalb alle vorhandenen Schriften in der Sonnenstadt Sippara vergraben, ein Schiff bauen, dasselbe mit seiner Verwandtschaft besteigen und auch Mundvorrat sowie vierfüßige Tiere und Vögel mit hineinnehmen. Xisuthros erfüllt den Befehl, baut das Schiff usw. Die Flut kommt; dreimal werden Vögel ausgesandt, die das erstemal ohne ein auf Land hindeutendes Merkmal, das zweitemal mit Schlamm an den Zehen, das drittemal aber nicht wiederkehren. Xisuthros steigt mit den Seinigen aus, sein Schiff befindet sich auf einem Berge. Darauf verschwindet Xisuthros. Doch die Seinigen hören ihn vom Himmel herabrufen, sie sollten die Götter ehren, wieder nach Babylon zurückkehren, hier die in Sippara vergrabenen Schriften ausgraben und den Menschen übergeben. Das tun sie denn auch, bringen den Göttern Opfer, ziehen nach Babylon, graben die in Sippara verborgenen Schriften aus und übergeben sie den Menschen.

Die mythische Tendenz ist hier eine ganz andere als im israelitischen Mythos. Es wird von einer Stadt Sippara gesprochen, in der sich Schriften befanden, die gerettet werden sollen und angeblich auch gerettet worden sind, damit die Nachkommenschaft der übrig gebliebenen Menschen Kunde von den Zuständen vor der großen Wasserflut erhalte. Der Zweck des Mythos ist, das hohe Alter des babylonischen Volkes darzutun. Denn wenn die Flut alles vernichtet haben sollte, so würden ja auch die Schriften über Babyloniens Vergangenheit mit vernichtet worden sein. Deshalb läßt der Mythenbildner die Schriften vergraben und dann wieder ausgraben. Die Stadt Sippara ist in seinem Ur-

sprung das Schiffshaus oder Sippenhaus selbst, das eine Zeit lang, wie die allgemeine Völkerkunde lehrt, die Behausung der Weisen, der septem sapientes bleibt, welche die geringen Erlebnisse, die es bis dahin zu berichten gibt, ihren Nachkommen überliefern. In diesen großen Häusern leben Schurtz' „Geheimbünde", die Kaste der „Priester" oder wie man sie sonst nennen will.

Nun sind aber die Kasten nicht innerhalb eines Volkes entstanden, sondern das Volk ist aus Kasten hervorgegangen, indem eben Kasten Horden sind. Gibt es im Volke eine Priesterkaste, die sich mit Geschichtsschreibung und Weissagung beschäftigt, so kann sie unmöglich als eingewandert, sondern muß als ureingesessen gedacht werden, weil nur sie allein die Traditionen zu bewahren imstande ist. So ist denn auch der Bewohner der Sippara ganz dasselbe, was bei den Israeliten „Sopher", bei den Griechen σοφός, bei den Römern sapiens ist, nämlich der Weise oder, insofern er aufzeichnet, der Schreiber.

Die Tendenz, sich alt zu machen, ist nur der Jugend eigen. Wie junge Männer, so wollen auch jung erstandene Völker viel erlebt haben. Wenn sich letztere anschicken, ihre Vergangenheit zukünftigen Geschlechtern zu übertragen, so rücken sie das der Gegenwart ziemlich nahe liegende in eine weite Ferne der Vergangenheit zurück. Da ihnen das Gesetz von Ursache und Wirkung unbekannt ist und ihnen noch die Fähigkeit fehlt, Tatsachenzusammenhänge zu begreifen, so stellen sie, wie alle, die nichts begrifflich erfassen und dem Werden der Dinge nicht nachgehen können, alle Ereignisse der Vergangenheit unter die Idee der Gegenwart. Infolgedessen sieht bei ihnen im Anfang ihrer Geschichte alles genau so aus wie in der Zeit, wo sie leben. Hätte der Mythenschreiber die Fähigkeit besessen, den geschichtlichen Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem das Ereignis einer Flutfahrt sich überhaupt nur ereignen konnte, nämlich zu der Zeit, wo man auf Pfählen, bezw. Flößen wohnhaft war, so würde er das Ereignis nicht mit „dem zehnten vorsintflutlichen Könige Xisuthros" in Beziehung gesetzt haben. Denn als es bereits Könige gab, lebte man in Babylonien längst nicht mehr „in der Tiefe des Ozeans in der großen Behausung", d. h. in Phalbauten zu Sieben oder in Sippen. Und als man noch in „Sippara" wohnte, hatte man noch keine Schriften zu vergraben.

Die Schriften von Sippara sind ebenso wenig vergraben und gefunden worden wie die Sibyllinischen Bücher, die, wie die Sibyllen und Sifen, im letzten Grunde nur auf das große Haus und seiner Bewohner zurückzuführen sind. Wir finden sie daher überall, teils unter

demselben, zwar lautlich veränderten Namen Saba, teils unter den anderen Namen, wie beispielsweise Scylla, mit denen die großen Häuser von den später zwischen sie sich eindrängenden Horden benannt worden sind. In ihrem Gefolge finden wir meist die Tauben oder auch andere Vögel, die von „Bäumen" mit weissagen helfen. Denn ihre Bewohner sind ja den fremden gegenüber die Weisen, die zwar in den Bewohnern der Annexe oder „Anschlüsse" (Leviten, Magier, Bakiden, Delphier, Cybelen, Kabiren, Aeneaden usw.) Mitgehilfen empfangen, wenn der lokale Stamm zum Volksstamm bezw. zum Volke sich erweitert. Aber sie bleiben lange Zeit hindurch die edelsten. Daher werden ihnen, wie beispielsweise dem König Salo-mo, dem Repräsentanten des Hauses Silo in Israel, dem Freunde der weisen Königin von Saba, die Weisheitssprüche des Volkes zugeschrieben.

Vierter Abschnitt.

Die durch das Hochland begründete Völkerverwandtschaft.

Wer meinen bisherigen Darlegungen aufmerksam gefolgt ist, wird sich längst schon die Frage nicht bloß vorgelegt, sondern auch beantwortet haben, woher das Völkerelement gekommen ist, das sich zwischen die Bewohner der Ebenen eingedrängt und dadurch das Durcheinanderwohnen der Horden hervorgebracht hat. Denn wenn das sich über die wässerigen Ebenen ausbreitende Element gerade dadurch, daß es infolge von Ueberfüllung seines Wohnraums bei jeder Ablösung bezw. Spaltung der Horde einem gleichen geographischen Individuum nachzog, eine annähernde Einheitlichkeit begründete, so kann das die große Mannigfaltigkeit im Durcheinanderwohnen charakterisierende später eingedrungene Element nur auf einem solchen Raume der Erdoberfläche entstanden sein, der sich durch seine geographische Mannigfaltigkeit von der Ebene abhebt.

Wo anders aber kann dieser Raum gesucht werden, als auf dem Höhenlande? Denn nur auf ihm treffen wir eine solche Verschiedenheit in der Bodenformation an, die geeignet war, die Völkerelemente von einander zu trennen und durch Absonderung der Horden von einander jener bunten Mannigfaltigkeit der Bevölkerung, die sich ganz besonders in der großen Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen offenbart, Vorschub zu leisten. Das Hügel-, Berg- und Gebirgsland ladet zur Isolierung ein und jede Isolierung führt zu Besonderheiten. Bildet ja doch streng genommen nicht einmal ein größerer Berg eine Einheit, sondern nur eine Vielheit von kleineren Bergen. Dazu aber kommt noch die Mannigfaltigkeit der Vegetation und des Untergrundes mit seinen Bodenschätzen, die, wenn sie der Mensch kennen lernte, ihm eine Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen aufdrängte, welche die wässerige Ebene in ihrem Einerlei nie veranlassen konnte.

Das zur Isolierung einladende Höhenland ist, wie ich schon in meiner „Urgeschichte“ gezeigt habe, als der Ursprungssitz der meisten

gewerblichen Horden anzusehen. In diesem Werke habe ich (S. 240 ff.) gezeigt, daß die in der Geschichte des Menschheitslebens bald nach Gründung der Familien in Erscheinung tretende mit sozialer Klassenbildung verbundene Berufsgliederung unerklärt bliebe, wenn nicht jene Horden, die sich unter die Bewohner der Ebene eindrängen, lange Zeit hindurch Gelegenheit gefunden hätten, in der Abgeschlossenheit ihres Daseins in den gewerblichen Künsten sich auszubilden. Denn Berufsgliederung beruht auf verschiedenartiger Berufsbildung. Die Berufsbildung hat ihren Grund in der Möglichkeit, sich ausschließlich einer bestimmten Tätigkeitsrichtung hinzugeben. Diese Möglichkeit gewährte das Hochland, welches, weil sich hier die Räume geographisch abschließen, bei jedem Bevölkerungszuwachs zugleich mit der Spaltung der Horde eine natürliche Scheidewand entstehen ließ. Daher finden wir bei den Bewohnern des Höhenlandes auch nicht jenen Zustand, den Kubary mit den Worten schildert: „Die Mitglieder eines Stammes betrachten sich als Geschwister . . . Die Bande der Stammesverwandtschaft bestehen ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Verbreitung." Die Höhenbewohner kennen keine Phratrien, für die nur die Ebene geeignet ist, und somit auch keine Schichtungen nach Altersklassen. Um so inniger aber ist das Zusammenleben der Alten mit den Jungen, das seinerseits wieder einer ganz bestimmten Tätigkeitsrichtung und einer überraschenden Kunstfertigkeit im kommunistischen Haushalt Vorschub leistet.

Ein Idiot nur kann glauben, daß die Pfahlbauer die Erfinder der metallischen, Erd- und Stein-Gewerbe geworden seien. Wohin immer wir unsere Beobachtungen im niederen Volksleben erstrecken, überall finden wir, daß die Beschäftigungen bei einem Volk nicht an seiner Gesamtheit, sondern an mehr oder weniger kleineren Teilen derselben haften und daß diese Teile meist in Verbindung mit einer bestimmten Oertlichkeit stehen, und zwar derartig, daß überall da, wo wir einen gewissen Rohstoff vorfinden, der zur Betätigung an demselben reizt, dieselbe Bevölkerung treffen. Es muß jedem Unbefangenen einleuchten, daß der Verfertiger beispielsweise von Tonwaren diese nur dort verfertigen kann, wo sich ein Tonlager findet. Da die Rohprodukte lokalisiert sind, so müssen auch die gewerblichen Betätigungen lokalisiert sein.

Wenn die Naturschätze sich zerstreut vorfinden, so kann, wenn die Lokalisation des Schatzes sich nicht mit der Lokalisation des Wohnlagers deckt, die Umgestaltung des Rohstoffes zu einem Gebrauchsgute nur so erfolgen, daß der Mensch entweder seine Wohnung aufgibt und

dem Rohstoffe nachziehend hier seine Wohnung im Interesse seiner gewerblichen Betätigung aufschlägt, oder so, daß er seine Wohnung behält und den Rohstoff nach dieser hin befördert, oder nur zu gewissen Zeiten sich vorübergehend nach dem Lokale des Naturschatzes begibt. Dies alles aber setzt voraus, daß der Mensch den Wert des Rohstoffes zu Produktionszwecken bereits kennt, d. h. daß das Gewerbe bereits besteht.

Fragen wir jedoch nach der Entstehung des Gewerbes, so werden wir ohne weiteres einräumen müssen, daß der Mensch den Wert eines solchen Naturschatzes nur entdecken konnte, wenn er in unmittelbarer Nähe desselben wohnte. Da nun die Naturschätze in ihrer Gesamtheit selten oder nie in einer Lokalität beisammen liegen, so konnte der Mensch die gewerblichen Gebrauchsgüter für das Leben sich anfänglich nicht alle selber herstellen. Ueberhaupt werden seine Bedürfnisse in dieser Richtung sehr gering gewesen sein und sich nur auf das Allernotdürftigste, was Wohnung und Ernährung betrifft, beschränkt haben. Dagegen behauptet Richard Mahler in seiner Abhandlung „Siedelungsgebiet und Siedelungslage in Oceanien“: „Eine gewerbliche Differenzierung der Bevölkerung macht sich auf den untersten Stufen wirtschaftlicher Entwickelung[1]) nicht bemerkbar; jeder Eingeborene fertigt lediglich die Gegenstände, deren er selbst bedarf, sei es zu seiner Verteidigung, sei es zur Gewinnung von Nahrung oder zu irgend einem andern Zwecke. In der Folgezeit wird dies oft anders (sic!). Wir hören nun freilich nicht, daß Leute von ein und derselben Siedelung die Erzeugnisse gewerblichen Fleißes gegen die Produkte der Feld- und Gartenwirtschaft oder gegen die Erträge des Fischfanges umtauschen; wohl aber wird uns oft berichtet, daß zwischen Bewohnern verschiedener Ortschaften derartige Handelsbeziehungen stattfinden, m. a. W.: eine Teilung der Arbeit besteht nicht zwischen einzelnen benachbarten Personen, wohl aber zwischen den Bewohnern entfernter Ortschaften; in einem Eingeborenendorfe leben nicht einige Töpfer, einige Waffenschnitzer, einige Schmuckwarenverfertiger usw., wohl aber gibt es Siedelungen, deren sämtliche Bewohner entweder lediglich die Töpferei oder die Waffenschmiederei oder die Schmuckwarenverfertigung betreiben. Wir sind so völlig berechtigt, von Industrieorten Oceaniens zu reden.“

1) Internationales Archiv für Ethnologie, redig. von Schmeltz. Suppl. zu Band XI. Leiden 1898. S. 48ff.

Glaubt Mahler wirklich, daß vor der Existenz einzelner Industrieorte ein Zustand bestanden hat, wo, um bei Mahlers drei Industrien zu bleiben, jeder Einzelne sein eigener Töpfer, Waffenschnitzer und Schmuckwarenfertiger war, oder daß ursprünglich unter den „Leuten von ein und derselben Siedelung der eine die Töpferei, der andere die Waffenschnitzerei und der dritte Schmuckwarenverfertigung trieb? Daß also erst „in der Folgezeit" dies anders wurde, indem die einzelnen Vertreter jedes Industriezweiges aus ihrem Wohnbereich fortrückten und sich zu Industrieortschaften vereinigten?

Wären diese kleinen Industrieorte, in denen sämtliche Bewohner dasselbe Produkt verfertigen, das Spätere und wären sie das Resultat einer Arbeitsteilung, so müßte es eine Oertlichkeit gegeben haben, in der alle Rohstoffe für sämtliche Industrien beisammengelegen hätten. Das widerspricht aber dem Befunde geographischer Beobachtungen. Die Lehre von den natürlichen Standorten ist nicht ausschließlich Gegenstand der Nationalökonomik, sondern in erster Linie der Geographie, die die Wechselwirkung der Erdoberflächenformen in ihrer Mannigfaltigkeit und die menschliche Betätigung auf ihnen von ihrer Betrachtung nicht ausschließen kann, wenn sie ihrem wissenschaftlichen Prinzip gerecht werden will. Nur geht die Geographie auch in diesem Falle nicht vom Menschen, sondern von der Erdoberfläche aus.

Man muß wohl unterscheiden zwischen Arbeitsteilung und Berufsgliederung. Arbeitsteilung ist ein technischer Prozeß, wodurch eine an sich einheitliche Operation in mehrere Akte, die in ihrer Vereinigung erst ihren Zweck erfüllen, zerlegt wird. Sie hat ihren Zweck in der Beihilfe der Menschen. Die Berufsgliederung dagegen ist ein Zustand, der dadurch in Erscheinung tritt, daß verschiedene Berufe im Interesse des Austausches ihrer Leistungen sich auf einem Raume zusammengefunden haben. Die Voraussetzung dazu ist, daß sich zuvor Gruppen von Menschen einer bestimmten einseitigen Tätigkeitsrichtung hingegeben haben und in der Vereinsamung durch fortgesetzte Uebungen sich in der Herstellung gewerblicher Erzeugnisse nach und nach vervollkommnet haben.

Es würde nie im Leben der Menschheit zur Entstehung einzelner Industriezweige und zu besonderen Kunstfertigkeiten gekommen sein, hätte nicht die Natur durch die Mannigfaltigkeit der Gestalt der Erdoberfläche mit ihren vielfachen Bodenschätzen die Menschen gruppenweise verteilt und bestände nicht zwischen dem leiblichen Organismus

des Menschen und seiner äußeren Umgebung eine Wechselwirkung derart, daß die Eindrücke von außen im Innern des Menschen eine Reaktion hervorrufen, die ihn zu Gestaltungen und Nachbildungen alles dessen veranlassen, was auf seine Sinne Reiz ausübt. Alle primitiven Kunsterzeugnisse sind zunächst Nachahmungen seiner Umgebung.

Nicht das Bedürfnis nach einem gewerblichen Produkte hat das Gewerbe hervorgerufen, sondern die gewerbliche Produktion hat das Bedürfnis nach ihren Erzeugnissen geweckt. Denn Bedürfnis ist das Gefühl oder Bewußtsein eines Mangels solcher Objekte, die durch eine Lebenstätigkeit des Subjekts unmittelbar begehrt oder irgendwie in Anspruch genommen werden. Das Bedürfnis nach einem Gegenstand setzt den Gegenstand in der Anschauung voraus. Wer nie etwas von einem Tische gesehen oder gehört hätte, könnte nie ein Bedürfnis nach einem Tische haben.

Die ersten Erzeugnisse der menschlichen Kunstfertigkeit sind daher nicht als Resultate irgend eines Bedürfnisses aufzufassen, sondern sie sind nachahmende Gestaltungen bereits vorhandener Objekte, und zwar ihrer nächsten Umgebung. Daraus erklärt sich, weshalb man die unbewußt zu Stande gekommenen Wohnungen zuerst nachgeahmt hat. So sind beispielsweise jene kleinen schon oben erwähnten Miniaturschiffchen nur Nachahmungen des schiffsförmig bedachten Pfahlhauses, und diese Nachahmung der Behausung hat dem Menschen die Brauchbarkeit eines solchen Schiffchens als Fußbekleidung gelehrt. Denn der Schuh ist das Schiff im kleinen. Die Mythe, welche Herodot (II. 91) vom Perseus erzählt, „er erschien oft im Lande Chemmis und oft inwendig in dem Tempel und es wurde von seinen S c h u h e n einer gefunden, zwei Ellen groß," ist ebenso wie die nordische Mythe vom Vidar, der seinen Fuß mit dem Schuh dem Wolf Fenrir in den Rachen steckt oder die von den Schuhen des Aegeus (Apollod. III. 15. 6) und Jason (Val. Fl. 1, 83) nur auf jenes Miniaturschiffchen, das als Schuh gebraucht wurde, zurückzuführen. Die in den Mythen genannten Personen sind sämtlich Repräsentanten des großen Hauses am Wasser. Wir werden in diesem Abschnitt auf die Nachahmungen der menschlichen Wohnungen im Kleinen nochmals zurückkommen.

Die falsche nationalökonomische Auffassung von der Entstehung der Gewerbszweige durch „Arbeitsteilung" ist nur die Folge, sich die Welt der Erscheinungen mittels einer fertigen Idee zu erklären. Man sieht, wie in der Gegenwart sich einzelne Berufszweige von einander abgliedern und meint, es müsse im Anfange des gewerblichen Lebens genau ebenso gewesen sein. Infolgedessen geht man nicht dem

Werden der Dinge durch den Prozeß des Begriffs nach und bringt eine Geschichtsauffassung zustande, die auf einem bloß deduktiven Verfahren beruht. Diesem einseitigen Verfahren entspringt die Lehre mehrerer Vertreter der sog. historischen Richtung in der Nationalökonomik, daß die Familie früher vorhanden gewesen sei als das, was ich Horde nenne, und die sog. gewerblichen Orden oder Genossenschaften (russisch Artels) bezw. Wandergenossenschaften sind nach dieser Lehre aus der Familie entstanden, obwohl sie doch das Grundmerkmal der Familie, die Wechselbeziehung von Dienst und Herrschaft, in keiner Weise an sich tragen.

Die Erscheinung, daß wir auch in der Familie, der Einzelhaushaltung, industriellen Betrieb finden, erklärt sich einfach daraus, daß in der Familie, wie im zweiten Abschnitte gezeigt wurde, zwei heterogene Elemente, ein einheimisches und ein fremdes, zu finden sind. Da der Entstehungsgrund der Familie nicht in der geschlechtlichen Zuneigung des einen Teils zum andern, sondern in der ökonomischen Begehrlichkeit einer fremden Arbeitskraft zu Dienstzwecken beruht, die man sich zu diesem Behuf raubte, so ist einleuchtend, daß, wenn bei dem Durcheinanderwohnen der Horden sich unter den zugewanderten auch solche mit gewerblicher Kunstfertigkeit befanden, gerade um der letzteren willen der Menschenraub sich vollzogen haben wird. So wie wir im Völkerleben beobachten können, daß viehzüchtende Horden sich Weiber von Ackerbauern und daß ackerbauende Horden sich viehzüchtende Weiber raubten, und daß bei jenen der Ackerbau als verächtliche Hantierung, bei diesen die Viehzucht als untergeordnete Beschäftigung angesehen und infolgedessen dem minderwertigen Teile in der Haushaltung zugewiesen wird,[2]) so hat auch der Menschenraub den gewerblichen Horden gegolten.

Wenn wir im zweiten Abschnitt gesehen haben, daß die Horde vor der Familie bestand, so kann erst durch denselben Faktor, der die Familie ins Dasein rief, die industrielle Tätigkeit zu einem Prädikat der Familie geworden sein. Die im Völkerleben zu beobachtende Er-

2) In einer androkratischen Familie, wo das fremde Weib aus einer Ackerbauhorde stammt, der herrschende Mann Viehzüchter ist, besorgt er das Vieh und wenn es Melktiere sind, melkt er sie; das Weib darf alsdann nicht einmal den Viehkral betreten. Umgekehrt aber besorgt der Mann den Acker, wenn er selbst aus einer Ackerbauhorde stammt, und das Weib melkt, weil jenem diese Beschäftigung widerwärtig erscheint. Diese Erscheinung kann später bei einem Volksstamm zur Sitte werden, ohne daß man sich des Ursprungs der Sitte bewußt ist.

scheinung kleiner Industrieorte hängt auf das Engste zusammen mit der Besiedelung der Horden nach geographischen Individuen; sie liegen ebenso zerstreut wie die Natur die geographischen Kleinsträume mit der Mannigfaltigkeit ihrer Bodenschätze zerstreut hat. Daraus ergibt sich ein neues Moment für uns zur Bestimmung der Völkerverwandtschaft.

Indessen ist es in diesem Buche nicht der Ort, weder das, was ich in meiner „Urgeschichte 2c." über die gewerbliche Berufsorganisation der Hochlandsbewohner gesagt habe, hier zu wiederholen, noch auch mich darüber ausführlicher als dort auszusprechen, da mein Zweck in vorliegender Schrift zunächst dahin geht, allen Lesern plausibel zu machen, daß die Völker der Erde samt und sonders aus einer Vermischung von Bewohnern der Ebene mit Hochlandsbewohnern hervorgegangen sind. Hätte ich es nur mit unbefangenen, nüchtern denkenden Lesern zu tun, so würde mir die Darstellung meiner Forschungen leichter werden. Aber ich muß auch diejenigen Leser ins Auge fassen, die, weil sie infolge ihres ausschließlichen Arbeitens mit fertigen Ideen jedes Verständnis für eine rein sachliche Untersuchung verloren haben, in der Beschränktheit ihres Geistes meine Trennung der Horden in solche der Ebenen und in solche des Hochlandes nicht bloß für „mystisch" erklären, sondern das, was ich klar und deutlich zur Begründung vorgeführt habe, nicht einmal richtig aufzufassen vermochten. Man kann mich doch nicht dadurch widerlegen, daß man mir das, was ich bekämpfe und für unrichtig erkläre, als richtig entgegenhält, sondern doch nur dadurch, daß man mir die Unrichtigkeit meines Tatsachenzusammenhanges nachweist. Wenn ich die Urvölkerfiktion mit allen ihren Konsequenzen bekämpfe, so darf man mir doch nicht mit Beweisgründen kommen, die aus jener Fiktion resultieren.

Haben wir im vorigen Abschnitt gesehen, daß sich zerstreut über die Erde eine Bevölkerung auf den wässerigen Ebenen angesiedelt hat, so wollen wir in diesem Abschnitt eine Bevölkerung kennen lernen, die erst dadurch seßhaft wird, daß sie mit jenem seßhaften Element in Berührung kommt. Eine besonders geartete Bevölkerung, der das Wandern so eigentümlich ist, daß sie selbst nach dem Verschmelzungsprozeß teilweise die mit ihr Verbundenen mit sich fortreißt, Bündnisse ebenso schnell knüpft und löst und daher unter verschiedenen Namen auftritt und die Neigung hat, sich von anderen abzusondern, so daß es dem Völkerbeobachter erscheint, als sei es „ihnen höchstes Lob, möglichst Einsamkeit zu haben" (civitatibus maxima laus est solitudines habere. Caes d. b. g. IV. 23).

Eine solche Neigung, sich von den Ansässigen räumlich abzusondern, wie wir es bei den Wanderstämmen noch in historischer Zeit verfolgen können, kann nur mit der Isolierung einzelner Emigranten von ihrem ursprünglichen Wohngebiet begonnen haben, wahrscheinlich wohl mit einer unbeabsichtigten Isolierung infolge tellurischer Ereignisse, die sich auf der Erdoberfläche zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten ereignet haben kann. Dieser Zeitpunkt, *wann* dies geschehen ist, insofern es überhaupt geschehen ist, liegt indessen in so weiter Ferne hinter uns, daß er mit dem völkerkundlichen Material, auf dem meine Untersuchungen gegründet sind, nicht erreicht werden kann. Ich habe deshalb schon in meinen früheren urgeschichtlichen Arbeiten diese Frage unberührt gelassen. Wird sie einmal von irgend wem in Angriff genommen werden, dann wird zugleich das Problem, ob es nur *einen* Schöpfungsherd oder *mehrere* solcher Herde gegeben habe, mit aufgerollt. Ich halte mich nur an die Isolierungen, insoweit sie historisch erreichbar sind. Denn auch die *Urgeschichte ist Geschichte*, d. h. sie hat Tatsachenzusammenhänge bis zu dem Punkte nachzuweisen, *über den hinaus kein anderer Zustand mehr rekonstruiert werden kann*. Was *vor* diesem Zustand liegt, ist *vorgeschichtlich* oder, weil es vor der Zeit alles Geschichtlichen liegt, *vorzeitlich*. Die Vorzeit hat für unser logisches Denken kein *Werden*, sondern ist nur „Zustand". Gelingt es der Wissenschaft, *im* Zustande des Vorzeitlichen oder Vorgeschichtlichen abermals Entwickelungen bezw. Faktoren zu entdecken, die den von uns bisher als Urzustand angenommenen Zustand hervorgerufen haben, so erweitert sich dadurch das Gebiet der Urgeschichte rückwärts.

Wenn sich Menschen isolierten, so mußten durch die Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen des neuen Standortes und die Ausprägung der individuellen Merkmale der ersten Emigranten bei blutsverwandter Fortpflanzung in deren Nachkommen notwendig neue Formen, Arten, entstehen. Wenn nun diese Arten infolge innerer Vermehrung ebenfalls im Interesse ihres gewöhnten Ruhelagers gleichfalls ähnlichen geographischen Individuen nachgezogen sind, so konnte die aus Separierung entstandene neue Art ebenfalls sich weit über die Erdoberfläche verbreiten.

Da wir das Unebene im Gegensatz zum Ebenen „hoch" zu benennen pflegen, so habe ich bei der Benennung (Nomenklatur) die Horden der Ebene in Gegensatz zu den Horden des *Hochlandes*

gebracht und absichtlich nicht „Berghorden" gesagt. Denn mit letzterem Ausdrucke würde man das Wesen, das allen Erscheinungsformen bis zu ihrer Verschmelzung mit den Seßhaften in den feuchten Niederungen Rechnung trägt, nicht treffen. Das Hochland bietet, wie bemerkt, geographisch betrachtet eine viel größere Mannigfaltigkeit der Gestaltung dar als die wässerige Ebene, und augenscheinlich wegen dieser Mannigfaltigkeit der Höhenbildung, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch ihrerseits zu neuen Isolierungen der bereits früher Isolierten geführt haben mag, erklärt sich die große Verschiedenheit der kleinen ethnischen Gebilde, die wir mit hundertfach verschiedenen Sprachen und Lebenssitten eine geraume Zeit lang mitten unter den mehr einheitlich auftretenden Horden der Ebenen in beständiger Bewegung sich befinden sehen, bis der Verschmelzungsprozeß durch das Medium der Familie zum Abschluß gelangt.

Eben wegen dieser Beweglichkeit habe ich die Höhenbewohner, die unter sehr verschiedenen, aber gleichwohl auf den entferntesten Teilen der Erdoberfläche häufig wiederkehrenden Bezeichnungen auftreten, in ihrer Gesamtheit „Wanderhorden" genannt, und nur deshalb, weil der allergrößte Teil meiner Leser in der Schule sich mit den altklassischen Sprachen bekannt gemacht haben dürfte, sie wiederholt auch Genneten genannt und sie in Gegensatz zu den Orgeonen gestellt. Ich glaubte diesen Ausdruck umsomehr gebrauchen zu müssen, weil in der modernen Ethnologie der Ausdruck „gens" nicht bloß überhäufig gebraucht, sondern ihm ein Sinn untergeschoben wird, den er nachweislich niemals gehabt hat.

Die meisten Ethnologen verstehen nämlich unter gens jede kleinere Lebensgemeinschaft überhaupt und sprechen deshalb z. B. von einer Gens der Irokesen, was ich für durchaus falsch halte, weil sich bei einer Analyse des Zustandes, in welchem die Irokesen von den älteren Reisenden beobachtet worden sind, ganz deutlich zwei Elemente in ihm nachweisen lassen, nämlich einmal das im großen Hause eingesessene Element (Sippe) der Ebene und anderseits das Element der vom Hochland Eingewanderten, welches zum Entwickelungsfaktor für jenes erstgenannte Element geworden ist. Letzteres sind die Gez- oder Gés-Horden.

In sehr ausführlicher Weise habe ich in meiner „Urgeschichte" den Unterschied, der zwischen Orgeonen und Genneten besteht, begrifflich darzulegen versucht und gezeigt, daß wir unter den Orgeonen das seßhafte Element in der Ebene zu verstehen haben; unter den

Genneten dagegen jenes zugewanderte Völkerelement, welches sich mit den Orgeonen vermischte, und wie zur Erinnerung an diese Begebenheit in mehreren Städten Griechenlands eine Art Versöhnungsfest gefeiert worden ist. Die Orgeonen, so lehrt der Sachverhalt, sind in Griechenland das indigene Völkerelement, welches anderwärts „Arier" genannt wird, die Genneten aber sind die Wanderhorden, die, wie dieser Abschnitt auch dem geistig Befangensten lehren wird, von den Hochländern zu den Ariern herabgestiegen sind und sich mit ihnen in den Niederungen vermischt haben.

Hera und Gäa sind die beiden mythischen Gegensätze, welche die Heroen von den Giganten, oder, wenn man lieber will, die Orgeonen von den Genneten scheiden. Wer dies nicht begreift, dem wird die Entstehung der Völker und infolgedessen auch die Verwandtschaft der Völker in ein mystisches Dunkel gehüllt sein. Aber er möge nicht mir den Vorwurf machen, daß meine Trennung der Welt in diese beiden Bestandteile mystisch sei. Mystisch ist sie nur dem, der alles aus seiner fertigen Idee begreifen will und nie in seinem Leben daran gedacht hat, Völker in seine Elemente zu zerlegen und diese ethnischen Elemente mit dem geographischen *Wohnraum* (nicht: *Lebensraum*) in Verbindung zu bringen. Die vielen oft geradezu unsinnigen Fragestellungen, ob z. B. Thüringen das Land der Hermunduren sei, würden garnicht auftauchen können, wenn man die Völker in ihre Elemente zerlegte und für jedes *Element* statt für das Gemisch den geographischen Standort aufsuchte.

Wir kommen nicht vorwärts in der Erkenntnis des Völkerlebens, wenn wir die Arier als „*Volk*" suchen und beispielsweise in dem Volke der alten Inder Arier und nichts als Arier erblicken, dagegen im Volke Israel die Existenz der Arier leugnen. Man muß seine Erkenntnis durch Eindringen in das Material gewinnen, darf aber nicht umgekehrt in das Material seine rein apriori gewonnene Erkenntnis hineintragen. Man kann auch in der Wissenschaft ein Gebäude nicht von oben nach unten bauen, sondern man muß vom Untergrunde aus beginnen. Mit der Induktion muß man anfangen, nicht mit der Deduktion.

Man sehe sich doch nur die indischen Dichtungen an und analysiere den Stoff; dann wird man die ethnischen Elemente schon finden.

In dem Rig-Veda, der ältesten Dichtung der Inder, stehen sich, wie ich in meiner „Urgeschichte" bereits ausführlicher gezeigt habe, Arya und Dasyu gegenüber. Sie leben mit einander in Fehde. Es wird uns geschildert, wie sich Dasyu zwischen die Arya drängen, „sie

immer aufs neue wieder beläſtigen und das Land ihnen öfters einengen" (Rv. 6, 47. 20), und wie ihrerſeits die Arya „beuteverlangend" ihrem Gott Indra im Gebete nahen, „ob er wohl der unbekämpfbare unſer ſehnlichſtes Verlangen nach dieſem Schatz von Rindern uns erfülle . . ." „Er, der Herr der Heerſcharen, hängt um den Köcher, er treibt des Feindes Rinder weg, weſſen er will."

Es handelt ſich dabei um jenen Prozeß, welcher der Völkerbildung vorausgeht. Unter die in den Niederungen wohnenden Horden, die hier Arya heißen, haben ſich wandernde Horden, nach und nach von dem Höhenlande aus kommend, auf den von den Ariern freigelaſſenen Stellen, und zwar auf den höher gelegenen Plätzen, eingedrängt und dadurch jenes bunte Durcheinanderwohnen hervorgerufen, welches uns vielerwärts begegnet. Es beginnt an verſchiedenen Stellen ein lokaler Kampf. Denn „Mißgunſt iſt überall verbreitet", klagt der Sänger (Av. 5, 7. 9). Die ackerbauenden Arya wünſchen Vieh und möchten ſich die Daſyu als Sklaven unterwerfen, was ihnen zuweilen auch gelingt, wie aus den Worten des Sängers hervorgeht: „Und zur Bedienung ſchenkten mir Yadu und Turva zwei geſchickte Sklaven (dasa), die eine Fülle von Rindern beſitzen."

Daß die zwiſchen die Arya ſich eingedrängt habenden Daſyu auch unter ſich nicht einheitlich geweſen ſind, erkennen wir aus den verſchiedenen Namen, unter denen ſie auftreten, Namen, die ſämtlich Bezeichnungen für Wanderhorden ſind, alſo nicht bloß die Menſchenmenge, ſondern auch den Wohnraum mitbezeichnen. „Wenn, o Indra und Agni, ihr bei den Yadu, den Turvaça, den Druhyu, den Anu, den Puru ſeid, ſo kommt, o Stiere, von dort herbei, trinkt hier vom gekelterten Soma." Es handelt ſich dabei nicht um fünf Völkerſchaften (pañca kṛṣṭayah) der Arya, ſondern um ihre Gegner, von denen die Arya umzingelt ſind, nämlich um die zugewanderten Horden, die Genneten oder gentes, weshalb dieſe in ihrer Geſamtheit auch pañca janah genannt werden. Wenn ältere Forſcher, wie Roth und Geldner, die Situation ſo aufgefaßt haben, „die Arier als Mittelpunkt und die in den vier Weltgegenden um ſie herumwohnenden Völker," ſo iſt dieſer Standpunkt freilich richtiger als der von Zimmer eingenommene, welcher die fünf Namen für fünf Stämme der Arier hält. Arya ſind Orgeonen, Janah Genneten.

Aber die Arya können nicht im Mittelpunkte einer größeren Landſchaft, ſondern nur zerſtreut in den Niederungen auf ganz beſtimmten geographiſchen Individuen, und zwar ganz entſchieden am

Gewässer gewohnt haben und ebenso um sie herum ebenfalls zerstreut die fünf oben aufgezählten Wanderhorden. Denn nur so erklären sich die kleinen lokalen Kämpfe. Hier verdrängten die Eingewanderten die Ansässigen (Rv. 1, 131. 5): „Du verhalfst ihrem Schlachtruf zum Siege in den Kämpfen; einen Strom nach dem andern brachten sie in ihre Gewalt." Hier gewinnen also die Janah die Gewässer. An anderen Lokalitäten dagegen gelangen die Arya zum Siege über die Dasyu, indem Indra auch zugunsten der Arya „die vielen Burgen (puru) brach" und ihnen die Schätze derselben, vornehmlich das Vieh, auslieferte. Hier bemächtigten sich also die Arya der Höhen.

Kurz, in den durch die vedischen Sänger geschilderten Kämpfen haben wir, soweit als wir daraus Geschichtliches entnehmen können, nicht Reminiscenzen eines Volkes der Arier zu erblicken, sondern Rückerinnerungen an Kämpfe zwischen durcheinanderwohnenden Horden, aus denen erst Stämme und aus den Stämmen ein Volk hervorgehen soll. Denn Arya ist eben nur eine der vielen Bezeichnungen für jenes seßhafte Element, das sich über die Erde auf den Ebenen Jahrtausende lang zerstreut ausgebreitet hat, und durch die Arche charakterisiert gewesen ist, die sich auch aus dem Inhalt der indischen Mythen nachweisen läßt. Arya ist ein Name, der in lautlichen Varianten für das ebene Land auch bei Völkern wiederkehrt, die nicht zu den sog. indogermanischen Völkern gerechnet werden.

So ist Ares (hebräisch sprich ẽres aus) auch der urgeschichtliche Gegensatz zu dem Lande der Höhe bei den sogenannten Semiten.

In Luthers Bibelübersetzung befindet sich 1. Mos. 6, 1—4 folgende Stelle: „Da sich aber die Menschen begannen zu mehren auf Erden und zeugeten sich Töchter, da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren und nahmen zu Weibern welche sie wollten. . . . Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes zu den Töchtern der Menschen eingingen und ihnen Töchter zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Männer."

Ganz augenscheinlich hat sich Luther an die Uebersetzung der Vulgata gehalten, in der die Stelle so wiedergegeben wird: Videntes filii Dei filias hominum quod essent pulchrae, acceperunt sibi uxores ex omnibus quas eligerant . . . Gigantes autem erant super terram in diebus illis. Postquam enim ingressi sunt filii Dei ad filias hominum, illaeque genuerunt, isti sunt potentes a saeculo viri famosi.

Da diese biblische Stelle von neueren, z. B. von Budde, nur mit ganz unbedeutenden Abweichungen stets ähnlich übersetzt worden ist, lohnt es sich nicht, diese Uebersetzungen anzuführen. Auch der mehr sachlich übersetzende Professor Kautzsch überträgt nur den letzten Vers etwas abweichend von Luther: „Zu jener Zeit waren die Riesen auf Erden; und auch nach der Zeit, wo sich die Gottessöhne zu den Töchtern der Menschen gesellten und diese ihnen gebaren — das sind die Recken, die in grauer Vorzeit hoch gefeiert waren."

Weil das Mystische der Sage in den sprachlichen Ausdrücken begründet liegt, will ich die Stelle zunächst wörtlich unter Beibehaltung der urgeschichtlichen Ausdrücke übersetzen. Alsdann lautet sie: „Und es geschah, daß die Adam sich zu mehren begannen auf dem Angesicht der Adama und Töchter ihnen geboren wurden. Und es sahen die Söhne der Elohim die Töchter der Adam, daß sie gut waren und sie nahmen sich Weiber von allen, welche sie kürten. . . . Die Nephilim waren in jenen Tagen und noch später auf der Ares, als ankamen die Söhne der Elohim zu den Töchtern der Adam, und sie gebaren ihnen. Jene sind die Giborim, welche von alter Zeit Männer von Namen sind."

Es handelt sich hierin um einen Sageninhalt, demzufolge sich „Adam" genannte Bewohner vermehrten. Sie werden in Gegensatz zu den Elohim gebracht, welche zu ihnen ankamen. Jene waren also früher vorhanden als die erst ankommenden Elohim. Diese werden als Söhne, jene nur als Töchter bezeichnet. Beide vermischen sich. Außerdem berichtet die Sage noch von den Nephilim, die zur Zeit der Ankunft der Elohim noch auf der Ares lebten. Daraus geht hervor, daß auch die Adam selber auf der Ares lebten und daß somit zwischen den Adam und den Nephilim ein gewisser Zusammenhang besteht. Denn der Satz „die Nephilim lebten in jenen Tagen auf der Ares" will nur begründen, warum jenes Faktum der Vermischung der Elohim mit den Adam auf der Ares erfolgte: weil die Nephilim damals noch auf der Ares lebten, sahen die Elohim hier die Töchter der Adam und nahmen sich diese zu Weibern.

Wenn es nun heißt, die Söhne der Elohim seien zu den Töchtern der Adam gekommen und die letzteren hätten ihnen geboren, so kann sich das daran anschließende „jene sind die Giborim" nur auf die Söhne der Elohim, nicht auf die Nephilim beziehen; denn diese sind bereits seßhaft auf der Ares, wohin die Elohim nunmehr kommen und wo der Vermischungsprozeß mit den Töchtern der Adam erfolgt. Bezieht sich das „jene sind die Giborim" auf Elohim, so sind die Elohim die Giborim.

Danach haben wir zwei Gegensätze: Die auf der Ares seßhaften Nephilim und die Töchter der Adam auf der einen und die Elohim, welche auch Giborim heißen, auf der andern Seite. Darin ist nicht bloß ein ethnographischer, sondern zugleich ein geographischer Gegensatz zum Ausdruck gebracht. Denn Ares, das Land der Arier, bezeichnet nicht die Erde überhaupt, sondern das niedrige, bezw. das untere Land im Gegensatz zum Höhenlande, dem Lande des Himmels und der Sonne (Helios), von wo die Sonnenbewohner bezw. Höhenbewohner, die Elohim, zu den Bewohnern der Ebene ('adamah) herabgestiegen sind. In der Unterwelt, im feuchten Nebellande ist der Sitz jenes „großen Hauses", der schiffsförmigen Arche, die unter anderm Namen auch die Bezeichnung Nebo führt, einen Ausdruck, der in lautlichen Varianten weit verbreitet ist und als Behausung auch Schiff (navis) bedeutet.

Die Uebersetzung der Vulgata: gigantes erant super terram in illis diebus und ihr folgend Luthers: „Es waren zu den Zeiten Tyrannen auf der Erde" oder von Kautzsch „zu jener Zeit waren Riesen auf Erden" geben dem Worte Nephilim eine Bedeutung, die gar keinen Gegensatz zu Giborim bildet. Will man einen der beiden Bestandteile für Riesen erklären, so können es nur die zugewanderten Giborim, die auch Elohim heißen, sein. Denn in allen Sagen sind ausnahmslos die Höhenbewohner die Riesen oder Reisenden. Sie sind dasselbe, was die Giganten bei den Griechen und die Gibichunge (darüber später) bei den nordischen Völkern sind.

Wie wir bei den Israeliten für dieses Völkerelement in den Wörtern Giborim und Elohim zwei Bezeichnungen haben, so sind uns auch bei den Griechen dafür zwei Ausdrücke gegeben, nämlich Giganten und Aloaden. Deshalb nennt Eratosthenes (in den Schol. Apollon. Rhod. Arg. I. 482) die Aloaden γηγενεῖς. Auch ist es allgemein bekannt, daß was von den Giganten erzählt wird, im Wesentlichen genau dasselbe ist, was man von den Aloaden (Odyss. 11, 305) berichtet; ja sogar die drei Berge (Olympos, Ossa, Pelion), die sie auf einander türmen, sind in dem Giganten- und Aloadenmythos die gleichen.

Al (el, il, ul) ist durchaus identisch in der Bedeutung mit Gi (ge, go, ga, ja 2c.) und gi auch identisch mit das (dis), weshalb eben die Dasyu in Indien genau dasselbe sind, was die Gentes bei den Griechen. Bekanntlich gebrauchten auch die alten Schweden wie die sog. Skythen für Göija die Bezeichnung Disa, und Disa ist Dios. Daher der Held Dios, „fern aus Alybe her, allwo des Silbers Geburt ist," die Halizonen dem Priamos zu Hilfe bringt (Il. II, 857).

Nur das Zerstreut- und Durcheinanderwohnen der Horden Griechenlands kann es uns erklärlich machen, weshalb auch die sog. Gigantenkämpfe ähnlich wie die der Dasyu mit den Arya in Indien an zahlreichen Orten stattfanden und weshalb eine so bedeutende Zahl von Stätten als Schauplätze jener Kämpfe erwähnt werden. Als hauptsächliche Orte gelten bekanntlich Pallene und Phlegra. Man hat viel darüber geschrieben, wo diese Orte zu suchen seien und dabei zunächst an die Halbinsel Pallene gedacht, während andere sie außerhalb Griechenlands, z. B. sogar in Palästina, gesucht haben. Namentlich Phlegra bezw. das phlegräische Blachfeld hat man immer noch nicht finden wollen. Indessen soll nach Herodot (Hist. 7, 123) die Halbinsel Pallene früher Phlegra geheißen haben.

Wenn wir uns den ganzen Sageninhalt des Gigantenmythos vergegenwärtigen, wie wir ihn am reinsten bei Apollodor (Bibl. I. 6, 3) dargestellt finden, der ebenso wie Lykophron (Alexandr. 688 ff.) die Giganten vom Typhon sondert, so ist die Sage klar. Wenn man aber mit den Mythendarstellern, die ja immer die Tatsachen ihrer Idee gemäß umgestalten, den Typhon sowie auch den Pallas selber als Giganten betrachtet, so wird die Sage ihres inneren Charakters beraubt. Die älteren Autoren erblicken in Typhon und Pallas Gegner der Giganten. Erst bei Nävius, der zwar die Körperbildung des Typhon noch von der der Giganten unterscheidet, wird Typhon selbst ein Gigant genannt.

Pallas ist der Urbewohner der Niederungen, der Pfahlbauer. Sein Name kehrt, wie es bei dem Durcheinanderwohnen verschiedensprachiger Horden gar nicht anders denkbar ist, als Phala, der Führer der Flotte, die Memnon dem Priamos zur Hilfe sandte, als Phalanx, der Bruder der Arachne, als der bekannte Argonaute Phaleros, als König Phalis von Sidon, als der ebenfalls unter den Argonauten befindliche Phlias und in vielen anderen Namen wieder. — Typhon, das Meerungeheuer, ist das große schiffsförmige Pfahlhaus, was auf Neuguinea Dubu (Dobu, Dubi) heißt, bei den Israeliten als Theba erscheint und als solche einst nicht nur den Noah trug, sondern auch den im Wasser ausgesetzten Moses. — Pallene und Phlegra endlich, die Orte, wo der Gigantenkampf angeblich ausgefochten wurde, sind die Pfahlwerke selbst. Phlegra ist nur eine dialektisch abweichende Form für Pelarga. Die Pfahlarche ist aber das Haus der Nephilim; denn auch Neph ist das Schiff, weshalb ja der ägyptische Mythos die Nephthys zur schwesterlichen Gemahlin des Typhon macht. Es handelt sich also um einen Kampf zweier Elemente.

Daraus sehen wir, wie nicht bloß in Palästina die Elohim oder Giborim, sondern auch in Griechenland die Aloaden oder Giganten von oben herab nach den Ebenen kommen, jene zu den Nephilim, diese zu Nephthys Bruder, dem Typhon, bezw. nach Pallene und Phlegra. Sie steigen von den Höhen herab, bekämpfen die Bewohner der Ebene und vermischen sich mit ihnen. Die Gibichunge kommen zu den Nibelunge, und da die „Gi"horden auch El oder Hel heißen, so verschmilzt Niflheim mit Helheim ebenso zu einem Reiche im nordischen Mythos, wie die Nephilim mit den Elohim im Mythos der Israeliten.

Wenn wir diese Tatsachen sprechen lassen, so können wir unmöglich behaupten, es habe einst ein Urvolk der Arier oder ein Urvolk der Semiten gegeben. Wenn Völker unter einander verwandt sind, so sind sie nur durch Horden verwandt. Wie Hera sich zu Gäa bei den Griechen, so verhält sich Aram zu Gojm bei den Bewohnern Palästinas. Jene sind seßhafte Horden, diese sind Wanderhorden. Das Stammland jener ist die Ebene, die Heimat dieser aber das Hochland.

Nachdem wir oben die beiden urgeschichtlichen Gegensätze im hebräischen Mythos, nämlich einerseits die Elohim, die auch Giborim heißen und anderseits die Bewohner der Ares konstatiert haben, haben wir noch zu fragen, wie sich die Nephilim zu den Adam verhalten. Die Nephilim sollen, als die Söhne der Elohim zu den Töchtern der Adam kamen, zu der Zeit und noch später auf der Ares gelebt haben. Daraus ergibt sich, daß die Giborim, als sie zu den Adam kamen, zugleich auch sich den Nephilim näherten. Denn *beide* finden wir auf der Ares.

Bekanntlich hat der pluralische Ausdruck Adam in der hebräischen Sprache die Bedeutung Mensch angenommen. Aber mit einer fertigen Volkssprache kann und darf man nicht Wörter deuten, wenn es gilt, einen Tatsachenzusammenhang aus einer Zeit festzustellen, wo es ein Volk und somit auch eine Volkssprache noch gar nicht gegeben hat. In solchen Fällen kann man die Wortbedeutung nur aus dem *Sageninhalt* erkennen, weil in ihm die *Tatsache* gegeben ist, aus der der Mythenbildner schöpfte. In ihm liegt daher auch zugleich die Etymologie für die betreffenden Ausdrücke.

Wir haben schon oben (S. 204), wo wir den Mythos von den beiden Weibern Lamechs deuteten, gefunden, daß Zilla das große schiffsförmige Ruhehaus (silo), Ada aber die Einzelbehausung ist. Denn ad in seinen lautlichen Varianten (at, ed, id, od usw.) bedeutet in der Hordensprache der Einzelne; es ist identisch mit dem Ausdrucke as (es, is, es, us), und insofern Hütte und Bewohner mit allem Zu-

behör in der Gesamtanschauung eins ist, auch die Hütte zugleich. Odin ist wie As der Eine.

Wenn wir den Mythos der Hebräer über Adam auf seinen Sageninhalt prüfen, so ist er der sachinhaltlichen Idee nach der Vereinsamte. Er ist allein und darum soll ihm eine Gefährtin in Eva gegeben werden: „es ist nicht gut, daß Adam allein sei." Er ist der Einsame auch noch nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese. Dieser Sageninhalt kennzeichnet ihn. Der Mythos von Adam würde gar nicht haben entstehen können, wenn nicht eine Begebenheit zu Grunde gelegen hätte, die unter dem Namen Ada durch die Sage überliefert worden wäre. Diese Begebenheit schildert der Mythos im „Sündenfall", wo Adam mit Eva gemeinsam vom Baum der Erkenntnis, bezw. der Zeugung den Apfel genossen. Der ordnungswidrige Genuß mit einem Weibe und das Isoliertsein bezw. die Aussetzung, sind die beiden unzertrennlichen Merkmale, die wir überall antreffen, wo durch Gründung der Familie bezw. durch den geschlechtlichen Umgang mit Fremden um das große Haus herum die Schlange der Einzelhütten entstanden ist. Daher erscheint auch die Schlange als die Verführerin in dem Mythos der Hebräer genau so wie anderwärts.

Dadurch, daß die Giborim (Elohim) zu den Nephilim gekommen waren und Einzelhütten (Adam) sich schlangenförmig um die Wohnstätte der Nephilim gezogen hatten, hatten sich auch, als „die Söhne der Elohim sahen, daß die Töchter der Adam gut waren," allmählich geschlechtliche Beziehungen zwischen beiden entwickelt, die zwar als eine Schuld erschienen, aber einen neuen Menschenschlag hervorriefen. Die natürliche Ordnung der Dinge wurde zerstört, als an Stelle der Hordenehe zwischen den Geschwistern die Familienheirat mit Fremden ins Dasein kam.

Da nun die Nephilim die Bewohner des Schiffshauses, der Pfahlarche bezw. des Pfahls (Phallus) sind, dieser aber in den Sagen als Baum lebt, so begegnen wir in zahlreichen Mythen der Völker der Mystik vom Baume des Lebens oder der Zeugung (der Erkenntnis). Der Baum ist der Stammbaum des Menschengeschlechts. Wir finden ihn bei den Indern als Aswatabaum, von dem Wischnu zur Wiedererweckung des einst gestorbenen Brahma ein Blatt nahm, auf dem er in Gestalt eines kleinen Kindes über das Meer schwamm so lange, bis Brahma sich entschloß, eine neue Welt zu schaffen. Eine ähnliche Bedeutung hat der Semibaum (Sem = sum ist der Sumpf) bei den Schibaiten in Indien. In der Kosmogonie

der Perser lebte das erste Menschenpaar Meschia und Meschiane im Reibabaum im Unschuldszustande, bis Ariman ihren androgynischen Zustand aufhob. In der skandinavischen Mythologie sind Esche und Erle die Stammeltern des Menschengeschlechts. Die Dorier, Trojaner und Eleer wähnten sich von dem Eichbaum abstammend. Romulus wurde unter einem Feigenbaum gesäugt und die römische Sprache hat für Volk (populus) und Pappel (populus) ein Wort. Dieser Baum stand im Hain der Proserpina. Auch Adonis trat aus einem Baum (Myrrha), seine Rinde sprengend, in göttlicher Schönheit hervor.

Wir wollen uns auch hier nicht auf den mythischen Ausbau des Sageninhalts, weil dieser dem Volksgeiste angehört und infolgedessen die Völkerverwandtschaft nicht erklären kann, einlassen. Weil die Völker, ein jedes für sich, sich selbständig entwickelt haben, der Mythos aber die Ideen wiedergibt, unter die der Sageninhalt gestellt worden ist, so kann nicht der Mythos, wohl aber die Sage die Verwandtschaft erklären. Wie Eva durch die Schlange verführt, sich vom Baum den Apfel nahm, so wurde auch Persephone (Proserpina) in Schlangengestalt vom Zeus umarmt. Wer wollte in dem griechischen bezw. römischen Mythos von der Verführung der Persephone nicht denselben Sageninhalt wiedererkennen, den wir im hebräischen Mythos vor uns haben, wenn uns Ovid vom Genusse des Apfels, den Pluto der Proserpina reichte, folgendes vorführt?

„dieweil nicht fastend die Jungfrau
Ausgedauert, und irrend im fruchtbaren Garten, mit Einfalt
Einen punischen Apfel vom hängenden Baume gepflücket,
Und aus gelblicher Rinde die sieben (!) genommenen Körner
Ueber die Lippen gebracht."

Der Sageninhalt wäre nicht ein gleicher, wären nicht auch in Italien durch das Herabkommen der Horden des Höhenlandes zu den Bewohnern der Ebenen gleiche Begebenheiten erfolgt. Wo wir das gleiche Ereignis in den Mythen wiederfinden, können wir rückwärts folgern, daß jener Vermischungsprozeß erfolgt ist, und er hätte nicht erfolgen können, wenn nicht in der Vorzeit durch die Natur jene Trennung der Menschheit in Hochland und Ebene, in Höhen- und Niederlandsbewohner geschaffen worden wäre.

Wo gleiche Völkerelemente auf gleichen geographischen Individuen zusammentreffen, müssen bei gleichen Erlebnissen gleiche Sagen entstehen; und sprechen die betreffenden Völkerelemente gar noch gleiche Sprachen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß auch gleiche Bezeichnungen

im Sageninhalt sich wiederfinden. Dafür bieten die Nephilim mit den Adam im hebräischen Mythos und Nephele mit Athamas im griechischen Mythos ein charakteristisches Beispiel.

Der griechische Mythos macht Athamas zum Gatten der Nephele. Athamas (ad — mas) ist der Einzelmann der feuchten Niederung. Denn mas ist urgeschichtlich nicht der Mann überhaupt, sondern der auf feuchtem Lande (ma, mo = Wasserland: moses der im Wasser) Wohnende. Wie Adam auf der Ares wohnt, so ist Athamas ein Sohn der En-ara-te. Adam trifft der Fluch wegen der auf sich geladenen Schuld, und ebenso ruhte auf dem Geschlecht der Athamantiden zu Halos im Lande der thessalischen Minyer ein Fluch, durch den sie, sobald sie den heiligen Herd im Prytaneion berührten, Opfer des Gottes Zeus Laphystios waren. Wie Adam aus dem Paradies sich flüchten mußte und sein Nachkomme flüchtig auf der Ares wurde, so knüpft sich auch an die Flucht des Geschlechts der Athamiden (Phryxos, Kytisseros) in fernes Land, nach Aea, eine Reihe Sagen, zu denen unter andern auch der Grund der Argonautensage gehört (Il. 2, 508, Strabo 9, 405, Serv. Aen. 6, 806).

Durch die Entstehung der Einzelhäuser ist die Zwietracht in die Welt gekommen. Deshalb erkannte die griechische Theogonie in A t e die Göttin der Zwietracht (Hes. Theog. 238). Aehnlich wie Adam aus dem Paradiese wird auch Ate von ihrem Vater Zeus aus der Wohnung des Himmels ausgestoßen. Die Kirchenväter (Justin u. A.) wollten darum in Ate den aus dem Himmel gestürzten Lucifer (Jes. 14, 12) erkennen, den gefallenen Engel. Nach Apollodor (III. 12.3) besteht eine Sage, mit Ate sei zugleich auch das Palladium (das weibliche Geschlechtsorgan) auf die Erde herabgekommen, das von der Pallas den Namen erhalten habe.

Was in der israelitischen Sage die Nephilim zu den Giborim sind, behandelt der nordische Mythos in den Nibelungen und den Gibichungen (Gibiche) bezw. in den Niflunger und Gjukunger nicht etwa bloß sprachlich, sondern sachlich. Nur haben wir bei den Israeliten den Sageninhalt noch ziemlich deutlich vor uns liegen, indem der Mythendarsteller den Inhalt der Sage unverändert lassen konnte, weil ihm das Wort Elohim in seiner späteren Bedeutung als „der „Hohe" im Sinn von „Gott" dies gestattete. Er ahnte dabei wohl schwerlich, zu welcher Mystik seine Auffassung des Wortes Elohim einst führen und welche Flut von Schriften er dadurch veranlassen würde. Denn die Erklärer der Bibel sind seit der Zeit, wo der Jahwist den Vers 3 einfügte: „Nicht soll erniedrigt werden mein Geist in

Adam für ewig wegen seiner Verirrung. Er ist Fleisch, es sollen sein seiner Tage 120 Jahre," nicht müde geworden, der Mystik immer neue Nahrung zu bieten. So, wenn man z. B. in den „Söhnen Gottes" „gefallene Engel" hat erblicken wollen. Doch damit haben wir uns in dieser Schrift nicht zu beschäftigen.

Ganz anders als beim Volke Israel ist die einfache Sage von der Vermischung der Höhenbewohner mit den Bewohnern der Ebenen von den nordischen Stämmen verwertet worden, indem der Sageninhalt von den Beziehungen der Gibichunge zu den Nibelungen nach und nach unter sehr verschiedene Ideen gestellt worden ist, um zu allerletzt im Gewande eines Kampfes verschiedener Volksstämme gegen einander zu erscheinen. Auch hierbei gibt es keinen anderen Weg, um den ursprünglichen Sageninhalt wieder zu gewinnen als den von mir für das gesamte Völkerleben betretenen, nämlich vorerst den Inhalt der überlieferten Fakta von den Ideen zu befreien, unter die jene gestellt sind. Hat man auf diese Weise die Menge der einzelnen Sagen gefunden, so ist man imstande, für jede einzelne Sage die ihr ursprünglich immanente Idee zu erkennen, wenn man ihren Sageninhalt mit allen den Sagen, welche inhaltlich gleich sind, in Beziehung setzt. Nur sachlich, aber nicht sprachlich muß die Untersuchung geführt werden. Ich sollte meinen, die Erfahrung, die wir in dieser Richtung seit vielen Jahrhunderten gemacht haben, müßte uns endlich die Augen öffnen, daß die Sprachforschung so lange kein Licht über die dunkeln Zustände der Urzeit verbreiten kann, als sie selbst nicht im Klaren darüber ist, wie die Völker mit ihren Sprachen entstanden sind und auf welchen Tatsachen die Völker- und Sprachenverwandtschaft beruht. Man kann doch unmöglich einen tief dunkeln Körper zu einer Leuchte in einem finsteren Raume benutzen wollen.

Die Sprachforschung hat mit ihren Hilfsmitteln ganze Jahrhunderte hindurch sich vergeblich bemüht, Namen wie Gibelinge, Nibelunge, Welfen und Waiblinge zu deuten, und noch heute gilt, was der Papst Gregor X. schon im Jahre 1273 aussprach: „Guelphus aut Gibellinus, nomina ne illis quidem qui illa proferunt nota; inane nomen, quod quid significet nemo intelligit.[3]) Niemand weiß, was diese Namen bedeuten, so lange uns die Vorstellung von dem Sachverhalt fehlt, für welche die Namen ursprünglich gebraucht wurden. Den Sachverhalt wieder zu gewinnen muß daher die allernächste Aufgabe der urgeschichtlichen Forschung sein. Untersucht man

3) Muratori, Scriptores XI. p. 178.

nach und nach den Sageninhalt, welcher die Kriege der älteren Franken gegen Alemannen, Baiern und Sachsen, die Fehden der Könige vom sächsischen Stamm gegen Franken, Baiern, Schwaben und Lothringer, der späteren Franken gegen Sachsen und Schwaben, der Staufen gegen die Welfen usw. betrifft, so wird man finden, daß jene Namen der Nibelungen usw. älter als die Bildung der Volksstämme sind, weil sie aus der Zeit herrühren, wo der Bildungsprozeß der Horden zu Volksstämmen erst begann, d. h. aus der Zeit des Frauenraubes, wo die Söhne der Höhe zu den Töchtern der Ebene herabstiegen und anfingen, mit ihnen Kinder zu zeugen. Die mythische Verwertung der Sage gehört auch hier einer anderen, späteren Zeit an, als der Zeit, wo die Sage entstand.

Schott hat schon vor bald sechzig Jahren, wenn auch nicht die volle Wahrheit, so doch wenigstens den Kern der Wahrheit getroffen, wenn er in den deutschen Heldensagen dem Weiberraub Bedeutung zumißt, indem er sagt:[4]) die zwei bedeutendsten Heldensagen, die nach meiner Ansicht mehr oder weniger auf den alten Mähren von Götterkrieg und Weltende beruhen, sind Gudrun und Nibelungen. Der eigentliche Kern der Gudrun, die Tatsache, die sowohl im zweiten als im dritten Teile den Mittelpunkt bildet, ist der Kampf zweier Volksstämme: im zweiten Teil der Iren wider die Friesen, im dritten der Friesen wider die Normanen. *Als Ursache wird beidemal ein Jungfrauenraub angegeben*; da jedoch dieser in so vielen Sagen vorherrschende Beweggrund nach den ältesten Darstellungen — und so auch im ersten Teile der Gudrun — nur Einen Helden verlangt, welcher als drachentötender, jungfraubefreiender Perseus, St. Georg, Sigfried, Tristan usw. immer derselbe ist, so darf man annehmen, daß *die Vorstellung von einem Kampfe zweier Völker sich nur nachträglich mit der ursprünglichen einfachen verknüpft habe*: die Sage vom Götterkrieg beim Weltende mit der von dem Kampfe, den der Sonnengott mit dem Wintergotte besteht, um ihm die Blumenjungfrau zu entreißen."

Was Schott nicht zur vollen Erkenntnis geführt hat, ist seine Anschauung, die er vom „Götterkrieg beim Weltende" hat und seine mythische Auffassung vom „Kampfe des Sonnengottes mit dem Wintergott". Da ihm der begriffliche Unterschied von Sage und

4) Allgemeine Zeitschrift für Geschichte, herausg. von W. Adolf Schmidt. Fünfter Band. Berlin 1846 S. 356.

Mythos fehlt, so sieht er nicht, daß die Idee vom Götterkrieg beim Weltende dem Mittelalter angehört und daß der Kampf des Sonnen- mit dem Wintergott die naturwissenschaftliche Deutung des bereits fertigen Mythos ist. Durch jene mittelalterliche Idee ist die an sich ganz einfache Sage vom Weiberraube und dem dadurch entstandenen Kampf zwischen den Bewohnern des hohen Himmellandes und des tiefen Nebellandes zu einem Mythos umgestaltet worden, der die damalige christlich-religiöse Idee vom einstigen Untergange der Welt mit dem Sageninhalte verwebte. Was den Kampf zwischen dem Sonnengott und dem Wintergott betrifft, so ist das eine noch später entstandene Deutung des Mythos. War der Mythos entstanden, weil die Idee des Sageninhalts verloren gegangen war, so entstand die Mythendeutung, weil man weder den Inhalt der Sage, noch die Idee des aus ihm hervorgegangenen Mythos verstand.

Dem Mythos von der Vermählung der Elohim bezw. Giborim mit den Nephilim bei den Hebräern liegt die gleiche Sagensubstanz wie dem Mythos von den Gibelinge und den Nibelinge bei den nordischen Völkern zu Grunde. Nur haben wir, weil ja eben der Mythos seine Entstehung großenteils der Lückenhaftigkeit der Sage verdankt, weder dort noch hier den vollen Sageninhalt vor uns. Wollen wir den letzteren haben, so müssen wir eben durch eine über das gesamte Völkerleben sich erstreckende systematische Beobachtung die zu einander gehörenden Bestandteile aus ihrem Zerstreutsein wieder zu gewinnen versuchen. Tun wir das, so haben wir die Begebenheiten, die sich allenthalben auf der Erde, wo die beiden Elemente, die Höhenbewohner einerseits und die Tieflandsbewohner anderseits, überhaupt auf einander gestoßen sind, in ihrem vollständigen objektiven Zusammenhange.

Gibt uns jener Mythos bei den Hebräern Kunde von der Vermischung der Giborim (Elohim) mit den Nephilim (Adam), so erfahren wir durch den nordischen Mythos, daß der Vermischung der Nibelungen mit den Gibichungen der Frauenraub vorangegangen ist. Aber wir erfahren noch mehr, wenn wir mit Hilfe anderer Mythen noch die ergänzenden Glieder, welche zur Vollständigkeit der Sagen erforderlich sind, herbeischaffen.

In der ägyptischen Mythologie ist, wie wir schon oben berührten, „Neph"thys die Schwester und zugleich Gemahlin des Typhon. Typhon repräsentiert hier die Theba der Hebräer, das große Schiffshaus. Nephthys ist nur ein anderer Ausdruck für dieses Schiff und seine Bewohner, also identisch mit Nephilim. Dem Mythos zufolge ging Nephthys angeblich mit Osiris Beziehungen ein und dadurch

wurde sie Mutter des Anubis. Sie *setzte ihn aus*. Doch Isis, angeblich Gemahlin des Osiris, nahm sich des verlassenen Knaben an und sorgte für seine Erziehung.

Der Inhalt der Sage ist also auch hier derselbe wie anderwärts. Die schwesterliche Gemahlin wird dem brüderlichen Gemahl untreu und geht mit einem Fremden Beziehungen ein; ein Kind kommt zur Welt, aber es wird ausgesetzt. Nur die Namen sind teilweise andere, weil die mythische Verwendung derselben bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene ist und der Mythendarsteller mehrere Sagen verbunden hat. Daraus erklären sich die Widersprüche im Mythos. So soll z. B. nach den Berichten der Griechen und Römer Typhon ein *Bruder* des Osiris gewesen sein, mit dem er in Feindschaft gelebt, die dahin ausging, daß Typhon den Osiris tötete und seinen Körper in vierzehn Teile zerstückelte, weil er angeblich so viele Gehülfen beim Morde gehabt habe. Allerdings ist Typhon, der das große Haus repräsentiert, in einzelne Familienhäuser zerstückelt worden; aber das Resultat der Zerstückelung ist Osiris selbst. Osiris ist der zerstückelte Typhon. Denn er ist Typhon gegenüber der Repräsentant der Einzelhütten, die sich zu je sieben auf beiden Seiten des großen Hauses schlangenförmig herumwinden, weshalb der Mythos ihm nicht bloß eine turmhohe Gestalt angedichtet hat, sondern ihm auch Schlangen aus seinen beiden Schultern hervorwachsen läßt. Wir haben also hier dieselbe Erscheinung wie in den vis-à-vis-reihigen Dörfern, in denen wir noch in der Gegenwart je sieben Gehöfte um den schiffsförmigen Platz zählen können. Wenn Typhon zum Gemahl der Isis gemacht wird, so ist Isis nur eine andere Bezeichnung für Osiris; denn auch Isis repräsentiert die Einzelhütte.

Beide Erscheinungen, das große Haus und die Einzelhütten, sind von einander untrennbar. Wir würden keine Sagen von dem Ereignis, welches sich in der Vermischung der Bewohner des Höhenlandes mit denen des ebenen Landes vollzog, haben, wenn nicht dadurch zugleich die alte Ordnung der Dinge gestört worden wäre, die ihren äußeren Ausdruck in den veränderten Wohnungsverhältnissen gehabt hat. Eben deshalb finden wir die Personifikation des Hordenhauses und Einzelhauses überall wieder. Trotz gleicher Sachlage sind nur die Namen dafür je nach der Sprache der in Betracht kommenden Horden verschieden. Nur wo gleiche Horden mit gleichen Sprachen zusammentreffen, finden wir auch gleiche Ausdrücke in den überlieferten Sagen. Insofern kann auch die Sprachvergleichung für ihre Verwandtschaftsbestimmungen manche Anregungen aus den überlieferten Sagen gewinnen.

Wären die Höhenbewohner unter einander ebenso ähnlich wie Bewohner der Ebenen unter sich, und würden sie nicht durch eine so große Menge durchaus verschiedener Sprachen charakterisiert, sondern sprächen sie eine mehr einheitliche Sprache, so würden wir überall, wenn auch vielleicht lautlich differenzierte, doch im allgemeinen auf gleiche Wortwurzeln zurückzuführende Ausdrücke haben. Aber das ist eben nicht der Fall, weil die Hochlandshorden einen sehr verschiedenen Ursprungssitz gehabt haben und durch ihr weites Wandern charakterisiert werden.

Insbesondere fällt uns die große Verschiedenheit der Bezeichnungen für die Familienhäuser auf, die noch weit größer ist als die für die großen Sippenhäuser. Wir müssen einige derselben zunächst noch kennen lernen, wenigstens die, welche mit den bereits berührten Namen in Zusammenhang stehen.

Daß die Ausdrücke Giborim und Gibeling eine mehr allgemeine Bezeichnung für Höhenbewohner sind, wird sich der einsichtige Leser schon selbst gesagt haben. In der Wurzel g-b kommt, weil alle Hordenausdrücke Gesamtvorstellungen dienen, das Hohe mit zum Ausdruck, weshalb in mehreren Volkssprachen dieses Wort auch die Bedeutung von Höhe und Giebel angenommen hat. Gibeling ist ebenso wie Giborim nicht bloß ethnographischer, sondern auch geographischer Gegensatz zu Nibeling, bezw. Nephilim. Dagegen sind die Ausdrücke Welf und Waibling Sonderbezeichnungen für die Einzelhütten. Insofern als die Einzelhütten, die Vertreter der neuen Ordnung, im Gegensatz zu den großen Häusern, den Vertretern der alten Ordnung, stehen, so sind auch alle für die beiden Wohnlagerarten bestehenden Ausdrücke ebenfalls Gegensätze. Somit auch Nibelinge einerseits und Waiblinge und Welfe anderseits. Was die Adam gegenüber den Nephilim bei einigen Vorfahren der Israeliten waren, das waren die Waiblinge und Welfe bei einigen Vorfahren der Deutschen.

Auch von den Hütten gilt dasselbe wie von den großen Häusern: der Mensch heißt in der Urzeit wie sein Haus, ohne daß das Haus nach ihm, noch er nach dem Hause benannt ist. Heißt, um nur einige Beispiele anzuführen, die Hütte man (min) oder mag, so heißt so auch ihr Bewohner; wird jene ama (ema) oder lev (lab, leif, liv) genannt, so gilt dieses Wort zugleich für ihre Insassen; führt das Einzelhaus die Bezeichnung welf (guelpa) oder wip (waib, wab), so umfaßt sie auch den darin Hausenden mit. Es ist dabei zunächst ganz gleichgültig, ob der Bewohner des Hauses männlichen oder weiblichen Geschlechts ist. Alle die genannten und die von mir noch nicht genannten Ausdrücke für die Einzelbehausung mit ihren Bewohnern

sind erst durch die Stammes-, bezw. Volkssprachen, wenn sie überhaupt auf die Bezeichnung von Personen beschränkt wurden, einem der beiden Geschlechter durch den Sprachgebrauch zugeteilt worden. So wie der Ausdruck Frau, der in der jetzigen deutschen Volkssprache ausschließlich für das weibliche Geschlecht gebraucht wird, ursprünglich allen, den männlichen wie den weiblichen Bewohnern des Sippenhauses, der Fara (farao), zustand, so sind auch die von mir angeführten Bezeichnungen für das Einzelhaus anfänglich nicht auf ein bestimmtes Geschlecht beschränkt gewesen. [5])

Unter Waiblingen haben wir ebenso wie unter Welfen nur Hüttenbewohner zu verstehen, die gegenüber den Bewohnern der Arche, den Nibelingen, unebenbürtigen Geschlechtes sind. Sie nehmen also dieselbe Stelle ein, wie die sieben linkshändigen Benjamiten gegenüber den Frauen von Silo. Sie lagern um das große Haus der Sieben als Einzelne herum und werden in den Mythen der Völker wegen ihrer Vereinzelung auch Inseln genannt.

Wie der Mythos den Sageninhalt verwertet hat, ist bei den verschiedenen, weil unabhängig von einander entstandenen Völkern, sehr verschieden. In Indien z. B. besteht ein Mythos von Königen, die auf den sieben dvîpa einst gewohnt hätten. Man liest darüber bei Lassen: [6]) „Eine andere Stelle des großen Gedichts (von den Pandara 3) erwähnt einer siebenteiligen Çâkula-dvîpa von der nordwestlichen Grenze Indiens und enthält wahrscheinlich eine dunkle Erinnerung einer ehemaligen Herrschaft der Çaka in dieser Gegend; denn es werden im Digwig'aja Könige erwähnt, welche auf den sieben dvîpa dieses Landes wohnten und große Bogen trugen, mit denen Arg'una einen gewaltigen Kampf zu bestehen hatte. Da in dieser Stelle dvîpa nicht in der gewöhnlichen Bedeutung von Insel genommen werden kann, da vom Meere nicht die Rede ist, scheint es in der ursprünglichen Bedeutung vom Zweistromlande genommen und die Siebenzahl aus der Vorstellung von sieben Hauptflüssen erklärt werden zu dürfen, welche die arischen Inder in dem Lande der fünf Flüsse sich gebildet hatten."

5) Noch in der gotischen Bibelübersetzung werden κύριος und δεσπότης mit frauja übertragen. So z. B. in der bekannten Stelle Matth. 6, 24: „Niemand kann zween Herren dienen" mit ni manna mag twaim fraujam skalkion. Auch bei Otfrid (V. 7. 95) sagt Maria zum Gärtner; Frô min! quadh si, dua mih wis, oba thu'nan namis, mein Herr, thue mir zu wissen, ob du ihn nahmst.

6) Chr. Lassen, Indische Altertumskunde. I. Bonn 1847. S. 652.

Der dem Mythos von der auf den sieben dwîpa wohnenden und gegen Arg'una kämpfenden Könige zu Grunde liegende Sageninhalt kann auf Grund der allgemeinen Völkerbeobachtung kein anderer sein, als der von den sieben Hütten um die Arche. Diese dwîpa sind somit Arg'una gegenüber, was die Waiblinge gegenüber den Nibelinge sind. Denn die Arche ist, wie wir oben sahen, identisch mit Nebo bezw. Nephele, dem Schiffe. Sowie es im Gegensatz zu dem auch Arganatha genannten Schiba (Çiva) in Indien auch sieben Rischi gibt, so gibt es in diesem Lande auch sieben dwîpa gegenüber dem Arg'una. Auch in Indien muß es dem Tatsachenzusammenhange gemäß einst ein ebensolches Durcheinanderwohnen von Horden mit verschiedenen Sprachen gegeben haben, wie anderwärts. Hätte es dieses nicht gegeben, so wäre es unerklärbar, wie jene nur auf sprachlichen Mißverständnissen beruhenden Mythen überhaupt hätten entstehen können und weshalb wir bei den Altindern für einen und denselben Sachverhalt neben einander mehrfache Ausdrücke vorfinden. Das ist nur aus rein lokalen Sagen zu erklären. Bevor sich in Indien eine mehr einheitliche Sprache bilden konnte, mußten vorerst zahlreiche Mundarten entstehen. Denn die Arya wohnten zerstreut und mitten unter sie drängten sich zahlreiche unter verschiedenen Namen auftretende Dasyu ein, die von den Höhen herabgekommen waren. Aus dem Vermischungsprozeß der beiden Elemente, der Arche einerseits und der Hochlandsbewohner anderseits, entstanden Familien, und da die Arche siebenschläfrig war, d. h. sieben männliche und sieben weibliche Bewohner hatte, so mußten sich bei monogamischer Beschränkung um die beiden Seiten der Arche herum je sieben dwîpa bilden.

Diese Einzelhütten, wie immer sie heißen mögen, sind die Folge, daß ihre Bewohner keinen Zutritt in der Arche hatten. Daher begegnen wir eben in der Völkerkunde fast allerwärts einer Sage von der „Aussetzung". Sowie man das Wort vip (waib) mit der jetzigen deutschen Schriftsprache mit Wabe übersetzen könnte, so das Wort welf mit Wölbung; denn beide bezeichnen einzelstehende bogenförmig gestaltete Höhlungen oder Wölbungen.

Auch in bezug auf die Welfen besteht die Sage,[7]) „die Welfen seien deshalb so benannt, weil Kinder aus diesem Stamme einmal als Welfe ausgesetzt worden seien." Die Aussetzung der Kinder hängt eben, wie wir gesehen haben, auf das Engste mit den Familienhäusern zusammen. Man beraubt sich jedes Verständnisses für die hier in Frage

7) Brüder Grimm, Deutsche Sagen. II. S. 233.

stehenden Erscheinungen, wenn man mit fertigen Ideen an sie herantritt und sich wohl gar noch von der auf reinen Fiktionen aufgebauten modernen Sprachwissenschaft leiten läßt.

Es entspricht nicht dem Sachverhalt, wenn die Sprachforschung behauptet, die alten Deutschen hätten zur Benennung ihrer Knaben gern die Namen tapferer Tiere gewählt, z. B. Eberhart, Wolfhart, Bernhart, Löwenhart. Es bedeute nämlich „hart" tapfer, Wolf aber bedeute das Junge des Hundes, Bären, Löwen usw. (Schmeller, Bayr. Wörterbuch 4, 66). Die Sprachwissenschaft kann uns bestenfalls wohl sagen, daß zu irgend einer Zeit einem Worte eine Bedeutung beigelegt worden ist, aber ob diese Bedeutung auch für ganz andere Vorstellungen Gültigkeit gehabt hat, kann nur dadurch bewiesen werden, daß man den Tatsachenzusammenhang aufdeckt, welcher die Vorstellungen verursacht.

Es ist zunächst nicht richtig, daß hart in obigen Namen tapfer bedeute, sondern es bedeutet „Geschlecht", bezw. Horde oder „Art", woraus (ethnisch) und von wo (lokal-geographisch) jemand abstammt. Hart ist gleich Gart (gorod) und wird speziell für die Horden des Höhenlandes (go) angewendet. Dafür wird auch von einigen Horden „rat" (= rod) oder „ger" (gor) in der Bedeutung von Geschlecht gebraucht. So ist z. B. Amal-gart der aus dem gorod (ethnisch und lokal) der Amal(er) Stammende. So ist auch Gelf-rat, bekanntlich der Name eines Baiernherzogs im Nibelungenliede, der vom (Geschlechte oder Orte) Gelf (Guelf) Abstammende. Guelfrat, wofür auch später Wolfhart gebraucht wird, ist ein Abkömmling der Wölfe.

Die hier in Frage stehenden Namen sind nicht nach den „Namen tapferer Tiere gewählt," sondern sind Bezeichnungen für die Behausungen, weil eben der Mensch in der Urzeit ebenso heißt wie seine Behausung. Das gilt von der freien Frau in der Fara, dem Hause der Phratrie, ebenso gut wie von dem dienenden Weibe in der Familienhütte. Aber wie kommt es denn, daß die Hütte im Völkerleben einen Tiernamen hat?

Wir gedachten schon oben der übereinstimmenden Bezeichnung für Mensch und Vogel, z. B. der einheitlichen Benennung für die Pelarger und die Störche. Eine analoge Erscheinung treffen wir auch bei anderen Tiernamen an. Das große Haus, das die irischen Kelten clan, andere aber chelone (mythisch Gelanor) nannten, hat sowohl der Schwalbe (χελιδών) als auch der Schildkröte (χελώη) ihre Namen verschafft, jener weil sie auf dem Hause nistete, dieser wegen der Aehnlichkeit ihrer Behausung mit dem schiffsförmig geformten Schilde.

(Vgl. oben S. 161.) Die Mystik, die sich an den Schild der Pallas oder der Here in Argos knüpft und die Sitte (Erzählung bei Polyänus I. 23, 2), daß auch in Samos wie in Argos bei den Herefesten Prozessionen zu ihrem Schilde stattfanden, sind, wie die Mythen von der Schildkröte selbst, im letzten Grunde nur auf das Pfahlhaus (Pallas) oder die Arche (Argos) der Arier (Here) im Sumpfe (Samos) zurückzuführen.

Daß Namen wie Katze und Kater nach der Behausung (cata, casa), oder Hitte, eine im Norddeutschen übliche Bezeichnung für Hausziege, wofür man im Baierischen Hotte sagt, nach der Hütte benannt ist, ist ebensowenig zu bezweifeln, wie die Benennung einer Anzahl von Tieren nach ihrer Einfriedigung. Wenn nun Menschen und Tiere in gleicher Weise nach ihrer Behausung benannt sind, so entsteht, wenn mittlerweile infolge der Hordenvermischung, bezw. des Hordenverkehrs durch gegenseitiges Einwirken der verschiedenen Hordensprachen eine Sprachentwickelung stattgefunden hat, leicht die Mystik, es beziehe sich das, was von Menschen ausgesagt wurde, auf Tiere. Wenn Welf ein Gewölbe oder eine Höhle bedeutet, und einer solchen sich ebensowohl ein Mensch als auch ein Wolf bedient, so kann die Sage entstehen, daß einst Wölfe ausgesetzt worden seien. Oder auch, da ja die Mutter ebenfalls wie die Hütte heißt, die Sage, das Kind, das sie gesäuget hat, sei von einer Wölfin ernährt worden.

Wir besitzen nach dieser Richtung hin zahlreiche, nur auf sprachliche Mystik zurückzuführende Mythen, wie z. B. daß Wölfe einst den Aegyptern behilflich gewesen seien, die Feinde aus dem Lande zu jagen (Diod. I. 58), oder die der Flut entronnenen Deucalioniden hätten dem Wolfsgebrüll folgend Lykorea gebaut (Strabo). Ich setze sie beim Leser als bekannt voraus. Nur um noch ein Beispiel anzuführen: Es besteht für die Einzelhütten der von den Höhen herabwandernden Horden, die ich Genneten nenne, die Bezeichnung gen. Sie kehrt in zahlreichen Schreibweisen z. B. in der illyrischen Sprache als κύννη, in amerikanischen Sprachen als cunha (conha), in afrikanischen Sprachen [8]) als ghanna, in europäischen als kona, quen, queen usw. wieder. Wird nun das Weib, ebenso wie der Hund nach der (speziell runden) Hütte benannt, so entsteht ein ähnlicher Mythos, wie beim Wolf: der Hund hat das ausgesetzte Kind gesäugt. Ich erinnere an den von den Lokrern verehrten „hölzernen Hund" (Pent. qu. gr. 15), dem

8) Nach Barth, Reisen in Afrika, II, S. 255 bedeutet ghanna Hütte; nach S. 232 aber einen Volksstamm. Daß auch Volksstämme nach Hütten benannt sind, wird alsbald (S. 268 ff.) gezeigt werden.

nichts anderes als die hölzerne Hütte zu Grunde liegt. Aber dieser Hund hat mit dem „Mutterrecht" absolut nichts zu tun, wie von Bachofen behauptet wird. Denn er betrifft im Gegenteil nicht die gynäkokratische, sondern die androkratische Familie bei den Lokrern.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß erst die Schriftsprache es ist, welche die Wörter κύνη von γυνή unterschieden hat. Die auf Fiktionen aufgebaute Sprachwissenschaft will uns glauben machen, in der Schriftsprache handele es sich um Lautgesetze. Um ein Lautgesetz nachweisen zu können, muß man, weil es sich um ein Gesetz der Physiologie handelt, vor allem die Beschaffenheit der Sprachorgane (Kehlkopf usw.) der betreffenden Horden, deren Sprache man in Bezug auf ihre Aussprache vergleichen will, genau kennen. Wie will die Sprachvergleichung dies ermöglichen? Wir haben von den untergegangenen Völkern weder über deren Sprachwerkzeuge noch über deren Lautsprache Kenntnis.

Die von ihnen hinterlassenen Denkmäler können uns darüber keine Auskunft geben; denn in der Schriftsprache werden die Lautgesetze, wenn es solche überhaupt für ein ganzes Volk geben könnte, von einem andern Gesetze durchbrochen und überwuchert, nämlich von dem Gesetze der sog. Rechtschreibung. Worin hat diese ihren Grund? Man kann den Grund einer Sache nicht durch Deduktion, durch Ableitung aus einer Idee, sondern nur durch Induktion finden, indem man die in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegebenen Tatsachenmerkmale untersucht. Geht man den Schriftsprachen in ihrem allmählichen Werden nach, so findet man die Tendenz, begrifflich verschiedenen, aber gleichlautenden Wörtern von derselben Wortwurzel ein verschiedenes Aussehen zu geben. Entstehungsgrund und permanent fortwirkende Grundursache in der Rechtschreibung ist, die Differenz der Begriffe durch Verschiedenheit der Schreibweise zum Ausdruck zu bringen und auf diese Weise Verwechslungen vorzubeugen und damit zugleich dem Leser das Lesen zu erleichtern. Würde z. B. der Grieche nicht das Wort δεος (δέος Furcht) von θεος (θεός Gott) durch verschiedene Buchstaben (δ und θ) unterschieden haben, so wäre der Zweck der „Rechtschreibung" unerfüllt geblieben; und damit der Zweck noch mehr erreicht wurde, wandte der Grieche außerdem noch zur Unterscheidung Accente an. Ueberhaupt haben sich die Schriftsprachen zur Erreichung dieses Zweckes vieler Mittel bedient, z. B. der Dehnungszeichen, wie im Lateinischen für pro und proh, arundo (Rohr) und harundo (Rohrgeschoß) oder im Deutschen für Ton und Thon. Ich sollte meinen, daß außer der deutschen gerade die griechische Sprache uns klar und

deutlich lehrt, daß der Grund der Orthographie nicht auf Lautgesetzen, sondern auf Vorbeugung von Verwechslungen gleichlautender Wörter beruht. Es ist derselbe Grund, durch den sich Schultze vom Schulze, Müller vom Miller, Fränzel vom Frenzel und Dieterich vom Ditterich unterscheiden wollen.

Es gibt in der Politik und Oekonomik ein Gesetz, daß eine Einrichtung nur mit denselben Mitteln erhalten werden kann, durch welche sie ins Dasein gerufen wurde: ein auf Gewalt und Unrecht aufgebautes Staatswesen kann nur durch Gewalt und Unrecht; ein auf Schwindel gegründetes wirtschaftliches Unternehmen nur durch Schwindel sein Dasein fristen. Auch in der Wissenschaft kann eine auf Fiktion aufgebaute Lehre nur durch immer neue Fiktionen sich über Wasser halten. Nachdem sich die moderne Sprachwissenschaft ein Urvolk, dessen Wohnsitz sie nicht einmal kennt, fingiert hat, nur um eine Anzahl Völkersprachen unter einen allgemeinen Begriff zu bringen, vergleicht sie diese rein äußerlich in dem fertigen Zustande, wie sie sie in den Schriftsprachen vorfindet. Auf einer im Verhältnis zum Wortreichtum der Volkssprachen winzig kleinen Anzahl von Wörtern schafft sie sich Lautgesetze, und diese Lautgesetze benutzt sie wieder teils zu künstlichen Etymologien, teils als Gegenbeweismittel irgend einer Wortverwandtschaft. So kann z. B. nach dem von ihr selbstgeschaffenen indogermanischen Lautgesetze lateinisch deus nie und nimmer mit griechisch θεός verwandt sein, da griech. θ im Anlaut nicht dem lat. d im Anlaut entspreche, obwohl beide Ausdrücke einer und derselben Vorstellung dienen.

Die Sprachwissenschaft dreht also den Spieß um: der logische Erkenntnisprozeß schreitet bei ihr nicht, wie bei den übrigen Wissenschaften, vom Bekannten zum Unbekannten vor, beginnt auch nicht, wie bei diesen, mit der Induktion, sondern mit der Deduktion. Sowie jene von einem unbekannten Urvolke ausgeht, so geht sie von einem lautphysiologischen Gesetze aus, dessen Grund sie nicht kennt. Die nackte Tatsache z. B., „wie wir (im Deutschen) das Dehnungszeichen h bald setzen bald nicht, wie auch nach dem Vokal i das e als Dehnungszeichen mit h wechselt, oder auch h noch zum e hinzutritt (stiehlt), bald wieder jedes Längenzeichen fehlt, und wie die Kürzung durch Doppel-Konsonanz bezeichnet wird" (Steinthal [9]), diese Tatsache würde einem induktiv erkennenden Gelehrten sagen, daß „das ganz irrationale Wesen unserer Schreibung" unmöglich auf Lautgesetzen gegründet sein kann, sondern

9) Steinthal in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. 8. Band. Berlin 1875. S. 254.

daß der Grund der Orthographie auf etwas ganz anderem beruht, nämlich auf dem Bestreben, gleichlautende Wörter dem Leser auf den ersten Blick so vorzuführen, daß er ihren Sinn ohne besonderes Nachdenken erfassen kann. Die Forderung Steinthals, „daß der Deutsche seine Sprache nicht nach historisch überlieferter Verkehrtheit, sondern linguistisch rational schreibe," beweist nur, daß die moderne Sprachwissenschaft keinen logischen, dem Werden der Sprache nachgehenden Erkenntnisprozeß besitzt und daß sie sich mit ihren Fiktionen auf falschen Wegen befindet.

Es ist durchaus unerwiesen, daß „Indo-eranisch (Arisch), Armenisch, Griechisch, Albanisch, Italisch, Keltisch, Germanisch, Baltisch-Slavisch weiter entwickelte Dialekte der indogermanischen Ursprache" seien, nämlich „der Sprache des indo-germanischen Urvolkes in dem Augenblick, der seiner endgültigen Trennung in einzelne selbständige Völkerstämme vorangeht". Ein solches Volk hat es weder jemals gegeben, noch läßt sich eine solche Annahme mit unserem logischen Denken überhaupt vereinbaren. Denn wenn sich ein Ganzes in Teile auflöst, so kann jeder Teil nur von der Beschaffenheit des Ganzen sein, und es ist geistig unfaßbar, wie ein losgelöster Teil ohne Berührung mit einem heterogenen Etwas sich „weiter entwickelt" haben soll. Die Lehre von der Abstammung der Völkersprachen aus einer Volks-Ursprache ist das Erzeugnis unklaren Denkens, weshalb denn auch die ganze Lehre von den Lautgesetzen b e g r i f f l i c h gar nicht angeeignet werden kann. Der Schüler lernt die angeblich vorhandenen Lautgesetze auswendig, ohne jemals den Grund und die Bedingungen dafür zu erfahren. „Es ist so", „es ist umumstößlich wahr", „daran läßt sich nicht zweifeln". Das sind die „Gründe", die die Sprachvergleichung anzugeben vermag, und damit hemmt sie jeden Fortschritt in der Wissenschaft vom Völkerleben. Denn wenn ein Vertreter einer andern Wissenschaft etwas behauptet, was den angeblichen Lautgesetzen und den Etymologien der vergleichenden Sprachwissenschaft widerspricht, so gilt es nur deshalb für falsch, weil es in Widerspruch zu ihren Fiktionen steht.

Hätte es ein indogermanisches Urvolk gegeben, wie sollte man es erklären, daß bei allen den Völkern, die angeblich von jenem Urvolke abstammen sollen, sich aus deren Mythen nachweisen läßt, wie sie sich selbständig aus heterogenen Horden durch das Medium der Familie zu kleinen Stämmen erst entwickeln. Ich werde zur Illustration dieser Vorgänge beliebig einige Stämme Griechenlands herausgreifen. Doch möchte ich zuvor nochmals mit Nachdruck darauf hinweisen, daß

man aus einem bloßen Wort aus der Zeit des Völkerbildungsprozesses niemals seine Bedeutung erkennen kann. Denn es ist erst die Volkssprache, und zwar hauptsächlich die Schriftsprache, welche etwas Festigkeit allmählich in die Wortbedeutungen hineinbringt, indem sie aus der großen Mannigfaltigkeit synonymer Ausdrücke, welche die zahlreichen Hordensprachen ihr zugeführt haben, Auslese hält und für die einzelnen Dinge je einen besonderen Ausdruck reserviert. Das tut aber jedes Volk, weil es unabhängig von allen übrigen Völkern aus seinen Horden entstanden ist, auch unabhängig von den Sprachen der übrigen Völker. Deshalb ist es nicht bloß ein vergebliches, sondern geradezu unstatthaftes Bemühen der vergleichenden Sprachforschung, Wörter verschiedener Sprachen in Bezug auf ihre Etymologien rein sprachlich mit einander zu vergleichen.

Bekanntlich bedeutet lup-us im Lateinischen und λύκ-ος im Griechischen, was welph im Deutschen bedeutet: Wolf. Aber die Wurzel vlp hat im Lateinischen die Bedeutung Fuchs, die Wurzel lk im Deutschen Luchs. Gesellt sich noch der Assyriologe hinzu, so wird er uns sagen, daß im Babylonischen likku Hund bedeutet. Wie will der Sprachvergleicher aus einer Wortwurzel die sachliche Bedeutung eines Wortes erkennen? Die hier in Frage kommenden Wurzelwörter sind ursprünglich nur Ausdrücke für Höhlenbewohner. Denn die Lykier, bei denen man bekanntlich das „Mutterrecht", das gynäkrokratische Familiensystem, zuerst entdeckt hat, sind ebenso wie die Welfen, nur die in Familienhütten, bezw. Höhlen ausgesetzten Bewohner, deren Wohnräume, wie erwähnt, wegen ihrer Vereinzelung auch Inseln genannt werden. Wenn man nun auch Tiere nach den Wohnhöhlen genannt hat, gleichviel von welcher Gattung die Tiere waren, so kann man unmöglich aus irgend einem Ausdrucke, z. B. dem weit verbreiteten lev (lip, lup) ohne Kenntnis der näheren Umstände, bezw. Merkmale erkennen, welcher Gattung das Tier angehört, ob es ein Löwe, Wolf usw. war. Ja, man kann selbst nicht einmal bestimmen, ob es ein Säugetier oder ein Vogel war.

So bedeutet z. B. Let (lat, lit, lqt), das ursprünglich nur ein Ausdruck für Hütte bezw. Hüttenbewohner ist, ebensowohl Wolf als auch Schwan. Als W ö l f i n kommt Leto (Latona) nach Delos, um hier zu gebären. Da nun auch die Mutter nach der Hütte benannt ist, so bedeutet Let (leda in der lycischen Sprache) auch Mutter und die Mystik entsteht, daß das ausgesetzte Kind von einer Wölfin ernährt sei. Aber Leto bedeutet neben Einzelhütte bezw. Insel und Mutter auch S c h w a n.

Daher die Sage von der schwimmenden Insel, auf der Leto ge-

wohnt haben soll; ferner wegen der Vermischung eines Bewohners des Hochlandes mit einer Bewohnerin der Seeebene der Mythos vom schwimmenden Schwan, in dessen Gestalt sich Zeus der Leda näherte, oder der Mythos von Lotis, die Priap, ähnlich wie Zeus die Leda, mit seiner Liebe verfolgt. Wenn Lotis, um sich zu retten, von den Göttern in die schwimmende Lotosblume verwandelt wird, oder wenn Brama auf einem Lotosblatt über das Wasser schwimmt, so liegt dieselbe sprachliche Mystik zu Grunde. Diese sprachliche Mystik, die auch in Aegypten in der Blume Nelumbo wiederkehrt, würde unerklärbar bleiben, wären die Völkersprachen aus einer gemeinsamen Urvolksprache und nicht aus Hordensprachen entstanden.

Die zahlreichen Mythen von der Verwandelung der Menschen in Tiere beruhen auf derselben sprachlichen Mystik, die ich im Vorstehenden genügend erörtert zu haben glaube. Ihr Entstehungsgrund liegt in der gleichen Benennung von Hütte und Tier. Diese Mythen hier im einzelnen aufzuführen ist um so weniger angezeigt, da sie den meisten meiner Leser sattsam bekannt sein dürften. Nur um die Art derselben zu kennzeichnen, will ich an eine derselben, die an den oben berührten Ausdruck lik für Hütte anknüpft, erinnern: Als Zeus einst vom König der Arkadier, Lykaon, dem Sohne des Pelargos und der Okeanide Meliböa mit dem Fleisch eines geschlachteten Kindes bewirtet worden war, verwandelte Zeus den Lykaon in einen Wolf. Der König „Lyk"aon, der hier mit den „Ark"adern und „Pelarg" in Verbindung gebracht wird, ist Hütte (lyk) und Wolf (lyk) zugleich.

Wir haben des Ausdruckes Meli bereits oben (S. 227 ff.) gedacht und zwar als einer sehr verbreiteten Bezeichnung für das große Haus. Da ich alsbald nochmals auf diesen Ausdruck in Verbindung mit einem andern Hüttennamen als lyk zu sprechen kommen werde, so will ich mich über das Verhältnis der Lykier zu dem durch die Sprachwurzel m-l gekennzeichneten großen Hause hier möglichst kurz fassen.

Nach Herodot (I. 273) sollen die Lykier ursprünglich aus Kreta stammen, dann aber „nach Asien in das Land Milyas" gekommen sein. „Denn das Land, wo jetzt die Lykier innen wohnen, hieß vordem Milyas und die Milyer hießen dazumal Solymer." Nun ist Solym nur eine lautliche Variante bezw. Schreibweise für Salem, und dieses bedeutet, wie wir schon oben sahen, ebenfalls Ruhehaus, ist also nur eine andere Bezeichnung für Milyas. Der Sachverhalt, in dem die Lykier zum „Lande Milyas" stehen, wird uns sofort klar, wenn ich hier die Stelle, aus welcher B a c h o f e n sein „Mutterrecht" entdeckt hat, ausführlich wiedergebe.

Herodot schließt an das soeben Mitgeteilte folgendes an: „Ihre (der Lykier) Sitten aber sind zum Teil kretisch, zum Teil karisch. Jedoch eine sonderbare Gewohnheit haben sie, die sonst kein anderes Volk hat: sie benennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater. Denn wenn man einen Lykier fragt, wer er ist, so wird er sein Geschlecht von Mutterseiten angeben und seiner Mutter Mütter herzählen. Und wenn eine Bürgerin einem Knechte beiwohnt, so gelten die Kinder für edelgeboren; wenn aber der Bürger, und wäre er auch ein noch so vornehmer Mann, ein fremdes oder Kebsweib nimmt, so sind die Kinder unehelich."

Wir haben also hier dieselbe Erscheinung, wie oben bei den Mortlockern in Kubarys Bericht. Das große Haus, das hier Fel heißt, ist bei den Lykiern „das Land Milyas", oder, wie wir auch sagen können, das Haus der Mylitta. Wenn aus demselben „ein noch so vornehmer Mann ein fremdes oder Kebsweib nimmt," d. h. eine androkratische Familie gründet, so sind die Kinder dieses fremden Weibes, das bei den Mortlockern in der Hütte allein wohnt, nicht ebenbürtige Kinder, weil das Weib, „ausgesetzte" Kinder geboren hat. Denn das Weib ist Hüttenweib aus der Fremde. Wenn aber „eine Bürgerin einem Knecht beiwohnt," d. h. eine gynäkokratische Familie begründet, so gehört das von ihr geborene Kind zum großen Hause, zum „Lande Milyas" und ist nicht ausgesetzt. Denn die Mutter hat in dasselbe Zutritt. Beiläufig mache ich hierbei wieder darauf aufmerksam, daß wir auch bei den Lykiern beide Familienformen neben einander vorfinden, das sog. Vaterrecht neben dem sog. Mutterrecht. Den Namen Lykier haben die Milyer in ihrer Eigenschaft als Hüttenbewohner erhalten, nachdem das große Haus bei ihnen verschwunden war.

Wie das Geschlecht der Welfe und Waiblinge, der Volksstamm der Lykier und Libyer in seinem Ursprung nichts anderes als Hüttenbewohner oder Insassen der einzeln stehenden Familienhäuser sind, so sind es auch die Athener. Statt mich in weitere Details zu verlieren, die den Leser ermüden könnten, will ich zugleich versuchen, ihm an diesem Volksstamme den Unterschied von Sage und Mythos zu verdeutlichen. Die Sage enthält, wie wir im vorigen Abschnitt sahen, den objektiven, wenn auch lückenhaften Tatbestand und legt uns die Oertlichkeit der Ereignisse klar vor. Der Mythos aber bildet sich auf Grund des Sageninhalts aus einer Idee heraus einen Tatsachenzusammenhang. Achtet man auf die Merkmale der Erscheinungen, welche den Sageninhalt ausmachen, so erkennt man die Zeit,

auf welche sich der Inhalt bezieht, und stellt man alsdann die Frage, ob sich die den Ereignissen immanente Idee mit der Idee im Mythos deckt, so kann man, wenn sich beide Ideen widersprechen, durch Auslösung der späteren Idee, die sich als solche (spätere) leicht aus den Bedingungen ihres Auftretens erkennen läßt, die Sage rekonstruieren.

Im sechsten Buch seiner „Geschichten" erzählt Herodot im 187. Kapitel: „Lemnos aber hatte Miltiades, Kimons Sohn, also eingenommen. Nachdem die Pelasger von den Athenern aus Attika vertrieben waren, ob nun mit Recht oder mit Unrecht, das kann ich nicht sagen, ohne was da erzählt wird, nämlich Hekatäos, Hegesandros Sohn, sagt in seinen Geschichten mit Unrecht. Denn als die Athener gesehen, daß das Land, welches zuvor schlecht und nichts wert gewesen, nun aber wohl bestellt war, wären sie neidisch geworden, hätten Lust zu diesem Lande bekommen und so hätten die Athener, ohne irgendeinen Grund anzugeben, sie (nämlich die Pelasger) verjagt. Wie aber die Athener selbst erzählen, haben sie sie ganz mit Recht verjagt. Nämlich die Pelasger hätten am Fuße des Hymettos gewohnt und von da aus ihnen Unbilden zugefügt: Nämlich ihre Töchter wären immer nach Wasser gegangen gen Enneakrunos, das ist die neun Brunnen; denn zu derselbigen Zeit hätten weder sie noch die übrigen Hellenen Diener und Dienerinnen gehabt. So oft sie nun dahin gekommen, hätten ihnen die Pelasger aus Uebermut und Verachtung Gewalt angetan. Und das wäre noch nicht genug gewesen, sondern am Ende wären sie noch zu Rate gegangen über einen feindseligen Angriff, und dabei auf der Tat ertappt worden. Sie aber hätten sich so viel besser betragen als jene, daß sie, da sie die Pelasger hätten umbringen können, wie sie diese bei ihren listigen Anschlägen entdeckt, es nicht gewollt, sondern ihnen nur geboten, das Land zu verlassen; und jene wären dann ausgewandert und hätten nun mehrere Gegenden besetzt, darunter auch Lemnos. Jenes also erzählte Hekatäos, dieses erzählen die Athener. Jene Pelasger aber, die dazumal Lemnos bewohnten und gern Rache nehmen wollten an den Athenern, stellten Fünfzigruderer, weil sie die Feste der Athener genau wußten, in einen Hinterhalt, wie die Weiber der Athener der Artemis zu Brauron ein Fest feierten. Von da raubten sie eine Menge derselben und fuhren von dannen und führten sie nach Lemnos und nahmen sie zu ihren Kebsweibern. Und wie diese Weiber eine Menge Kinder bekamen, lehrten sie ihren Knaben die attische Sprache und die Sitten der Athener. Diese wollten nun gar nichts zu tun haben mit den Knaben von den Pelasgischen Weibern, und wenn einer von ihnen geschlagen

wurde von jener einem, kamen sie ihnen allen zu Hülfe und standen einander bei, ja die Knaben meinten auch, sie müßten jene Knaben beherrschen und gewannen auch die Oberhand. Als die Pelasger das merkten, gingen sie zu Rate mit einander, und wie sie die Sache überlegten, wandelte sie die Furcht an: Wenn diese Knaben schon einen Unterschied machten und sich beiständen wider die ehelichen Kinder und schon jetzo über dieselben zu herrschen versuchten, was würden sie erst tun, wenn sie groß geworden? Da beschlossen sie, die Knaben von den attischen Frauen umzubringen. Und das taten sie auch und brachten noch obendrein die Mütter ums Leben. Von dieser Tat und was zuvor die Weiber getan, die zusamt dem Thoas ihre Männer umgebracht, heißt in ganz Hellas jedwede Freveltat eine Lemnische."

Der Sachverhalt, soweit er den Weiberraub betrifft, ist derselbe wie überall, also wie bei den Sabinern oder auch Siloern. Nur ist die Idee, unter die der Sageninhalt gestellt ist, eine andere. Außerdem sind in Herodots Schilderung mehrere Sagen verbunden. Die Idee des Mythos entstammt einer Zeit, wo die Athener bereits ein Volksstamm waren. Ihre Entstehung war ihnen selbst unbekannt, wohl aber hatten sie eine Tradition, zufolge deren sie mit den Pelasgern einst Beziehungen gehabt hatten. Das große Haus, die Pfahlarche, war längst verschwunden und mit diesem Hause zugleich deren Bewohner, die Pelasger. So entstand in ihnen der Glaube, daß sie diese selbst einst vertrieben hätten. Das Warum? gab ihnen die Sage von den Pelasgern auf Lemnos, und da sie selbst schuldlos an der Vertreibung sein wollten, so warfen sie die Schuld auf die Pelasger.

Der der Sage zu Grunde liegende Sachverhalt ist sehr einfach; denn er ist genau derselbe wie anderwärts, wo durch Weiberraub Familien entstanden sind. Die Hellenen kommen von der Höhe herab zum Wasser der Pelasger, wo die Pfahlarche eben steht; es beginnt von seiten der letzteren der Weiberraub, der uns in dem schön ausgeschmückten Mythos vom Raube der Helena überliefert ist. Diese helleniſchen Weiber werden in einzelnen Hütten angesiedelt und diese heißen eben Ath (= ad) bezw. mit ihren Bewohnern Athener. Da für die Einzelhäuser auch andere Ausdrücke noch bestehen, z. B. auch cas (cat), so macht ein anderer Mythos den Castor und Pollux zu den beiden Brüdern der Helena. Castor ist der Repräsentant der vom Hochlande stammenden Einzelhütte, Pollux stellt den Pfahlbau dar. Athen ist gleich Atin (odin), bezw. as, weshalb die Dorier Athene „Asana" aussprachen. Athene ist die Eine und da ad in den Hordensprachen dasselbe bedeutet wie min, bezw. mon oder man (μόνος = allein), so ist

die griechische Athene die römische Min-erva. Weil Minos der Alleinige, so macht ihn der Mythos zum Alleinherrscher von Kreta, ebenso wie in Aegypten mit König Menes die erste Dynastie beginnt. In Rom machte man Mena zu einer weiblichen Zuständen vorstehenden Göttin. Auch die Minyer sind Hüttenbewohner.

Die Athener sind also aus den Pelasgern dadurch entstanden, daß sich die Pelasger mit Hellenen vermischten und einzelne Familienhäuser gegründet wurden, die allmählich die große Pfahlarche verdrängten. Mit dem Verschwinden des großen Hauses sind auch die Pelasger dort verschwunden, wo die Athener allein übrig blieben. Da nun aber die Pelasger, weil sich diese nur auf dem ihnen zusagenden geographischen Individuum ausgebreitet hatten, ebenso zerstreut lebten wie die zwischen diese sich eindrängenden Hochlandbewohner, die Hellenen, und da die Ueberlieferung wußte, daß es auch auf Lemnos Pelasger gegeben habe, so läßt der Mythenbildner die am Fuße des Hymettos verschwundenen Pelasger nach Lemnos auswandern. Das Fest der Artemisien, welches ähnlich wie bei den Römern (vgl. oben S. 217), den Israeliten (S. 219) und den Persern (S. 214) seinen eigentlichen Entstehungsgrund im Weiberraub und dessen Folgen hat, erscheint dem Mythenbildner, weil ja an diesen Festen ähnlich wie bei den Festen jetziger Naturvölker außer Phallusceremonien auch Scheinraube stattfinden, als gute Gelegenheit, den einstmaligen wirklichen Raub seitens der Pelasger gerade an diesem Feste stattfinden zu lassen. Dadurch gewinnt es den Anschein, als hätten die Athener von jeher dieses Fest gehabt. Also genau so wie beim Mythos vom Raub der Sabiner und Siloer.

Nun war den Athenern auch durch die Sage in Erinnerung, daß ihre Mütter einst Kebsweiber der Pelasger gewesen waren und daß somit einst eine Differenz zwischen ehelichen und unehelichen Kindern sowie Kindesmord bei ihren Vorfahren bestanden hatte. Diesen Zustand muß der Mythenbildner nach Lemnos verlegen, weil sich sonst ein Widerspruch ergeben würde. Aber in Wirklichkeit sind überhaupt die Athenerinnen Kebsweiber der Pelasger, nämlich in ihrer Eigenschaft als Helleninnen. Insofern die geraubten Helleninnen nicht in der Pfahlarche (Pelargos) oder dem großen Hause, deren Eintritt ihnen als Fremden verboten war, sondern in Einzelhütten wohnten, hießen sie eben Athener, zu deutsch: Einzelne.

Wenn die hellenischen Weiber Kinder mit den Pelasgern erzeugten, so waren diese ausgesetzt und konnten getötet werden; denn sie standen wie ihre Mütter unter der Gewalt der Männer in der Pfahl-

archie (Androkratie). Es bestand also ein Unterschied zwischen den Kindern der pelasgischen einheimischen Frauen und der hellenischen Fremden bis zur vollständigen Gleichberechtigung beider Elemente, die erst eintrat, als das große Pfahlhaus hier wie anderwärts verschwunden war. Durch die Vermischung der Höhenbewohner, der Hellenen, mit den Bewohnern des Unterlandes, den Pelasgern, erfolgte auch eine Vermischung beider Sprachen, der pelasgischen einerseits und der hellenischen anderseits, woraus die attische Sprache entstand. Nur schien es den späteren Athenern, weil sie aus der Idee ihrer Zeit ihre Vergangenheit erklären wollten, als hätten die Pelasger die attische Sprache und die Sitten der Athener angenommen. Denn die Gegenwart bot ihnen nur die attische Sprache.

Wir haben eine ganz analoge Erscheinung zwischen den Milesiern und Joniern. Es besteht, wie wir sahen, für das große Haus auch ein durch die Wurzel m-l gekennzeichneter Ausdruck, z. B. malae auf Tonga und Samoa, der in lautlichen Abweichungen auch in vielen griechischen Mythen wiederkehrt, die in ihrem Sageninhalt sämtlich die Merkmale an sich tragen, welche die Begebenheiten in und um das große Haus betreffen. Die „alten Milesier" sind die Bewohner der Mila. Von ihnen erzählt Pausanias (6, 2): „Damals besiegten die Jonier die alten Milesier, töteten alles Männliche außer was bei der Einnahme der Stadt entfliehen konnte und nahmen die Weiber und Töchter der Getöteten zur Ehe." Die Jonier, die sich bekanntlich gern als Autochthone in Griechenland fühlten, waren jedoch den Milesiern gegenüber die aus dem Höhenlande Zugewanderten. Denn der Name Jonier ist eine ebensolche allgemeine Bezeichnung für Wanderhorden (Genneten), wie etwa der Name Sueven. Da sie in ihrer Ueberlieferung das Faktum einer Vermischung mit Milesiern hatten, sie aber selbst jetzt Jonier hießen, so lassen sie wegen des ausgestorbenen Namens die milesischen Männer des Todes sterben, aber, weil es außerdem noch andere Milesier in Griechenland gab, einen Teil davon entfliehen. Der Sachverhalt liegt also so: die Jonier sind den Milesierinnen gegenüber, weil sie deren Familienmänner (famuli) wurden, das unebenbürtige Element. Die Brüder ihrer Frauen aber, die die Jonier erschlagen haben wollten, weil der Name Jonier den Namen der Milesier verdrängt hatte, lebten ebenfalls als Jonier fort. Hatten die Schwestern der „alten Milesier" Jonier geheiratet und dadurch gynäkokratische Familien gegründet, so hatten sich die Brüder Weiber von den Kariern geholt und androkratische Familien geschaffen.

Ich habe die Jonier-Milesier absichtlich als Beispiel angeführt,

um nochmals zu zeigen, wie auch im Altertum sich dasselbe nachweisen läßt, was wir oben (S. 92) an den Mortlockern erkannten, daß nämlich die gynäkokratische Familie (sog. Mutterrecht) gleichzeitig mit der androkratischen Familie (sog. Vaterrecht) auftritt und auftreten muß, weil sich beide Familienarten ergänzen. Da diese beiden nebeneinander stehenden Familienformen, wie ich in „Horde und Familie" ausführlich gezeigt habe, zweierlei Stände hervorrufen, so finden wir diese Stände auch in Milet. Denn nur dadurch können wir verstehen, weshalb Herodot (I. 46) berichtet: „Die aber von den Prytaneien der Athener ausgezogen sind und nun meinen, sie seien die edelsten aller Jonier, die brachten keine Weiber mit zu ihrer Ansiedelung, sondern nahmen sich karische Weiber, deren Eltern sie zuvor erschlugen. Und dieses Mordes wegen machten dieselben Weiber zum Gesetz und verbanden damit einen Schwur und pflanzten es fort auf ihre Töchter, daß sie nie wollten zusammen essen mit ihren Männern, noch einen Mann mit Namen rufen, darum weil sie ihre Väter und Männer und Kinder erschlagen und darnach ihnen beiwohnten. Das geschah zu Milet."

Der Mythos ist erfunden, um die Sitte des Alleinessens der Weiber zu erklären, der wir schon oben (S. 135) gedachten. Die Weiber essen allein, weil sie nicht hordenberechtigt sind; denn ihre Männer sind ihnen gegenüber Edele: „die edelsten aller Jonier", nämlich die „alten Milesier", die die Jonier tot geschlagen haben wollen. Die Prytanie (ion. πρυτανηίη) ist in ihrem Ursprung das große Haus der Brüderschaft, ein Ausdruck, der in einer Reihe von Mythen in und außerhalb Griechenlands wiederkehrt, und sich auf den Sageninhalt vom großen Hause zurückführen läßt. Weil es das Pfahlhaus ist, das einem umgekehrten Schiffe gleichende Zelt, das bei den irischen Kelten auch Clan heißt, so ist der Heraklide Brettos ein Sohn der „Bal"etia, und der König von Gallien, Brettannos, durch dessen Länder Herkules mit den geraubten Rinderherden Geryons zog, ist der Vater der Keltina, die, in den Helden verliebt, dem Herkules den Keltos gebar, von dem die Kelten nach dem Mythos benannt sein sollen. Deshalb ist auch Broteas ein Sohn der Pallas, und der durch seine Wahrsagekunst berühmte Meergreis Proteus, dessen Begegnung mit Menelaos auf dem Strande von Pharos die Odyssee schildert, sowie die Amazone Prothoe, die im Zweikampf gegen Herkules sieben Feinde erlegte, sind ebenso Personifikationen des Prytaneion, wie der mythische König Broder von Dänemark. Doch dies im Einzelnen näher auszuführen ist dem Zwecke dieser Schrift nicht angemessen.

Ich wollte nur auch hierbei den Hinweis geben, daß das griechische Volk, bevor es zu seiner einheitlichen Sprache gelangt ist, unzählige lokale Dialekte gehabt haben muß, weil sonst diese sprachliche Mystik, die sich in den Mythen kund gibt, unerklärbar bleiben würde. Wenn die Völker aus Urvölkern hervorgegangen wären und von allem Anfang an eine fertige Volkssprache gehabt hätten, so könnte es gar keine solche Mythen geben. Denn Mythen gründen sich auf Sagen menschlicher Ereignisse, nicht aber, was vom psychologischen Standpunkt aus geradezu absurd ist, ursprünglich auf Naturanschauungen. Erst sollen die Menschen naturkundig gewesen sein, Himmel und Erde beobachtet, sich Sternbilder geschaffen und ihnen Ereignisse angedichtet haben und, nachdem sie damit fertig, soll ihnen erst der Gedanke gekommen sein, diese Naturanschauungen zu personifizieren und daraus menschliche Begebenheiten zu formen. Kann man sich psychologisch etwas Verkehrteres denken?

Der Mensch war dem Menschen das Nächste, und seine Erlebnisse auf engstem Raum bilden den Sageninhalt, der in der Ueberlieferung weiter lebt. Aber da der Mensch durch die Wechselwirkung mit seiner Umgebung ein anderer wird und im Verkehr mit andersgearteten Menschen seine Anschauung und Sprache sich ändert, er aber seine Vergangenheit nunmehr aus diesem veränderten geistigen Zustande betrachtet und beurteilt, so verändert sich zugleich auch der Inhalt seiner geschichtlichen Ueberlieferungen, und daraus entsteht eben der Mythos. Denn die psychologische Erfahrung zeigt gerade dem Vertreter der Wissenschaft tagtäglich, daß die Gegenstände unserer Forschung dadurch andere für uns werden,, d a ß wir forschen. Begnügen wir uns, sie bloß aus unserer Idee, die wir fertig in uns haben, zu erklären, so hat das seine bestimmte Grenze in der Grenze unserer Idee. Erkennen wir diese Grenze nicht und fahren wir mit dieser unzureichenden Idee in unsern Erklärungen fort, so werden unsere Erklärungen und Deutungen, ohne daß wir uns selbst dessen bewußt sind, für andere schleierhaft und mystisch. Und die Wissenschaft selbst erstarrt dabei. Man wähnt, man schafft etwas neues, wenn man alten Rummel aus vergangenen Jahrhunderten ausgräbt und ihn aus demselben Gesichtspunkt betrachtet wie die primitiven Historiographen vergangener Jahrhunderte.

Genau so war es im Völkerleben. Man denke an die mystische Erstarrung in Indien, die uns auf allen Gebieten hier entgegen tritt. Die Mythenbildung hört auf, wenn und weil sie keinen Stoff mehr zur Umbildung der Sagen in Mythen hat. An Stelle der Mythen-

bildung tritt dann die Deutung der Mythen. Und diese knüpft, wenn das Interesse auch an der Natur erwacht ist, unter anderm an die Natur an: es entstehen die Kosmogonien; und sie sind es erst, welche die auf wirklichen durch die Sage überlieferten Ereignissen aufgebauten Mythen von einem primitiven naturwissenschaftlichen Standpunkt aus deuten.

Was ein Volk in seinen Mythen überliefert, ist freilich nicht Geschichte, aber darum doch noch nicht zugleich Nichtgeschehenes. In den Mythen begegnen uns nur Umbildungen wirklicher Geschehnisse in einer Form, in der die dem Ereignis selbst zugrunde liegende (immanente) Idee im Widerspruch steht zur Idee des Mythenbildners. Ohne ein tatsächliches Moment gäbe es gar keinen Mythos. Wenn wir beispielsweise zuletzt von den karischen Weibern sprachen, die sich die Milesier geraubt und deren Eltern sie erschlagen haben wollen, so liegt dieser Mythe eine wahre Tatsache zugrunde. Denn Kar bedeutet einen Hügel (Gar, Ger, Gor) oder Berg, ist also dasselbe wie mag (meg): das Hohe, der Hügel. Die Karier sind gegenüber den Milesiern, den Bewohnern der Ebene, die Hochlandsbewohner. Daher die Mythe von einem Grabmal eines Königs von Megara, namens Kar, das auf dem Wege von Megara nach Korinth gelegen. Es soll der Sage nach früher nur aus aufgeschütteter Erde bestanden haben, dann aber nach einem Orakelspruch der Gottheit mit Muschelmarmor bekleidet gewesen sein.

Solche „Grabhügel" haben von jeher die Aufmerksamkeit der späteren Geschlechter der Landschaften, in denen man sie vorfand, erweckt. Sie sind keine Eigentümlichkeit irgend eines Landes, ja nicht einmal eines Erdteils, sondern eine ebenso weit verbreitete Erscheinung wie der im vorigen Abschnitt von uns betrachtete Pfahlbau. Und so wie dieser überall dort verschwand, wo sich die Bewohner der Ebenen mit den Bewohnern des Hochlandes durch das Medium der Familie zu Stämmen entwickelten, so sind auch die Hügel, auf denen die Höhenbewohner Platz genommen hatten, als Wohnstätten mitverschwunden. Wo die Bevölkerung sich noch nicht verdichtet hat, stehen sie in ihrer uns rätselhaften Erscheinung als Ruinen heute noch vor uns.

Es ist deshalb hier der Ort, diese Hügel näher ins Auge zu fassen. Wir gingen in diesem Abschnitte von der Erscheinung aus, daß zu den Bewohnern der Ebene die Bewohner des Hochlandes herabstiegen und beide Elemente sich vermischten. Durch diesen Prozeß entstanden die Einzelbehausungen oder Familien, deren einer Teil eine zeitlang in einem untergeordneten Dienstverhältnis zu den Bewohnern des

großen Hauses stand, weil der andere Teil, das alteingesessene Element, das unebenbürtige Element beherrschte. Nach und nach emanzipierte sich das letztere und so entstanden, wie wir es soeben an den Lykiern, Athenern und Joniern illustrierten, Völkerstämme.

Aber bevor überhaupt sich die Söhne der Höhe mit den Töchtern der Ebene vermischten, entstand jenes bunte Durcheinanderwohnen der Horden und das Sprachengewirr der kleinen ethnographischen Gebilde, das wir überall auf der Erde verfolgen können. Es drängen sich zwischen die in den Sumpfebenen seßhaften Elemente, die wir Arier nennen können, wenn wir überhaupt diesen Ausdruck auf seine ursprüngliche Bedeutung als Bewohner der Arche zurückführen wollen, die wandernden Elemente ein, und zwar besetzen sie die höher gelegenen Stellen, die Hügel, die, wenn sie nicht genügend hoch sind, von diesen Wanderhorden noch künstlich erhöht werden. Diese Hügel sind nun eben jene „Grabhügel", die wir über die Erdoberfläche weit verbreitet vorfinden und für die wir nur dann ein richtiges Verständnis gewinnen können, wenn wir durch das Induktionsverfahren die ihnen zustehenden Prädikate bis auf ihre Grundeigenschaft abwickeln. Denn nur dadurch ist es möglich, die ursprüngliche Bestimmung der Hügel zu erkennen. Mit einer fertigen Idee kann man auch diese Erscheinung nicht begreifen. Ja, wenn man ausschließlich nur in solch engen geistigen Schranken gewirkt und nicht einmal eine Vorstellung von jenem logischen Denkprozeß gewonnen hat, der dem Werden der Dinge nachgeht, wird man sie selbst dann nicht verstehen, wenn die Resultate einer solchen Forschungsweise dargelegt werden.

Da ich in meiner Schrift „Urgeschichte des Ackerbaues usw." die Chatti des Tacitus nicht zu den Ariern, sondern zu den Höhenbewohnern gerechnet habe, dies aber von anderer Seite bespöttelt worden ist, so will ich zunächst an die Chatten wieder anknüpfen.

Tacitus berichtet uns in seiner Germania (30) von den Chatten folgendes: „Jenseits von diesen die Chatten (ultra hos Chatti). Sie vermuten den Ursprung ihres Sitzes vom herzynischen Wald her (initium sedis ab Hercynio saltu inchoant), nicht [von] so überschwemmten und sumpfigen Orten, wie die übrigen Bevölkerungen, auf die sich Germania erstreckt (non ita effusis ac palustribus locis, ut ceterae civitates, in quas Germania patescit); wenngleich sie Hügel befestigen, werden sie allmählich locker (durant siquidem colles paulatim rarescunt), und seine Chatten geleitet der herzynische Wald (et Chattos suos saltus

Hercynius prosequitur), sobald er sie absetzt (simul atque deponit)."

Es ist mir unverständlich, wie man diese ganz klaren Worte des Tacitus in ähnlicher Weise hat übertragen können, wie sie z. B. Ludwig Döderlein übersetzt hat, der (Taciti Germania, Erlangen 1850 S. 49) folgenden Sinn hineingelegt: „Weiter nach innen beginnt mit dem Herzynerwald das Land der Chatten, kein so flacher und sumpfiger Boden, wie die andern Länder, in die Germania sich abdacht; denn die Hügel dauern fort und machen sich nur allmählich selten; der Herzyner Wald begleitet seine Chatten und setzt sie dann auf die Ebene." Nicht viel besser ist die Uebersetzung vom Freiherrn von Hacke (Karlsruhe 1818 S. 53): „Weiter hin am herzynischen Walde beginnen der Chatten Wohnsitze, weniger in Sümpfen und Morästen liegend, als andere Völkerschaften, die Germanien in sich faßt, weil das Land etwas bergig ist und nur nach und nach ebener wird. Der herzynische Wald folgt seinen Chatten, bis er mit ihnen endet".

Die Darstellung des Tacitus, die er von den Chatten gibt, verliert ihren Sinn, wenn man in sie die Idee hineinträgt, dieser habe das Land der Chatten beschreiben wollen. Von einem Lande der Chatten ist in obiger Stelle keine Rede. Nicht das Land, sondern die Chatten als Ethnos sollen geschildert werden: sie sind in dem Satze das Subjekt. Von diesem Subjekte wird ausgesagt: erstens von wo sie abzustammen behaupten und inwiefern sie sich ihrer Herkunft nach von den übrigen Bewohnern Germaniens unterscheiden, sodann soll zweitens durch eine Schilderung des Baues ihrer Wohnorte die geographische Eigentümlichkeit der letzteren dargestellt werden, und endlich will Tacitus drittens auf den Zusammenhang hinweisen, der zwischen dem vermeintlichen Ursprungssitz der Chatten und ihren gegenwärtigen Sitzen besteht.

Die Döderleinsche und die anderen ihr ähnelnden Uebersetzungen beruhen eben auf vorgefaßten Ideen, die den Satzbau nicht berücksichtigen und Wörtern eine Bedeutung beilegen, die niemand zugeben kann, der lateinisch zu denken und zu sprechen versteht. **Inchoare aliquid** heißt allerdings auch etwas beginnen, etwas anfangen, etwas einleiten; aber nur in dem Sinne: etwas nicht zu Ende bringen oder beim Anfang verbleiben. Es steht also **inchoare** im Gegensatz zu **absolvere, peragere, perficere**, d. h. etwas durchführen. In der Oratorik bedeutet daher **inchoare aliquid** etwas vermutungsweise aufstellen, bezw. etwas schwach zu begründen versuchen, etwas ohne vollgültigen Beweis behaupten. Diese Bedeutung hat es auch hier. Die Chatten

vermuten den Ursprungssitz vom herzynischen Wald, nicht von so überschwemmten und sumpfigen Plätzen, wie die übrigen Einwohnerschaften, auf die Germania sich erstreckt, bezw. sich ausdehnt. Wo hat patesco jemals die Bedeutung: ich dache mich ab?

Nachdem Tacitus berichtet, von wo die Chatten ihren Ursprung selber ableiten, will er uns mitteilen, womit diese Vermutung zusammenhängt. Sie hängt damit zusammen, daß sie gegenwärtig Hügel bewohnen. Es ist eine Eigentümlichkeit des Tacitus, daß er einen Satz, der im folgenden Satze schon mit enthalten ist, einfach ausläßt, wodurch eben seine präzise Ausdrucksweise zustande kommt. So ist auch hier der Satz: „Jetzt bewohnen sie Hügel" in Wegfall gekommen, weil er durch das folgende überflüssig wird. Denn wenn gesagt wird: „Wenngleich sie Hügel befestigen, werden sie allmählich locker (Durant siquidem colles paulatim rarescunt)", so versteht es sich von selbst, daß sie jetzt Hügel bewohnen. Nirgends hat durare die Bedeutung fortdauern, sondern durare aliquid heißt etwas hart, etwas fest machen. Und nie hat rarescere die Bedeutung seltener werden, sondern es bedeutet lockerwerden, auseinanderspringen. Rarescit terra calore heißt nicht: das Land wird durch die Wärme seltener, sondern es wird infolge der Hitze rissig, es geht auseinander.

Tacitus will uns die Chatten als Hügelbewohner charakterisieren. Deshalb erzählt er uns von ihrer angeblichen Urheimat und bringt diese in Verbindung mit den jetzt von ihnen bewohnten Hügeln. Der Schlußsatz hängt in der Luft, wenn man Tacitus nicht diese Absicht beimißt. Denn der Schlußsatz schlägt die Brücke zwischen dem Ursprungsland der Chatten und ihren jetzigen Wohnräumen, und zwar in Form eines hübschen, ich möchte sagen poetischen Bildes: der herzynische Wald begleitet seine Chatten, sobald er sie niedersetzt. Tacitus will sagen: die Chatten sind, wie sie selber vermuten, ihrer Herkunft nach Höhenbewohner und sie bleiben es auch in der Ferne, indem sie sich auf Hügeln niederlassen, die sie befestigen. Und eben wegen dieser Treue, die sie ihrer vermeintlichen Urheimat dadurch beweisen, daß sie sich nach wie vor ausschließlich auf Hügeln niederlassen, gibt ihnen der herzynische Wald als ihr vormaliges Vaterland das Geleite, wenn er sie absetzt.

Das ist eben das Charakteristische an den Höhenbewohnern, daß sie, wenn sie in den Niederungen sich zwischen die ansässigen, meist dem Ackerbau sich widmenden Horden später niederlassen, die Hügel besetzen und so ihrem geographischen Individuum treu bleiben.

Die Chatti sind aber nicht die einzigen Hügelbewohner in Ger-

manien. Denn genau dort, wo die von den sog. Chatten besetzten Hügel aufhören, beginnen die Hügel der Chauken. Das Geschlecht der Chauken, obwohl es nach Tacitus (Germ. 35) von den Friesen beginnt und einen Teil (!) der Küste inne hat (Chaucorum gens quamquam incipiat a Frisiis ac partem (!) litoris occupet), wird von den Flanken aller Völkerschaften (omnium gentium lateribus), die Tacitus zuvor erörterte (quas exposui), umspannt (obtenditur), bis es sich gegen die Chatten hin im Bogen ausläuft (donec in Chattos usque sinuetur). Eine so weite Spanne von Ländereien (Tam immensum terrarum spatium) haben die Chauken nicht bloß (ideell) inne, sondern füllen sie auch an (non tenent tantum Chauci, sed et implent).

Halten wir uns auch hier rein an das Sachliche, so erkennen wir, daß uns Tacitus die weite Ausbreitung der Chauken zur Darstellung bringen will. Sie bewohnen nach ihm nicht die ganze Küste, sondern nur einen bestimmten Teil; denn sie werden zugleich von anderen Völkerschaften umspannt. Unter diesem „Teil" der Küste kann Tacitus nach der ganzen Sachlage nur ein ganz bestimmtes geographisches Individuum verstehen, nämlich dasjenige, was durch die Flanken aller von ihm erwähnten Völker (omnium gentium lateribus) umspannt wird, das ist das Hügelland. Denn wenn wir alle an ihren Flanken befindlichen Völkerschaften echt geographisch untersuchen, so finden wir, daß die letzteren die wässerigen Ebenen bewohnen. Und weil die Chauken nur die Hügel bewohnen, so begreifen wir, weshalb sie bis an die Chatten heranreichen. Denn diese haben ebenfalls, wie uns Tacitus berichtet hat, nur die Hügel inne. Wo also die Hügel der Chatten endigen, fangen die von den Chauken besetzten Hügel an.

Denjenigen freilich, die derartige Schilderungen vom Standpunkte der primitiven mittelalterlichen Historiographie aus beurteilen und, wie diese, dabei an politisch von einander getrennte Völkerschaften denken, ist das Durcheinanderwohnen der Horden bezw. kleinen Stämme in Germania nie zum Bewußtsein gekommen. Wenn sie sich nun wohl gar noch von der modernen Sprachwissenschaft mit ihrer Urvölkertheorie mitbestimmen lassen und von einem „Volke der Germanen", die durchweg „Arier" sein sollen, zu reden wissen, dann wird die Schranke ihrer vorgefaßten Idee erst recht zur Schranke ihres Erkennens. Die Folge ist, daß sie ihren eigenen Irrtum in Tacitus' klare Schilderung hineintragen. So sagt beispielsweise Zeuß (die Deutschen S. 140): „Im Süden läßt Tacitus die Chauken bis zu den Chatten

hinauf reichen. . . . Aber auch in diesen Angaben wird Genauigkeit vermißt. Noch stehen bei Ptolemäus die Angrivarier, Chamaven und anderen kleinen Völkchen zwischen den Chauken und Cheruskern. Nicht einmal die Chauken und Cherusker grenzten zusammen, noch weniger ist an eine unmittelbare Berührung zwischen Chatten und Chauken zu denken."

Und doch grenzen sie an einander, sobald man die Erscheinung unter den Gesichtswinkel des geographischen Prinzips stellt. Denn insofern die Chatten von Tacitus als Hügelbewohner aufgefaßt worden sind und die Chauken ebenfalls als solche, wenn er dies auch von letzteren nicht ausdrücklich ausspricht, so grenzen eben die Hügel der Chatten an die Hügel der Chauken. Es ist nur Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit der Betrachtungsweise, die in der ganz klaren Situation „Genauigkeit vermißt".

Wir besitzen über die Hügel bewohnenden Chauken eine sehr anschauliche Schilderung vom älteren Plinius in dessen „Naturgeschichte" (Histor. natural. XVI. 1), die ich hier zunächst folgen lassen will. Plinius schreibt:

„Wir haben aber selbst im Norden die Geschlechter der Chauken, welche die kleineren und größeren genannt werden, gesehen. In einer ungeheuren Weite des Landes derselben, zwei Tage und zwei Nächte in eins zu reisen, tritt das Weltmeer unermeßlich weit über, und macht durch seine Ueberschwemmug einen ewigen Streit, wo Land oder See sei: und läßt sie im Zweifel, ob diese Gegend einen Teil des festen Landes oder des Meeres ausmache. Hier hat ein armes Geschlecht hohe Hügel inne (tumulos obtinet altos) oder Bühnen (tribunalia) nach der Erfahrung der höchsten Flut mit Händen errichtet, Hütten darauf so gestellt, daß sie Schiffenden ähnlich sind (navigantibus similes), wenn sie die Umgebung des Wassers überdeckt, Schiffbrüchigen aber (naufragis vero), wenn das Wasser zurückgetreten ist: und die mit dem Meere zurückfließenden Fische fangen sie um ihre Behausungen (tuguria) herum. Sie haben nicht das Glück, Vieh zu halten, Milch zu genießen, wie ihre Nachbarn, nicht einmal mit wilden Tieren zu kämpfen, da jedes Gebüsch weit weggetrieben ist (omni procul abacto frutice). Sie flechten sich von Seegras und Sumpfbinsen Stricke, um den Fischen Netze vorzustellen, und da sie den mit den Händen aufgefangenen Schlamm mehr durch Wind als Sonne trocknen, kochen sie ihre Speise mit Erde (terra) und erwärmen ihre von dem nördlichen Froste erstarrenden Eingeweide. Sie haben kein Getränk als vom Regenwasser, welches sie beim Eingange ihrer Behausung in Gruben

verwahren. Und diese Stämme, wenn sie heute vom römischen Volke überwunden würden, würden sich sagen, daß sie dienen. In der Tat, viele verschont das Glück zu ihrer Strafe."

Wir erfahren also aus dieser Schilderung, daß die Chauken ebenso wie die Chatten Hügelbewohner sind. Nur wohnen die Chauken den Chatten gegenüber näher dem Meere zu. Daß jene nicht immer ihre Bauten im Wasser stehen haben, ergibt die Schilderung: „Schiffenden ähnlich, wenn sie die Umgebung des Wassers überdeckt, Schiffbrüchigen aber, wenn das Wasser zurückgetreten ist". Jedenfalls wird es dem unbefangenen Leser, wenn er diese Erscheinung geographisch erfaßt, einleuchten, daß Hügelbewohner, mögen Hügel auch hier und da mehr in Gruppen als vereinzelt auftreten, nur in zerstreuter Form wohnhaft zu denken sind. Denn Hügel wechseln auf der Erdoberfläche mit Ebenen ab. Trotzdem die Chauken also einen unermeßlichen Erdraum (immensum terrarum spatium) innehaben (tenent) und auch füllen (implent), können gleichwohl andere Horden zwischen ihnen wohnen. Und daß das wirklich der Fall gewesen ist, haben wir schon oben bei Besprechung der Langobarden erfahren. Denn Ptolemäus meldet, daß mitten unter den größeren Chauken (μεταξὺ Καυχῶν δε τῶν μειζόνων) und Sueven Angrivarier, Langobarden und Dalgumnier wohnen. Daß auch in Plinius Schilderung außer den Hügelbewohnern auf jenem seeigen Gelände ein anderes Element noch mit vertreten ist, dürfte einem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein. Das geschilderte „arme Geschlecht" hat hohe Hügel inne oder Bühnen (tribunalia) mit Händen errichtet. Unter „Bühnen" kann Plinius seiner Erfahrung nach nur auf Pfählen errichtete Erhöhungen bezw. Pfahlgerüste verstanden haben.

Haben wir kein richtiges Bild von dem Durcheinanderwohnen der Horden bezw. Stämme in der Zeit vor der Völkerbildung, so werden auch unsere ärchäologischen Untersuchungen einer festen Grundlage entbehren. Wir werden uns in allerlei Vermutungen über die Bewohner jener Hügelbauten ergehen und deren Errichtung Völkerschaften zuweisen, die mit ihnen in absolut keiner Beziehung stehen. Deshalb will ich zur Klärung der Sachlage hier eine Beschreibung über Kujavien folgen lassen, die wir dem Generalmajor von Erkert verdanken.

Dieser hat wiederholt in Kujavien Ausgrabungen vorgenommen und darüber an Rudolf Virchow berichtet. Unter Anderem schreibt er folgendes:[8]) „Ich komme, je mehr ich Cujavien

10) Ausgrabungen in Cujavien. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. Berlin 1880. S. (314).

kennen lerne, immer mehr zu der Ueberzeugung, daß es ein durch die Natur (Wasserläufe und Wasserflächen) ganz besonders begünstigtes Gebiet ist, und noch mehr war, als die Wässer ein viel höheres Niveau hatten, besonders auch da entschieden Warta und Weichsel vor noch nicht gar so langer Zeit (bei Konin und Wloclawsk) in Verbindung standen. Das Gebiet ist aber nicht nur von Flüssen und Seenbetten äußerlich begrenzt, sondern auch im Innern in sehr markierte Abschnitte geteilt, den nördlichsten flachen Teil, wasserlos im Nordosten, ausgenommen, wo aber etwas weiter die Weichsel sich vorlegt, bei Thorn, und wo in dem sandigen Hügellande überhaupt kein Anbau — da wasserlos — möglich war. Daher heute noch die unzähligen Torflager, die stark ausgebeutet werden bei gegenwärtig großem Holzmangel."

Diese Schilderung stimmt, was die geographische Seite betrifft, vollständig mit der des Plinius in Bezug auf den Wohnraum der Chauken überein. Berichtet uns Plinius, daß alles Gesträuch fehle (omni procul abacto frutice), so teilt uns von Erkert „gegenwärtig großen Holzmangel" mit. Wenn uns Plinius erzählt, daß die Chauken den mit den Händen aufgefangenen Schlamm mehr durch Wind als durch die Sonne trocknen lassen (captumque manibus latum ventis magis quam sole siccantes) und ihre Speisen mit Erde kochen (terra cibos urunt), so erfahren wir durch von Erckert, daß sich unzählige, oft bedeutende Torflager in Cujavien befinden. Die Chauken haben also ihre Speisen nicht mit „Erde" (terra), sondern mit Torf gekocht.

Daß im heutigen Cujavien einst Chauken gewohnt haben, kann nach der geographischen Sachlage keinem Zweifel unterliegen; aber ebensowenig auch, daß sie nicht allein wohnten, sondern mitten unter ihnen auch Horden anderer Herkunft, nämlich Bewohner der schiffsförmigen Horde, die Pfahlgerüste oder Bühnen (tribunalia) errichteten und schon vor jenen seßhaft waren. Deshalb erhebt v. Erkert die Frage: „Wer weiß, wer hier vor den Slaven wohnte, Vandalen? Burgunder? litauische Stämme? Nicht oft, aber doch auffallend, besonders bei jüngeren Männern, ist ein gewisser, edlerer als der allgemeine polnische Typus, der besonders in einem schmalen, länglichen Gesicht, feiner, etwas gebogener Nase, mit feiner Nasenwurzel, so zu sagen in etwas Anständigerem, Vornehmerem besteht, mit hübschen Augen, was den Gedanken aufkommen läßt, als seien es Ueberbleibsel einer vorslavischen, germanischen Zeit."

Ob die Chauken hier sitzen geblieben sind, ist nicht zu bestimmen. Denn man muß dabei erwägen, daß, wenn es der Fall war, unzweifel-

haft ein Vermischungsprozeß mit anderen Horden stattfinden mußte und daß in einem solchen Falle die Hügelbewohner hier, wie anderwärts, alsdann ihr Rundlager aufgaben. Denn mit wem anders hätten sie sich vermischen können als mit der schiffsförmig lagernden Horde? War diese hier vorhanden?

Ueber seine Ausgrabungen in Cujavien berichtet Erkert (S. 315 ff.): „Reihengräber haben sich gar nicht mehr gefunden . . ." „Kreisgräber fanden sich selten, waren immer zerstört . . ." „Kistengräber fanden sich sehr selten und immer bereits zerstört." Wohl aber fand von Erkert eine Art von „Bau cujavischer Gräber, die hier nur breiter und kürzer erscheinen, von oben gesehen, die Form eines spitz zulaufenden Schildes oder eines Schiffsgrundrisses früherer Zeit haben.

Da es für vorliegenden Zweck gleichgültig ist, ob wir es hier mit wirklichen Gräbern überhaupt zu tun haben, so will ich nur bemerken, daß es sich bei den weit verbreiteten schiffsförmigen Gräbern nur um Nachahmungen menschlicher Wohnstätten handelt und daß das dazu verwandte Material nebensächlicher Natur ist. Die Form der Bauart ist Hauptsache; denn in ihr kommt die Psyche zur Erscheinung. Nur ein Wirrkopf könnte meinen, daß die zahlreichen Steinschiffe (Stenskeppar) ihr Dasein den rundbauenden Hügelbewohnern und umgekehrt die Kreisgräber ihr Bestehen den in schiffsförmigen Behausungen wohnenden Ariern verdanken.

Es ist, wie schon oben berührt wurde, allen Horden charakteristisch, daß sie ihre Wohnlager nachahmen: die Bewohner der Arche in Form kleiner Miniaturschiffchen, die Bewohner der Hügel in Form von runden Bechern und Ringen. Wenn wir in Cujavien Gräber, bezw. Baureste, die die Form eines spitz zulaufenden Schildes oder eines Schiffsgrundrisses haben, so können ihre Errichter nicht wohl die auf Hügeln wohnenden Chauken, sondern die zwischen ihnen wohnenden Arier gewesen sein.

Der ganze Tatsachenzusammenhang ergibt, daß die Chauken ebensowenig wie die Chatten ein Volk, sondern weit zerstreut lebende Horden, d. h. Elemente zu einem erst noch werdenden Volke gewesen sind, die eben deshalb auch zerstreut lebten. Das erklärt uns, weshalb wir die Chauken ebensowohl im Westen als auch im Osten von Germanien finden. Bald als Hilfstruppen der Römer (Tac. Annal. 1, 60, 2, 17), bald auch als Feinde derselben, indem sie z. B. am Niederrhein unter Anführung von Gannascus Streifzüge in römisches Gebiet unternehmen (Tac. Annal. 11, 18. 10) oder

im sog. batavischen Kriege gegen die Römer kämpfen (Tac. Histor. 4, 79: 5, 19).

Ob überhaupt die unter dem Namen Chauci in Germania auftretenden Hügelbewohner derselben Abstammung gewesen sind, d. h. ob sie sämtlich von demselben Gebirge nach den Hügeln, die sie zur Zeit ihrer Beobachtung mitten unter anderen Horden bezw. Stämmchen einnahmen, herabgestiegen sind, ist aus den vorhandenen Merkmalen nicht festzustellen. Das Urteil, welches Tacitus und Vellejus auf der einen Seite geben, die ihre Kraft, Besonnenheit und Mäßigung, bezw. ihre zahlreiche und kräftige Jugend rühmend hervorheben, und das Urteil des Plinius auf der anderen Seite, der sie ein elendes Geschlecht (misera gens) nennt, spricht dagegen. Aber auf bloße Urteile der Autoren wollen und dürfen wir keine Schlüsse bauen, wenn aus dem Urteil nicht zu erkennen ist, auf welche Tatsachen sich dasselbe stützt.

Der Name Chauci, der nach der Etymologie der Sprachforscher aus der Wurzel háuan = hauen, sich schlagen, kämpfen abzuleiten sein soll, bedeutet, wie der Sachverhalt zeigt, nichts anderes als Hügel bezw. Hügelbewohner. Solche rein sprachliche Etymologien entbehren jeder tatsächlichen Grundlage; denn sie sind das Erzeugnis einer abstrakten Idee, im vorliegenden Falle der Idee, daß es sich um einen Ausdruck der Sprache handelt. die wir gegenwärtig als deutsche Sprache kennen. Man lebt dabei in der Fiktion, als habe diese Sprache schon zu der Zeit bestanden, als man die Chauci innerhalb der Grenzen Germania's beobachtete. Geht ein Anderer von einer anderen Idee aus, dann wird er den Ausdruck Chauken einer anderen Sprache zuweisen.

Man würde sich täuschen, wollte man glauben, daß die auf den Namen Chauken getauften Hügelbewohner nur auf Germania, oder wohl gar nur auf das heutige Cujavien, d. h. den Landstrich zwischen Polen und Masovien, beschränkt gewesen. Es gab 1012 auch jenseits der Oder eine Landschaft Kujawa; es gibt in Mähren noch heute einen Ort Kujaw. In Bulgarien treffen wir Kuçewo (Kuçajewo), das Kutschagebirge, südöstlich von Branitschewo, und seine Bewohner, die Kutschanen oder Kutschewanen, werden von den deutschen Annalisten Guduscani genannt. Bekanntlich wird der Name Kiew auch Kujawah, Cuievoa, Chua und Kitaua geschrieben. Sind diese Namen slavisch? Nach Schafarik (Slawische Altertümer II. S. 210) sollen „Kuc, Kuca, Kucaj, Kucaja oder Kyc, Kyca beliebte „Namen" für felsige, steile Berge in den Slavenländern sein. Aber beschränken sich denn die

Chauken auf die „Slavenländer" allein? Was ist überhaupt ein Slavenland?

In verschiedenen Schreibweisen, wie Kak, Hak, Hag, Chak, Heg, Hyk usw. finden wir diese Hügelbewohner ebenso in Amerika, Afrika, Asien und Europa wie auch auf mehreren großen Inseln verbreitet, in alter und neuerer Zeit. Aber man sieht nicht, wenn man nicht analysiert und mit fertigen Ideen das Völkerleben betrachtet. Ueberall, wo wir sie antreffen, finden wir sie als die später ankommenden, welche sich zwischen die Altansässigen eindrängen. So in Afrika: „Da wo wir das Sudagebiet berührten," schreibt Curt v. François (Globus 53, S. 276), „waren Kioko-Dörfer allgemein zwischen den Lunda-Dörfern eingestreut. Erst seit wenigen Jahrzehnten haben sie hier ihren Einzug gehalten." Die das Schmiedehandwerk betreibenden Kioko haben als Wohnungen die runden „Bienenkörbe" (Ratzel, Völkerk. II. S. 228 und 333). Ebenso Ratzel in Ost-Asien: „Man muß auf bestehende Sonderungen aufmerksam machen, denen vielleicht nur geschichtliche und wirtschaftliche Tatsachen zu Grunde liegen, die aber auch körperliche Verschiedenheiten decken könnten. In der einzigen Provinz Kuangtung leben drei sich möglichst gesondert haltende Volksstämme, die Punti (Einheimischen), Hakka (Eingewanderten) und Hoklo, deren Dialekte sich zu einander verhalten, wie das Deutsche, Holländische und Dänische. Die Punti herrschen in allen Aemtern. . . . Ihre Dörfer verraten mehr Wohlstand als die der Hakka und Hoklo. Ihre Weiber haben meist verkrüppelte Füße, die der beiden anderen Stämme natürliche. Ihre Felder sind in der fruchtbaren Ebene gelegen, die der Hakka mehr auf Hügeln und an Berghängen. Die Hakka sollen von Norden her unter die Punti eingewandert sein und haben daher als Spätergekommene keine günstige Lage. Doch sind sie die Kräftigeren, Energischeren, . . . sind vor allem in Formosa am weitesten in das Gebiet der Bergstämme vorgedrungen usw."

Das schreibt derselbe Ratzel (Völkerkunde II. S. 655), nach dessen Ansicht die Geographie die Führerin abzugeben hat auf heute mehr geahnten als betretenen Wegen" (vgl. oben S. 14). Warum erforscht er denn diese Erscheinungen nicht geographisch? Weil seine Geographie kein klar erkanntes Prinzip hat. Er würde sonst schwerlich behaupten, daß jenen „Sonderungen" „vielleicht (sic!) nur geschichtliche und wirtschaftliche Tatsachen zugrunde liegen", sondern finden, daß das Antreffen der Hakka auf Hügeln nicht

darin begründet ist, nur weil sie die „Spätergekommenen" sind, sondern weil sie Hochlandsbewohner sind. Sie sind nicht „in das Gebiet der Bergstämme am weitesten vorgedrungen", sondern kommen im Gegenteil, ähnlich wie die Chatten des Tacitus, von den Bergen herab und drängen sich mitten unter die Punti ein. Und zu den Hakka gehören auch die Hoklo.

Nur eine systematische über das gesamte Völkerleben sich erstreckende Beobachtung, die die geographischen Kleinsträume (Hordenraum) zum Ausgangspunkt nimmt, ist imstande, uns ein Verständnis für die Verwandtschaft der Völker zu erschließen. Können wir aus den heutigen Völkersprachen, in denen für einen und denselben Sachverhalt ein in zahlreichen Varianten geschriebener Ausdruck besteht, das Völkerleben und die Verwandtschaft der Völker unter einander bestimmen? Oder müssen wir uns nicht vielmehr von der Geographie führen lassen, die allein im Stande ist, uns den Inhalt der Mythen verständlich zu machen? Man durchforsche sie geographisch und man wird begreifen, warum die Kamtschadalen in Cachy, der Gemahlin Kutkus, des Schöpfers der Welt, ihre göttliche Stammmutter verehren; warum bei den Peruanern die Chacaras als Sonnenpriester eine ebensolche Rolle spielten, wie bei den Tibetanern Chaca oder Xaca, der angebliche Stifter der religiösen Sekte der Chacabut. Wie immer auch der zuletzt erwähnte Name für Hügel und Hügelbewohner geschrieben und ausgesprochen wird, immer handelt es sich um jenes Rundlager, was wir bei den Chatten und Chauken beobachten konnten: um einen mit einer Umfassung künstlich aufgeschütteten Hügel, der einstmals von den „Söhnen der Höhe" bewohnt, aber nach der Vermischung mit den „Töchtern der Ebene" verlassen wurde. Als Ueberbleibsel vergangener Tage haben diese Hügel die Mystik der nachkommenden Geschlechter, die sie zu Opferaltären benutzten, hervorgerufen, und die dunkelen Sagen weiterlebender Namen, die sich an die Hügel knüpften, sind dann in Mythen umgesetzt worden.

Ich erinnere beispielsweise an das römische Geschwisterpaar Cacus und Caca. Als Herkules mit Geryons Herden durch Italien zog, stahl ihm Cacus seine Rinder. Aber die in Herkules verliebte Caca verriet für den Preis von dessen Gegenliebe ihren Bruder. Dafür wurde ihr in Rom ein Sacellum, d. h. ein mit einer Mauer umzogener heiliger Ort mit einem Altar geweiht, auf dem ein immerwährendes Feuer erhalten wurde.

Die Mythe ist nur erfunden, um den „Cac" benannten, mit einer Mauer umzogenen Hügel zu erklären. Diese Hügel sind aber nicht

errichtet worden, um Opferstätten zu werden, sondern sie sind Heiligtümer geworden, weil die Mystik in diesen Hügeln, deren Zweck den nachgeborenen Geschlechtern unbekannt war, etwas besonders ehrwürdiges fand. Man muß bei der Erklärung immer unterscheiden, was bleibendes und was wechselndes Merkmal ist. Die Verwendung dieser Hügel zu Opferstätten, zu Begräbnisplätzen, zu Zufluchtsorten, zu Verteidigungszwecken usw. sind immer wechselnde Merkmale; diese können nie Auskunft über ihre Entstehung, sondern nur über ihre spätere Verwendung geben. Hält man das nicht fest, so wird man niemals imstande sein, die darin gemachten Funde ihrer Herkunft und Zeit nach, in der man sie niedergelegt hat, zu bestimmen.

Das gilt fast von allen derartigen Denkmälern des Altertums. Sie sind früher vorhanden als ihre Deutungen. Die Deutung wird erst dadurch hervorgerufen, daß man ihre ursprüngliche Bestimmung nicht kennt, gleichwohl aber wissen möchte, welcher Bestimmung sie dienten. Knüpfen sich an ein Denkmal überlieferte Namen an, so wird, weil der Mensch dem Menschen das nächste ist, der Name zu einem Personennamen, und liegt zugleich ein dunkler Sageninhalt vor, so wird daraus ein Mythos. Dieser geht so lange von Mund zu Mund, bis es zu einer bildlichen Aufzeichnung kommt. Ihr Zweck besteht darin, den künftigen Geschlechtern das Denkmal zu erklären. Daher können Inschriften auf Denkmälern niemals ohne weiteres als Geschichtsquellen betrachtet werden.

Kak in seinen verschiedenen Schreibweisen ist eine Bezeichnung für alle Wohnhügel, die mit einer Ringmauer umzogen sind. Daher kann dieses Wort in den Stammes- und Volkssprachen alle die Bedeutungen erlangen, die in der ursprünglichen Gesamtanschauung vertreten sind. Insofern bedeutet Kak zunächst das Hohe, den Hügel oder Berg. So hat im Lateinischen „cac"umen die Bedeutung von Hügel oder Berg. Ob dieser felsig ist oder nicht, ob er weit über dem Meeresspiegel liegt wie der Kawkas („Kauk"asus) oder niedrig ist, wie die Hügel der Chauken des Plinius, ist nebensächlich. Aber in dem Ausdrucke Kak, das in den deutschen Mundarten als Chag, Hag, Hek, (im Thüringischen) Kek(i) vorkommt, liegt überall da, wo es sich um k ü n s t l i c h e Wohnhügel aus der Zeit handelt, wo sich die Hochlandsbewohner mitten unter den Ariern niedergelassen haben, auch das Ringförmige mit darin enthalten. Deshalb sagt schon der Stadische Abt Albert in seinem Chronikon (p. 72): Circuli quos Teutonici haga dicunt. Ein Hag oder Kak ist ein bewohnbarer künstlich befestigter, von einem Ringe umfriedigter Hügel.

Es ist, wie eingangs (S. 11) von mir bemerkt wurde, nicht Zweck meines Buches, das Material vorzuführen, auf welchem meine Forschungen des Völkerlebens beruhen. Das habe ich auch in meinen urgeschichtlichen Darstellungen nicht geboten. Der Leser, den ich ins Auge fasse, soll mit mir denken und von mir überzeugt werden, wie unhaltbar unsere Völkertheorie und wie mythisch unsere Geschichtsauffassung ist. Wird er sich davon überzeugt haben, dann wird er, mag er sich beispielsweise mit ägyptischer Geschichte beschäftigen, erkennen, worin die Mythen von den „Hyk"sos, die von den Bergen herabkommen, begründet sind. Oder wenn er griechische Geschichte treibt, was wir unter „Kyk"lopen zu verstehen haben. Oder wenn er Heimatkunde liebt, welche urgeschichtliche Bedeutung solche Bezeichnungen, wie Kukswall (im Dithmarschen), Kukuksberge, Gukelsberge usw. haben.

Wer nicht dem Werden der Völker nachgeht, wird ihre Eigentümlichkeit und Individualität nie begreifen. Völker sind ihm fertige Produkte, nur weil er selber sie mit einer fertigen Idee, d. h. aus einem abgeschlossenen Geisteszustande betrachtet. Die Folge ist, daß er sich bei seiner Völkerbeurteilung, nur an Namen klammert und um eines Buchstabens willen irgend ein Ethnos für etwas ganz anderes hält als es wirklich ist. Aber auf die Schreibweise der Völkernamen kommt es gar nicht an.

Auch der Name Τσέχοι (Tschechen) ist nur eine Variante für Chauci. Zeuß (S. 641) findet die Schreibweise „auffallend mit nicht gequetschtem Guttural Κέχοι, Κιέχοι", weil er nur die Namen für sich ins Auge faßt und gar nicht bedenkt, daß der Name für eine Sache nicht die Sache selbst ist. Und wie Zeuß geht es auch andern: sie wollen die Völker aus ihren Namen begreifen und glauben es mittels einer rein sprachlichen, auf einer Fiktion beruhenden Etymologie erreichen zu können. Je nach dem Standpunkt, den der Sprachforscher dabei einnimmt, wird das Volk oder richtiger der Volksname unter ein „Urvolk" eingereiht. So nehmen die Slavisten die Czechen für sich in Anspruch und wissen von einem alten slavischen Volke der Czechen oder „czechischen Slaven" zu sprechen, ohne weder das slavische Urvolk noch das Volk der Czechen selbst nachgewiesen zu haben. Selbstverständlich leidet darunter die sachliche Feststellung der Völkerverwandtschaft.

„Wann, aus welcher Heimat, auf welchem Wege und wie diese slavischen Czechen nach Böhmen eingewandert sind, darüber sind die Gelehrten strittig; es kann dies auch bei einem Gegenstande, der keineswegs auf klaren Zeugnissen gleichartiger Schriftsteller, sondern ledig-

lich auf der gesamten damaligen Geschichtslage, auf der kritischen Erwägung gleichzeitiger Begebenheiten und Zustände beruht, nicht anders sein." So schreibt Schafarik (Slawische Altertümer II. S. 411) und er fügt in einer Anmerkung hinzu, daß „bereits Kosmas nichts Sicheres über den Einzug der Czechen in Böhmen zu erfahren vermochte. Nach ihm waren die Czechen die Urbewohner ihres Landes, die sich mit ihrem Stammvater und Herrscher Czech (Bohemus) darin, als es noch ganz öde war, bald nach der Sündflut festsetzten."

Wenn irgend eine Ueberlieferung der äußeren Form nach den Charakter der Geschichtsschreibung an sich trägt, dann gilt sie den meisten Gelehrten schon als echte Geschichte. Sie beachten nicht, daß die Mythe viel anschaulicher als die Sage sein muß, weil eben der Mythenbildner das Lückenhafte, was die Sage enthält, mittels seiner Phantasie überbrückt. So ist Schafarik (II. S. 422) „die romantische Erzählung vom Aufstande der Heldin Wlasta und dem Kriege der Weiber gegen die Männer nach Libuscha's Tode (710) das Gebilde der Phantasie eines Dichters," dagegen die Wahl Przemisls zum Gemahl der Libuscha vom Pfluge weg wegen der Schuhe, in denen er ehedem geackert hatte und die man zum Andenken in der fürstlichen Kammer auf dem Wyschehrad aufbewahrt, „ein offenbares Zeugnis dafür, daß die Sage von der Libuscha und Przemisl auf historischer Grundlage, d. h. auf einer wirklichen, wahrhaften Begebenheit beruht." Der Schuh Przemisl ist nicht anders zu beurteilen als der Schuh des Perseus (vgl. oben S. 239); denn Prze—misl ist das Langhaus (Schiff und Schuh) im Sumpf, die angebliche weibliche Herrschaft der Libuscha ist die Herrin in der Einzelhütte (lib.).

Es ist wunderbar, wie Schafarik behaupten kann (II. S. 437): „die Czechen geboten gleich vom Anfange ihrer Besitzergreifung über ganz Böhmen in den noch heute bestehenden natürlichen Grenzen", wo er doch selbst sagt, es sei strittig, wie die Czechen nach Böhmen eingewandert sind. Wir können nicht auf Grund von Mythen primitiver Historiographen, sondern nur auf Grund von Sagen eine annähernde Vorstellung von der Urgeschichte der Völker erhalten. Denn der Mythos, weil er aus mehreren Sagen sich entwickelt, faßt das gewordene Volk, die Sage aber, weil sie lokal ist, das Element ins Auge, was zur Entstehung des Volkes beigetragen hat.

Die Sage läßt die Czechen unter ihrem Anführer Czech ihre erste Niederlassung um den Berg „Rip", der in Hoffmann's böhmischer Chronik „Reif" heißt, gründen. Rip bedeutet in der Hordensprache Berg, bezw. runder Hügel, Reif. Auch dieser Ausdruck kehrt in den

Mythen weit von einander abgelegener Völker wieder. Ich erinnere an die Rephaim in der israelitischen Geschichte, an jene „Riesen", denen einst die Canaaniter und später noch die Israeliten den Garaus gemacht haben sollen. Löst man zum Behufe einer Rekonstruktion der israelitischen Geschichte die mythischen Ideenzusammenhänge auf und versetzt man alle jene Völker, die Israel vernichtet haben will, auf ihren geographischen Standort, so sind die Rephaim, die riesigen „Kinder Rapha's" (2. Sam. 21, 16), nichts weiter als Berg- oder Hügelhorden, die sich mit den Bewohnern der Sümpfe, den Samsummim, vermischen und als Hüttenbewohner unter der Bezeichnung Emim bezw. auch als Ammoniter weiter leben. Denn Em und Am sind weit verbreitete Bezeichnungen für Einzelhütten, die, weil ihre Insassen wie die Hütten hießen, dem Ausdrucke em auch die Bedeutung von Weib und Mutter in einigen Nationalsprachen verschafft bezw. bewahrt haben.

Es ist dasselbe Einerlei, was sich in allen mythischen Geschichtsdarstellungen wiederholt: die Sage überliefert das Faktum, der Mythenbildner erfaßt es mit der Idee seiner Zeit und fragt, wohin die Personen gekommen seien, von denen die Sage meldet. So läßt sie der Mythenbildner von den Vorfahren seines eigenen Volkes totschlagen und bedenkt nicht, daß sein eigenes Volk die Nachkommenschaft der angeblich Getöteten in sich birgt. Denn sein Volk ist das Produkt aller nur dem Namen nach ausgestorbenen, einst bunt durcheinander wohnhaft gewesenen Horden, die sich durch das Medium der Familie erst zu Stämmen, und dann zum Volke entwickelten.

Sowie in Aegypten Ammon aus der Vermischung der „Hyk"sos, der Hügelbewohner, mit den „Phara"onen, den Bewohnern des Schiffshauses (fara = theba = No), hervorging und der Mythos die Sache so darstellt, als seien unter der Aegide des (Gottes) Ammon die Hyksos einst vertrieben worden, so erscheint im Mythos der Israeliten das Volk Rapha von diesen und den Ammonitern vertilgt, und es wird uns eine umständliche Geschichte von der ammonitischen Hauptstadt „Rabba" und ihrer Eroberung durch David erzählt, die, wenn man sie in ihre einzelnen Sageninhalte auflöst, sehr einfacher Natur ist und auf das schon angedeutete Ergebnis hinführt. Die angeblichen Völker, welche das spätere Volk Israel tot geschlagen haben will, sind sie selbst vor der Zeit ihrer Existenz als Volk.

Der Name „Hyk"sos ist ebenso identisch mit „Reph"a (Raba) wie die Bezeichnung „Kech"i mit der Bezeichnung „Rip"; denn die Hyksos der Aegypter sind ebensolche ethnische Elemente und Entwickelungsfaktoren für die Völkerbildung gewesen wie die Kechi im

heutigen Volke der Böhmen. Was bei den Israeliten die Samsummim sind, ist bei den Aegyptern zu einer Dynastie der Samsi, bei dem Volke der Böhmen aber zu einem König Samo durch den Mythenbildner herausgewachsen.

So lange als wir uns nicht entschließen, aus den übermittelten Ueberlieferungen die Idee des Mythenbildners auszulösen, wird uns die Geschichte der alten Völker genau so erscheinen, wie sie im Mythos zur Darstellung gebracht worden ist. Verzichten wir auf diese Auslösung, dann negieren wir die Wissenschaft, weil wir den logischen, dem allmählichen Werden der Dinge nachgehenden Erkenntnisprozeß negieren. Dann stehen alle Völker, wie aus der Pistole geschossen, ebenso fertig vor uns, wie sie den Mythenbildnern, den denkbar primitivsten Historiographen, erschienen sind und erscheinen mußten, weil sie auch nicht die leiseste Ahnung von einem dem Werden der Dinge nachgehenden Erkenntnisprozeß hatten und zu ihrer Zeit noch nicht haben konnten.

Wir haben aber heutzutage einen solchen Erkenntnisprozeß. Darum müssen wir die Idee, mittels deren die Mythenbildner das vielerlei Einzelne, was sie in den Sagen vorfanden, einst verbanden, auslösen, um das vielerlei Einzelne zurückzuerhalten. Haben wir es erst wieder zurückerobert, dann können wir mit unserem fortgeschrittenen Erkenntnisprozeß eine neue Synthese vornehmen, die uns wirkliche Tatsachenzusammenhänge offenbaren und uns ein getreues Bild von der Entstehung der Völker bieten wird. Wissen wir, durch welche Elemente jedes einzelne Volk entstanden ist, so kennen wir auch die Verwandtschaft der Völker, nicht bloß oberflächlich, sondern ziemlich genau, namentlich wenn wir die vielen einzelnen Horden des Höhenlandes, welche ja die Entwickelungsfaktoren für die Bewohner der Ebene zu einem Volke gewesen sind, zu bestimmen versuchen.

Es gibt nicht bloß eine mythische Geschichtsschreibung, sondern auch eine mythische Geographie, und diese beruht auf demselben Grunde wie jene. Bekanntlich finden sich bei den Alten sehr verschiedene Ansichten über die Lage Riphäischer Berge, die die meisten Schriftsteller des Altertums in den äußersten Norden verlegten. So läßt sie Plinius (IV. 12. 26) ebenso durch Asien wie durch Europa hinstreichen und mit dem Kaukasus zusammenhängen. Ptolemäus (III. 5. 18) verlegt sie nordöstlich vom alaunischen Gebirge an die Grenze des asiatischen Sarmatien, in das es noch hinüberreicht. Andere Schriftsteller identifizieren die Rhipaei Montes mit den Alpen, während Strabo (VII. 290, 299) geneigt ist, sie für ein fabelhaftes Gebirge zu halten.

Wir können den Streit darüber auch in diesem Falle nur schlichten,

wenn wir auf das geographische Individuum zurückgehen und dessen eingedenk bleiben, daß jeder geographische Kleinstraum ursprünglich nur einem ethnographischen Individuum als Wohnraum diente, und daß alle derartigen Bezeichnungen einst nur eine streng lokale Bedeutung gehabt haben. Es ist das psychologisch auch gar nicht anders denkbar. Der geistige Horizont ist bei Kindern und Horden sehr begrenzt. Das Kind bedarf keines anderen Ausdrucks für einen Berg oder Hügel als den ortsüblichen; es sagt z. B.: ich gehe auf den Berg für jede Erhöhung, die es besteigt. Besondere Benennungen für jeden besonderen Berg entstehen erst später, wenn es gilt, getrennt liegende Höhen zu unterscheiden. Die vielen Bezeichnungen für Hügel, die wir im Völkerleben antreffen, bezeichnen sämtlich ursprünglich nur Berg oder Hügel überhaupt, und eine solche Bezeichnung ist auch das Wort rip, das in lautlich abweichenden Formen und Schreibweisen sehr verbreitet ist. Wenn nun der Geograph von den vielen „Ripen" hörte, die einst bestanden und sie ähnlich wie der Historiograph (mit dem Erkenntnisstandpunkt seiner Zeit) zu deuten versuchte, so entstand in seiner Phantasie ein Gebirge, das einst den Namen „Rip" bezw. Rhiphäen gehabt, besonders weil und wenn seine Nationalsprache diese Bezeichnung aus der Hordensprache nicht in der Bedeutung von Hügel mit aufgenommen hatte.

Jedes aus der Hordenzeit durch die Sage in das Zeitalter des Volkslebens übermittelte Wort führt zur Mystik, und wir können uns, wie mehrfach gezeigt, von dieser Mystik nur befreien, wenn wir die Sage, in der das Wort weiterlebt, aufsuchen bezw. rekonstruieren. Aber wenn wir das Wort mittelst einer Nationalsprache zu deuten versuchen, so fügen wir zu der bereits vorhandenen Mystik nur immer neue Mystik hinzu und gelangen zuletzt an einem Punkt an, wo der Wörter Sinn zum Unsinn wird. Der Leser wird mich besser verstehen, wenn ich dies an einem hierher gehörigen Beispiel illustriere.

Bekanntlich heißt der Teil des Riesengebirges, der Schlesien und Böhmen trennt, noch heute Rabengebirge; sein ursprünglicher Name ist aber Rab, und dieses ist, wie wir vorhin aus der israelitischen Geschichte sahen, nur eine lautliche Variante für Reph bezw. Rip und bedeutet einen Berg überhaupt. Da nun dieser Ausdruck an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche wiederkehrt, weil die zerstreuten Horden, die ihn gebrauchten, wiederkehren, so entstand eben das „fabelhafte Gebirge" der Rhiphäen, der „mons Rip", die „Stadt Raba" und dgl. Nun wohnen aber, weil auf der Erdoberfläche Hügel und Ebenen zerstreut liegen, mitten unter den Hügelbewohnern an den dazwischen

liegenden sumpfigen oder seeigen Orten — ich erinnere an die Samsummim — auch andere Horden unter verschiedenen Namen, zu denen, wie wir oben sahen, auch die Bezeichnung „Sal" mit ihren lautlichen Varianten (Silo, Zille 2c.) gehört. So wohnten nach Ptolemäus die von Menander Σάλοι, von Ptolemäus selbst Σάλοι benannten Horden im Norden gegen die Ripäen.

Wer das Riesengebirge kennt, weiß, daß der Raum zwischen den einzelnen Kämmen durch große Flächen (sog. Wiesen) ausgefüllt wird, deren Boden aus einem schwammigen Torfmoor besteht, das aus der Luft alle Feuchtigkeit begierig einsaugt und unter sich größere Wasserbehälter bildet, wie denn überhaupt eine ganze Menge Sümpfe und Wasseransammlungen auf dem Riesengebirge sich befinden, denen die Elbe ihren Ursprung verdankt. Diese Wasserbehälter oder Seen sind das geographische Individuum der Saloi oder Zaloi. Da sie mitten unter den Rip gelegen, den späteren „Bauden" (Familienhäusern) aber das Feld geräumt haben, so leben beide Bezeichnungen als Ripzal in den Sagen weiter. Das schlesische Volk, das nicht Hügel, Kübel, Uebel, sondern Hiegel, Kiebel, Ibel ausspricht, hat dieses Wort (wie ich selbst mit meiner sächsischen Mundart) Ripezal ausgesprochen. Erst die Schriftsprache hat aus diesem Worte einen Rübezahl gemacht und die diese sagenhafte Erscheinung charakterisierende Sage vom Weiberraub auf Grund der Umwandlung des Ripezal in einen Rübezahl die etymologische Mythe gebildet, Rübezahl habe seiner Entführten aus Rüben Gespielinnen geschaffen usw.

Es wird Mystik zu Mystik gehäuft, wenn Friedrich Kluge in seinem etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache (5. Aufl.) S. 306 schreibt: „Rübezahl ist Kontraktion für mhd. Rüebezagel, Rübenschwanz (mhd. zagel = engl. tail, angels. taegel, Schwanz)." Auf Grund welchen Sachverhalts hat Kluge diese Etymologie gewonnen? Die Etymologie verfolgt den Zweck, das Wahre (τὸ ἔτυμον), in dem Wort und Sache zu einander stehen, zu ermitteln. Eine Etymologie, die den Sachverhalt, für dessen Vorstellung das Wort gebraucht wird, ununtersucht läßt, verstößt gegen die Wahrheit. Was habe ich gewonnen, wenn mir ein Sprachforscher durch eine rein formale Wortwurzelvergleichung erklärt, Rübezahl bedeute Rübenschwanz? Ich vermag beim besten Willen nicht einzusehen, welchen wissenschaftlichen Wert rein sprachliche Etymologien haben sollen, die jemand ganz unabhängig vom Sachverhalt schafft. Sind denn die Wörter vor den Sachen oder nicht vielmehr die Sachen vor den Wörtern vorhanden gewesen?

Die Sprachforscher verlangen von uns Nichtsprachforschern, daß wir uns nach ihren Etymologien richten sollen und verdammen die unsrigen, wenn und weil sie in Widerspruch zu den ihrigen stehen. Es gehört Mut und Unerschrockenheit dazu, ihre auf reinen Fiktionen aufgebauten Ergebnisse zu bekämpfen, und Tylor[11]) hat so unrecht nicht, wenn er die Etymologen „eine Menschensorte" genannt hat, „denen es nicht an Dreistigkeit fehlt". Denn da sie sich nicht auf sich und ihre eigenen Forschungen intra muros beschränken, sondern auch unsere Forschungen von ihrem einseitigen Standpunkte aus bekämpfen, ja sogar verhöhnen und verlästern, so hemmen sie jeden wissenschaftlichen Fortschritt von entgegengesetzter Seite. Das Hemmnis wird um so größer, wenn selbst Vertreter der Geographie und Ethnographie sich von den Sprachforschern ins Schlepptau nehmen lassen. Ich sollte meinen, daß ein Geograph einer Völkertheorie gegenüber, die ihr Grundprinzip auf ein Urvolk gründet, dessen geographischen Wohnraum sie nicht einmal kennt, sich durchaus ablehnend verhalten müßte. Aber eine Anzahl von Geographen ist sich über das Prinzip ihrer eigenen Wissenschaft selber nicht klar.

Dieser Umstand hat mir bei der Darstellung meiner Forschungsergebnisse in diesem Buche außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Denn wenn Geographen und Ethnographen selber im Bann der Lehrmeinungen der modernen Sprachforschung stehen, wie soll ich imstande sein, das Problem der Völkerverwandtschaft aus dem Gesichtspunkt der Geographie zu behandeln, ohne bei jeder Gelegenheit die Unklarheit der Auffassung seitens der Sprachforscher hervorzuheben?

Fast jeder Sprachforscher glaubt, daß seine Muttersprache nicht durch gegenseitige Befruchtung der verschiedenen Hordensprachen, d. h. durch „Entwickelung", sondern durch „Ablösung" aus einer Ursprache entstanden sei. Deshalb ist er geneigt, irgend ein Wort als ein seiner Muttersprache eigentümliches zu betrachten. So soll denn auch das Wort rip, das in den sog. slavischen Sprachen unter anderm hrib, chrib geschrieben wird, nach den Slavisten ursprünglich slavisch sein. Unter andern meint z. B. Schafarik (Slav. Altert. I. S. 487): „Der Name Karpathen . . ist aus dem slavischen chrib, chr'b, d. h. Gipfel, Berg entstanden und bildet somit einen neuen Beweis für das Altertum der Slaven an den Karpathen. Chrib bezeichnet noch gegenwärtig bei den Winden einen Hügel, eine Höhe; vgl. Slowenski Hribi in Steiermark (windische Bühel). Auch in Rußland kommen örtliche Namen mit chrib zusammengesetzt vor." Aber die Beschränktheit

11) Anfänge der Kultur. I. S. 391.

eines solchen Standpunktes gibt sich sogleich zu erkennen, wenn Schafarik auf der folgenden Seite (488) hinzufügt: „Das Wort Krepak, was bei den Polen einen Gipfel der Karpathen bezeichnet, darf, als von völlig verschiedener Wurzel, mit dem Namen Karpathen in keine Verbindung gebracht werden." Als ob nicht in den hunderten von Horden, die ursprünglich vor aller Völkerbildung durch einander wohnten, eine derselben eine andere Aussprache beliebt haben könnte.

Es ist doch überhaupt erst die Schriftsprache, welche die Mannigfaltigkeit der Wortformen nach dem (S. 263) erwähnten Gesetze der Rechtschreibung erzeugt hat. Wir brauchen ja auch hierbei nur wieder auf die Sagen einzugehen, in denen das in Frage stehende Wort weiterlebt. Bekanntlich kennt die israelitische Geschichte einen Berg Horeb, der außer mit der sinaitischen Gesetzgebung auch mit dem Lagerplatz bei „Raph"idim in Verbindung gebracht wird (2. Mos. 17, 6). Nun bedeutet in der späteren hebräischen Sprache ʿoreb Rabe, und die (1. Mos. 3, 24 erwähnten) Kerub sind nichts anderes als die Greife, wofür die äthiopische Sprache neben gerîpa auch kîrûb, die griechische γρύψ (γρῦπ) hat.

Der bei fast allen Völkern des Altertums wiederkehrende Mythos von den Greifen ist, wenn man ihn auf die Sage zurückführt, sehr einfacher Natur. Die alten Historiographen, wie Herodot, dessen Gewährsmann Aristeas aus Prokonnesos (580 v. Chr.) war, Plinius Ktesias u. A. suchten das „Land" der Greife, ebenso wie die Geographen ihre Ripäen, in Scythien, Aethiopien, Persien, Indien usw., und moderne Forscher sind geneigt, auch hier an eine Mythenübertragung zu denken. Das hauptsächliche der Mystik ist auch hierbei meist sprachlicher Natur. Wir müssen uns erinnern, daß viele Tiere ebenso wie die Horden und Völker nach dem Wohnlager benannt sind und daß ein und dasselbe Lager sowohl einem Säugetiere als auch einem Vogel zu seinem Namen verholfen hat.

Wenn nun die Hügelbewohner wie ihre Hügel hießen, diese Hügel aber zugleich Nester von Vögeln waren, außerdem aber den Menschenwohnungen ähnliche Höhlen bezw. auch verlassene Wohnungen der Menschen Säugetieren, die denselben Namen wie die Menschen und Vögel hatten, zum Aufenthalt dienten, so konnte sich leicht eine Mythe bilden, wie sie beispielsweise Aelian (Hist. anim. IV. 27) erzählt: „Der Greif sei, wie er gehört habe, ein indisches Tier mit Löwenleib, seine Klauen gewaltig ähnlich denen des Löwen. Sein Rücken sei befiedert. . . . Auf den Bergen bauten sie ihre Nester, die zu nehmen vollkommen unmöglich sei und sie raubten junge Tiere. Die den

Indern benachbarten Baktrer behaupteten, daß sie das Gold bewachten; denn sie bedürften des Goldes garnicht; aber wenn man käme, um es zu sammeln, wären sie für ihre Jungen besorgt und bekämpften die Goldsammler. . . . Jäger machten sich zu tausenden auf, versähen sich mit Säcken und fingen an zu graben. . . . Das nach Hause geschaffte Gold würde alsdann von Kunstverständigen gereinigt und geschmolzen usw.

Diese Mythe gehört allerdings einem weit vorgerückten Zeitalter an; denn Aelian lebte zur Zeit Hadrians. Aber vergleichen wir diese Mythe mit den übrigen Mythen, wie sie z. B. Damis (Philostr. vita Apoll. Tyan III. 48) erzählt, nach dem der Greif das Gold mit seinem gewaltigen Schnabel aus mit Goldtropfen besetzten Steinen aushaue, oder wie sie Nearch berichtet, (nach Herodot III. 102; Strabo XV. 1, 44), er habe Felle der goldgrabenden Ameisen gesehen, die denen der Panther ganz ähnlich seien, oder wie Megasthenes beschreibt, die vorhandenen Goldlager grüben Ameisen auf, die nicht kleiner als Füchse seien; das Tier durchwühle im Winter den Erdboden und speichere das gewonnene Gold an den Eingängen der Höhle auf usw., so ist es nicht schwer, zu begreifen, auf welchem Tatbestand der Mythos beruht.

Wie schon eingangs dieses Abschnittes angedeutet und von mir in meiner „Urgeschichte des Ackerbaues 2c." im vierten Abschnitt gezeigt worden ist, sind aus den Wander-Horden (go-rod) des Hochlandes jene gewerblichen Kasten, die wir Jahrhunderte lang als gewerbliche Genoten im Völkerleben wandernd antreffen, hervorgegangen. „Es ist eine falsche Auffassung, daß das seßhafte (‚sedentäre') Volk der Erfinder der Gewerbe sei; im Gegenteil sind die Wandergenossenschaften, die Gentes, weil sie abgesondert lebten, die Erfinder der Industrie geworden. Sie werden auf der Ebene bei der Berührung mit den seßhaften Ackerbauern zum Bleiben genötigt." [12]) Weil sie Wanderhorden waren, erklärt sich ihre große und zugleich vereinzelte Verbreitung. Denn trieben sie, wie die unter der Bezeichnung Hrip oder Gryp auftretenden Horden, zu denen auch die am Berge Rip unter ihrem Anführer Czech sich ansiedelnden dunkelfarbigen Kechoi gehören, Bergbau, so konnten sie sich nur auf einem geographischen Individuum niederlassen, das zugleich der natürliche wirtschaftliche Standort für den Grubenbau ist. Und daraus erklärt sich ihre Zerstreuung über die Erde hin.

Die Hügel des primitiven Grubenbau treibenden Völkerelements, die Gryppen, die auch unter dem Namen Gorode auftreten, haben, weil

12) Mucke, Urgeschichte des Ackerbaues usw. S. 250.

sie Fundstätten zurückgelassenen Rohmaterials und verarbeiteter Metallgegenstände, wie Ringe und dgl. wurden, frühzeitig die Aufmerksamkeit späterer Geschlechter erregt, und da die von Raben umschwärmten hügeligen Steinfesten teilweise zu Höhlen von Tieren wurden, zu den erwähnten Sagen von den Greifen Veranlassung gegeben. Sie sind dann durch die Phantasie der Mythenbildner zu jenen Gestalten herausgewachsen, die uns aus Erzählungen und bildlichen Darstellungen sattsam bekannt sind.

Daher tritt der Gold scharrende Vogel Greif auch unter den Namen auf, die außer dem Worte Gryp für jene Rundhügel in Gebrauch sind. So heißt dieser Hügel z. B. gorod. Der Mythos der Inder kennt einen Vogel Garuda. [13]) Er hat wie der Greif einen tierartigen Leib mit Flügeln und einem Adlerkopf. Eine andere Bezeichnung für jenen Rundhügel ist die ebenfalls weit verbreitete durch die Wurzel p-k bezw. p-g gekennzeichnete, wie sie z. B. in pag, peg, pig auch bog zum Ausdruck gelangt. Nach ihm haben die Römer ihren Greif, bezw. den Sperber benannt. Pici divitiis, schreibt Plautus (Aulul. IV. 8), qui aureos montes colunt. Ego solus supero. Nach ihm benannten auch die Aegypter ihre Sphinx. Sphingae sunt, sagt Isidor (Origg. XXII), in quibus sphingatae effigies quos nos griphos dicimus. Sowohl im Böotischen als auch im Dorischen sagte man φίξ statt φίγξ. Daher finden wir bei Festus: Picati appellantur quidam quorum pedes formati sunt in sphingum speciem, quod Dorii eas phicas vocant.

Das Vorstehende mag genügen, um nicht bloß die weite Verbreitung der Grubenbau treibenden Hügelbewohner, sondern auch die sich an sie anknüpfenden gleichen Sagen zu erweisen. Ich verstehe daher nicht recht, wie Fr. Kluge angesichts der weit verbreiteten Sage in seinem Wörterbuch unter „Greif" sagen kann: „Da übrigens der Glaube an fabelhafte Vögel, welche Menschen entführen, echt germanisch (sic!) ist, könnte im germ.* gripo ‚Egreifer' (zu greifen) mit jenem γρῦπ zusammengeflossen sein." Hier fingiert übrigens Kluge, wie an hundert anderen Stellen, nicht bloß ein Volk der Germanen, sondern auch ein mit einem Sternchen * versehenes Wort, was diese fingierten Urgermanen einst gehabt haben könnten. Jedes Volk ist der Schöpfer seiner eigenen Sprache und das Volk selbst das

13) Der in der Dichtung des Firdôsi vorkommende Vogel Simurgh darf nicht mit dem Greif, sondern muß mit dem Phönix identifiziert werden. Er ist der auf der Sumpf-Arche nistende, dem Pel-arg zu vergleichende Vogel und beruht auf einer ganz anderen Anschauung.

Produkt der einzelnen Elemente, die einstmals auf dem Raume bunt durcheinander wohnten, den das Volk jetzt einnimmt. Gerade daß gewisse Wörter, die ein einzelner Dialekt besitzt, in andern Dialekten der deutschen Sprache fehlen, oder, wie die Sprachforscher sich auszudrücken belieben, „nicht gemeingermanisch sind", ist ein sicherer Beweis dafür, daß das deutsche Volk durch lokale Vermischungen von Horden des Hochlandes und der Ebenen entstanden ist und daß die Sprache, die es heute spricht, ganz analog seiner Entwickelung zu einem Volke sich gebildet hat und daher auch nur als sein eigenes geistiges Produkt verstanden werden kann. Und ein gleiches gilt von seinen Nachbarvölkern.

Daß es in einer Volkssprache Dialekte mit einem teilweise ganz anderen Wortschatz gibt, ist die Folge, daß an verschiedenen Ortpunkten auf das einheitliche Element der Völkerbildung, das sich über die Ebenen ausgebreitet hat und durch eine einheitliche Sprache charakterisiert ist, andere Elemente von dem Höhenlande aus sich mit diesem vermischt haben. Denn letztere, weil sie auch in ihrer Sprache nicht einheitlich waren, sind die Modifikationsfaktoren für das einheitliche Element gewesen. Erst durch den gegenseitigen Verkehr der zahlreichen Völkerstämme unter einander ist das Sprachengewirr allmählich beseitigt worden, und dazu hat die Schriftsprache das meiste beigetragen. Denn sie ist es erst, welche den Prozeß der Völkerbildung zum eigentlich nationalen Abschluß bringt.

Da Völker nicht als Völker, sondern durch die Elemente unter einander verwandt sind, aus deren gegenseitigem Einwirken auf einander Völker hervorgingen, so ist die Frage nach der Völkerverwandtschaft die Frage nach der Verwandtschaft der Völkerelemente. Deshalb müssen wir, um zu bestimmen, inwiefern zwei Völker miteinander verwandt sind, die Elemente aufsuchen, aus denen die Völker, deren Verwandtschaft wir feststellen wollen, zu Völkern geworden sind. Es wird dem Leser deutlicher werden, wenn ich es ihm an einem Beispiel veranschauliche, und zwar will ich dazu ein solches wählen, das uns zugleich zeigt, zu welch falscher Geschichtsauffassung die bisherige, auf Mythen aufgebaute Völkertheorie hinführt.

Seit Jahrzehnten sprechen Assyriologen von der sprachlichen Verwandtschaft der Sumerier mit dem Volksstamme der heutigen Finnen. Man denkt sich unter Sumeriern ein altes Kulturvolk, auf dem das babylonisch-assyrische Reich gewissermaßen aufgepfropft sei. So hat z. B. Lenormant das Sumerische als in erster Linie mit dem Finnischen

oder Suomi nachzuweisen versucht und das Sumero-Accadische geradezu als das Sanskrit der ugro-altaischen, besonders der ugro-finnischen Sprachen bezeichnet. Und Fritz Hommel, der zugleich behauptet, die altägyptische Schrift und Kultur sei ein Sproß der altsumerischen, tut nach Vergleichung einer großen Anzahl sumerischer Wörter mit den entsprechenden ugro-altaischen den Ausspruch: „Wo, getrennt durch eine mehr als viertausendjährige Sonderentwickelung, dennoch eine solche Menge der gewöhnlichsten Wörter konkreter Bedeutung in der angeführten Weise im Sumerischen wie Türkisch-Mongolischen übereinstimmen, da hört der Zufall auf, und die enge Zugehörigkeit des Sumerischen zum altaischen Sprachstamme ist fortan keine Hypothese mehr, sondern unleugbare Tatsache.“ [14]) Auch der Lektor der estnischen Sprache an der Dorpater Universität A. Hermann äußert sich in den Berichten der Estnischen Gesellschaft ähnlich: „So unglaublich es klingen mag, daß eine Kultursprache (!) des vorchristlichen fernen grauen Altertums, welche vor fast vier Jahrtausenden schon ausgestorben war, mit Sprachen verwandt sein soll, die erst nur teils seit einigen Jahrhunderten der Kultur zugänglich geworden sind, teils aber überhaupt erst in den letzten Jahrzehnten Objekte der Forschung bilden, ist es dennoch so und nicht anders.“

Eine Sprache besteht nicht für sich, sondern sie ist nur der geistige Ausfluß einer Persönlichkeit, mag diese ein einzelner Mensch, eine Horde, ein Stamm oder ein Volk sein. Man muß also, wenn man das innere *Wesen* einer Sprache und nicht bloß ihre äußere Formen ergründen will, immer zugleich die Persönlichkeit mit berücksichtigen, welcher die Sprache zugehört. Das geschieht denn auch von vielen Sprachgelehrten. Aber statt sich an das Nächstliegende zu halten, daß ein Volk dort entstanden ist, wo es als historische Persönlichkeit auftritt, vermutet man den Ursprung des Volkes in weitester Ferne und läßt es genau so, wie die primitiven Historiographen der Vergangenheit es darstellten, eingewandert sein und sucht infolgedessen nach einer *Urheimat* des Volkes. Die Folge solch nutzlosen Suchens ist, daß man nirgends auf die Entstehungsgeschichte der Völker eingeht und infolgedessen auch nicht die Elemente kennen lernt, die zu ihrer Entstehung beigetragen haben.

Statt die aus dem Boden Babylonien-Assyriens ausgegrabenen Inschriften einem logischen Erkenntnisprozeß zu unterwerfen, indem man deren objektiven Inhalt wieder aus dem Zusammenhang heraus-

14) Fritz Hommel, Gesch. Babyloniens und Assyriens. Berlin 1885.

bringt, in den sie die subjektive Idee der alten Historiographen einst gebracht hat, benutzt man die Inschriften nur dazu, um genau dasselbe Bild mit derselben Idee zur Darstellung zu bringen, was die alten Priestergeschlechter mit den primitiven Erkenntnismitteln ihres Zeitalters von der Geschichte ihres Volkes hatten. Man glaubt, wenn man nur die Inschriften ausgrabe, lese und den Inhalt zusammenstelle, dann habe man schon die Geschichte eines Volkes. Ja Hugo Winckler versteigt sich sogar zu dem Ausspruch, es sei dies nur eine Frage der Zeit oder besser des Geldes; denn die geschriebenen Urkunden uns zu erobern, bedürfe es nur der nötigen Geldmittel." Hätten wir sie, so „würden wir über Fragen des dritten vorchristlichen Jahrtausend besser unterrichtet sein als über Hellas im 5. und Rom im 4. und 3., ja 2. Jahrhundert." [15])

Sieht man denn nicht, daß in dieser sog. Geschichte Babylonien-Assyriens gar keine Entwickelung gegeben ist und daß alle Ereignisse unter eine einzige Idee gestellt sind? In der denkbar größten Langweiligkeit werden uns Dynastien aufgezählt, die großenteils nur Namen von Herrschern enthalten, und wenn von ihren Taten berichtet wird, so erstreckt sich ihr Inhalt der Hauptsache nach auf Kriegszüge und Jagden, auf Palast- und Tempelbauten sowie deren Ausschmückung bezw. Erneuerung. Bald sieht man Schwächung, bald wieder Erstarkung, bald große Verluste, bald Wiedereroberungen, bald Abstoßungen, bald Einverleibungen. Aber auf die Kulturentwickelung ist dies alles einflußlos. Der Zylinder Sargons I. und die zu Telloh gefundenen Bildwerke stehen so vollkommen da, daß die bildende Kunst nach dem Urteil unserer Assyriologen „sich später nicht mehr zu der Höhe emporschwingen konnte, die sie schon in so grauer Vorzeit erreicht hatte". Dazu kommt, daß „die Texte von Königen wie Rimagu, Sargon und Hammurabi, welche ein Jahrtausend vor Nebukadnezar und Nabonid regierten, die nämliche Sprache wie die Inschriften dieser jüngeren Könige aufzeigen, ohne daß ein merklicher Unterschied im Stil sich fände, wie doch nach dem langen Zwischenraum zu vermuten wäre." [16])

Ich sollte meinen, diese Tatsachen müßten auch den allernaivsten Gelehrten stutzig machen und zu einer Durchforschung der ausgegrabenen Inschriften anregen. Wie soll ein Volk Jahrtausende lang von einer und derselben Idee beherrscht worden und „die Sprache, in der die Literatur geschrieben war, sozusagen stereotyp der klassische Stil des Landes bis herab zur persischen Eroberung geblieben" sein

15) Hugo Winckler, Die Völker Vorderasiens. Leipzig 1899. S. 5.
16) George Smith's Chaldäische Genesis. Leipzig 1876. S. 23.

(Smith)? Und wie kann ein Volk Reminiscenzen aus seiner vorvolklichen Vergangenheit besitzen und trotzdem keine Geschichte seiner eigenen Entstehung haben? Letztere fehlt dem babylonischen Volke aber durchaus.

Zu jenen Reminiscenzen aus seiner vorvolklichen Vergangenheit gehört jene oben (S. 211) erwähnte Sage von den beiden Sieben. Denn ihr Inhalt betrifft das Verhältnis, in welchem die sieben im großen Hause zu den sieben außerhalb desselben stehen. Somit haben wir hier die beiden Elemente vor uns, die überall zur Bildung der Familien und dann weiter zur Stammesbildung erforderlich gewesen sind, und können auf Grund der allgemeinen Völkerbeobachtung schließen, daß die sieben Bösen vom Gebirge, welche den sieben im Sumpfe bezw. im See wohnenden entgegengesetzt sind, einen Zustand charakterisieren, welcher erst zur Völkerbildung hinführt. Folglich kann auch das Volk, dem diese Sage angehört, nicht als Volk nach Babylonien eingewandert sein. Damit haben wir für unsere Erkenntnis des babylonischen Volkes schon etwas gewonnen.

Nach Sayce [17]) soll aber die altbabylonische Kultur auf akkadisch-sumerischer Grundlage gebaut sein: „Akkader und Sumerier waren nicht Semiten; zu welcher Rasse sie gehörten, ist ganz ungewiß. Sie hatten in einer Hieroglyphenschrift umfangreiche Bibliotheken, darin auch teils Zauberformeln zur Abwendung der Angriffe böser Geister, teils Hymnen an die Gottheiten. Die Babylonier übersetzten diese alte Literatur und gaben auch grammatische Schemate als Mittel zur Erlernung der alten, bald danach ausgestorbenen Sprachen."

Darnach könnte es scheinen, als ob die Babylonier sich nur in „das gemachte Bett" der Akkader und Sumerier gelegt und deren Kultur übernommen hätten. Kann man denn die Kultur eines Volkes ohne weiteres ererben und hinfort benutzen? Ich sollte meinen, daß ein Volk, um die Kultur eines andern fortsetzen zu können, auf derselben Stufe stehen muß, wie das Volk, das ihm die Kultur vererbt hat. Wenn ein Vater seinem Sohne ein angefangenes Werk über Astronomie hinterläßt, von der der Sohn nicht so viel versteht als sein Vater, wie will er dessen Werk fortsetzen? Hier liegen Unklarheiten vor.

„Akkader und Sumerier waren nicht Semiten, zu welcher Rasse sie gehörten, ist ungewiß." Hat denn bisher ein Ethnograph festgestellt, wer die Semiten waren? Das Volk der Semiten ist eine ebensolche Fiktion wie das Volk der Indogermanen. Man kann wohl eine Anzahl

17) A. H. Sayce, Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschungen. Deutsche vom Verfasser revidierte Ausgabe. Leipzig.

von Sprachen, die unter sich näher verwandt sind, mit einem konventionellen Ausdruck benennen und z. B. von semitischen oder indogermanischen Sprachen reden. Aber mit einem Volke der Semiten, dessen Wohnsitz und Geschichte man nicht kennt, darf man als einer unbekannten Größe doch nicht etwas widerlegen, indem man sagt, die Sumerier und Akkader seien nicht Semiten gewesen. Wie wenig sich die Assyriologen über jenes „Volk" und seine Sprache klar sind, ergibt sich daraus, daß einige die Ansicht vertreten, es sei die sumerisch-akkadische Sprache dieses „vorsemitischen Volkes" bis in die letzte Zeit des neubabylonischen Reichs und sogar noch Jahrhunderte später geschrieben und vielleicht auch gesprochen worden, während andere behaupten, die Namen Sumer und Akkad hätten weder mit Sprachen noch mit besonderen Volksstämmen etwas zu schaffen. Das was man für eine alte Sprache halte, sei vielmehr nur eine hieratische Schrift, die wie eine Art Rebus im Assyrischen gelesen worden sei und woraus allmählich, jedoch mit Beibehaltung einzelner ideographischer Zeichen, die syllabische Schrift entstanden sei.

Was es mit dieser sumerisch-akkadischen Sprache bezw. mit dem „Volke", das diese Sprache gesprochen, für eine Bewandnis hat, wird dem Leser klar werden, wenn ich folgen lasse, was darüber Tiele in seiner Babylonisch-Assyrischen Geschichte (S. 66 ff.) berichtet: „Der Hauptgrund, warum man zur Bezeichnung der alten Sprache die Namen sumerisch und akkadisch gewählt hat, ist dieser, daß Šumér auch wohl mit einem zusammengesetzten Ideogramm geschrieben wird, dessen erster Charakter entschieden ‚Sprache', dessen zweiter vielleicht Herr ‚Große' (nach andern ‚heilig' bedeutet, (Eme-ku, aber IV. R. 38, 356 Kanu-ki); man stritt aber noch darüber, ob diese Herrn Semiten oder Nichtsemiten seien, mit andern Worten, ob mit dem Sumerischen das Assyrische, oder aber die alte Sprache angedeutet werde. Darauf entdeckte man zu dem Lande Eme-ku das ‚Land der Sprache des Dieners' (mat Eme-luhha), das man einerseits auf das öfters vorkommende Land Meluhha deutete, anderseits aber auf den stellenweise in den zweisprachigen Wörterverzeichnissen gefundenen Ausdruck: Eme-sal (oder eme-rak) ‚Sprache der Weiber' (?) bezog, obgleich dieser nie von einem Lande gebraucht wird. Ungefähr zur selben Zeit glaubte man in der alten Sprache zwei Mundarten zu entdecken. Nun machte sich alles: der eine Dialekt sollte die ‚Sprache der Herren', das Sumerische, der andere die ‚der Diener und Weiber' (eme-luhha = eme-sal = akkad!), das Akkadische sein. Welchem Dialekt aber der erstere, welchem der andere Name beizulegen sei, auch darüber hat man sich bisher noch

nicht einigen können. Da nun der Name ‚Land der Sprache der Herren', dessen noch unsichere Uebersetzung der Stützpunkt des ganzen Hypothesengebäudes ist, nicht vor Sargon II vorkommt und sehr wohl eine Erfindung der Assyrier sein kann, ferner die Lesung und Bedeutung der sogenannten ‚Sprache der Weiber' nicht feststeht, und auch nicht erwiesen ist, daß sie eins sei mit ‚der Sprache der Diener' und es endlich durchaus nicht einleuchtet, wie man die Landessprache gerade der Gegend, wo die Beherrscher von ganz Babylon wohnten, des Landes Akkad, ‚die Sprache der Weiber und der Diener' nennen kann, so erblicke ich hier schlechterdings nichts anderes als ein an dünnen Fäden hangendes luftiges Gespinnst von Mutmaßungen."

Wir haben im zweiten Abschnitt (S. 136 ff.) gesehen, wie infolge des Durcheinanderwohnens der Horden überall ein Sprachgewirr und durch die Familiengründung im großen Hause eine Art „Geheimsprache", in den Einzelhütten aber eine besondere „Weibersprache", bezw. eine „Sprache der Dienenden" und Fremden im Gegensatz zur „Sprache der Herren" oder Einheimischen entstehen *muß*. Da nun hier in Babylonien eine Sage besteht von „Sieben in der großen Behausung der Tiefe des Ozeans", die in Feindschaft mit „sieben Bösen vom Gebirge" leben, so würden wir, auch wenn wir außer dieser Sage keine einzige weitere Kunde aus Babylonien besitzen, auf Grund der allgemeinen Beobachtung des Völkerlebens folgern *müssen*, daß es auch in Babylonien einst ebenso wie anderwärts, wo die von den Gebirgen Herabkommenden mit den Bewohnern der sumpfigen Ebenen in Verkehr traten, eine Sprache der Herren und Weiber gegeben haben muß. Denn wo gleiche Faktoren auf gleiche Zustände einwirken, entstehen gleiche Verhältnisse.

Die Horde, welche sich über die sumpfigen Ebenen über den Erdball ausgebreitet hat, führt neben andern Bezeichnungen auch die durch die Wurzel s-m charakterisierte. Die Sumerier Babyloniens können somit nichts anderes sein als die, welche in der Tiefe des Ozeans aufwuchsen, und diese sind kein Volk, sondern im Lande *zerstreut* wohnende Horden, weil das geographische Individuum, welche dieser Horde eigentümlich ist, ebenfalls zerstreut liegt. Wenn nun nach den Sprachforschern das Suomi der Finnen mit der sumerisch-akkadischen Sprache verwandt ist, so sind beide Sprachen nur deshalb mit einander verwandt, weil die Sumpfbewohner, die sich über die Erde auf gleichen geographischen Individuen verbreitet haben, unter einander verwandt sind. Die Differenz beider Sprachen beruht auf der Verschiedenheit der in der Höhenbevölkerung zu suchenden Modifikationsfaktoren.

Wenn Tiele in der Annahme einer Sprache der Weiber, bezw. Sprache der Diener „ein an dünnen Fäden hangendes luftiges Gespinst von Mutmaßungen erblickt," weil es ihm „durchaus nicht einleuchtet, wie man die Landessprache gerade der Gegend, wo die Beherrscher von ganz Babylon wohnten, des Landes Akkad, die Sprache der Weiber und Diener nennen kann," so kann man ihm entgegnen, daß es einem andern nicht einleuchtet, wie es in einer Gegend, in der man die Landessprache „Sprache der Weiber und Diener nennt," Beherrscher von ganz Babylon gegeben haben kann. Denn wo es noch besondere Weibersprachen in einem Lande gibt, dort besteht noch „Sprachverwirrung", und diese ist die Folge des Durcheinanderwohnens einzelner Horden. Ein solches Durcheinanderwohnen geht aber jeder Völkerbildung voraus, und in einem solchen Zustande kann es — ausgenommen den Fall, daß der Herrscher eines mächtigen Nachbarreiches ein kulturell minderwertiges Völkergewirr usurpiert hat — noch keinen gemeinsamen Beherrscher über das letztere geben.

Aber angenommen, ein solch fremder Herrscher habe jenes Hordengewirr unterjocht, so können diese Horden unmöglich die Träger einer hohen Kultur gewesen sein. Eine hohe Kultur kann erst eintreten, nachdem sich die durcheinander wohnenden Horden mit ihren Besonderheiten gegenseitig befruchtet haben.

Sind die Sumerier auf Grund der allgemeinen Völkerbeobachtung die durch das große Haus der Sieben gekennzeichneten Horden auf dem Sumpflande, also dasselbe, was die ebenfalls an Sümpfen wohnenden Suomi einst waren, so können die Akkader nur die mitten unter ihnen wohnenden Hügelbewohner, nämlich diejenigen sein, „die auf dem Gebirge aufwuchsen." Der Name Akka (aga, haga usw.) ist nur ein Gesamtname für alle einzelnen unter sich an Sprache, Sitte, Lebensgewohnheit usw. durchaus verschiedene Horden, welche von dem Höhenlande herabgekommen sind. Somit hat dieser Name eine ebenso allgemeine Bedeutung wie der Name Dasyu, Giborim (Gibelunge) oder Elam (Elohim). Die Wurzel Ak drückt dasselbe aus wie die Wurzel Al (=El) und bedeutet hoch. Der Allah im Islam ist der Ukko bei den Suomi (Finnen), nämlich der Hohe, eine Bezeichnung, welche bei einigen Sumpfbewohnern zum Herrscher- und später Gottesnamen geworden ist, wie der Name Elohim. Auch aus Völkernamen erweist sich die Identität. So hießen z. B. die „Al"anen im Kaukasus auch „Ak"as: vinrent vers nous certains Alains, qu'ils appellent Acias ou Akas (Rubruquis, Berg. p. 24 und p. 30: les Alains ou Acas).

Da eine Zeit lang die auf den Hügeln Wohnenden die unmittelbaren Nachbaren der Sumpfbewohner sind, so macht der griechische Mythos den Akis zum Sohne der „Sym"äthis und bringt jenen in Verbindung mit Galathe. Dieses Wort ist ebenfalls nur ein Ausdruck für Hügel und somit ebensowohl mit Ak als auch mit Mach (=mag) identisch (vgl. oben S. 214). Daher ist Gilead (4. Mose 26, 29) ein Sohn Machirs und Achis [18]) ein Sohn Maochs bezw. Maecha's. Gilead ist urgeschichtlicher Gegensatz zum ebenen Land (5. Mos. 3. 10) und bedeutet einen Hügel mit einem Steinkreis. Die Sage von Laban (1. Mos. 31, 48): „Der Steinhaufen sei heute Zeuge zwischen mir und dir, daher heißt man ihn Gilead", beruht auf einer ebensolchen sprachlichen Mystik (gal'ed) wie die Erzählung von Go-liath = Riese mit dem Stein. Es ist ein vergebliches Tun, die verschiedenen Gilead und Gilgal (= Steinkreis), die der Mythenschreiber der Hebräer zu seinen Erzählungen verwertet hat, topographisch bestimmen wollen, da sie zahlreich über die Erdoberfläche eines Landes verteilt gelegen haben und auch nicht auf ein einziges Land beschränkt gewesen sind. So wohnte auch unter dem Namen Golidan eine Hügelbevölkerung mitten unter Preußen und Sudeniern auf der Ostseeküste am unteren Njemen, an der Winde und Düne zerstreut.

Auch in der griechischen Mythologie ist Galathe der steinige Rundling. Daher die Erzählung, Polyphem habe auf das Liebespaar Akis und Galathee einen Steinblock geworfen, der Akis zermalmte, aber Galathe veranlaßte, das unter dem Stein fließende Blut in ein Gewässer zu verwandeln. Jedem Altertumsforscher dürfte es bekannt sein, daß die meisten mit einer Steinmauer umgebenen Hügel von einem kleinen Gewässer umgrenzt werden, eine Erscheinung, die Homer (Iliad. VI. 5—11) poetisch erweitert und ausschmückt: Akamas

„führte zunächst und Peiroos, Thrakiens Völker,
Welche der Hellespontos mit reißendem Strome begrenzte."

Da die Akkader, weil sie Hügelbewohner sind, wegen der geographischen Zerstreutheit der Hügel nur m i t t e n unter den Sumeriern, den Sumpfbewohnern, gelebt haben können, so sind alle Erörterungen, ob Sumer Nord- oder Südbabylonien gewesen sei, unnütz. Erst aus der Vermischung der beiden Elemente, die nur l o k a l gedacht werden

18) Man beachte in den Erzählungen von Achis die Kombination mit Goliath einerseits: David flüchtet zu Maochs Sohn Achis nach Besiegung Goliaths, und die Verbindung mit Ziklag anderseits: D. flüchtet zu Achis und erhält von ihm die Stadt Ziklag. Auch Ziklag ist eine Bezeichnung für Rundling (Kyklops).

kann, haben sich allmählich Familien und Stämme in Babylonien bilden können. Sprechen Inschriften von einem König von Sumer und Akkad, so liegt der Grund dafür in der Sage, daß es einst in Babylonien Bewohner gegeben hat, die Sumer und Akkad hießen. Diese Sage bezw. Sagen benutzte der Mythendarsteller, um daraus ein Königreich zu machen, und dieses Königreich mußte, weil der primitive Historiograph die Sage mit der Idee seines Zeitalters auffaßte, genau von der Beschaffenheit des Königtums sein, unter dem er jetzt lebte. Denn darin liegt ja eben das Wesen des Mythos, daß er die Vergangenheit eines Volkes unter die Idee der Gegenwart stellt, weshalb es auf den oberflächlichen Beschauer der Hinterlassenschaft eines Volkes, seiner Denkmäler, den Eindruck macht, als sei das Volk, das gar kein Werden gehabt, auf einem ganz andern Boden entstanden, als auf dem, wo es zur historischen Persönlichkeit herangereift ist.

Haben wir in den Sumpfbewohnern aus dem Hause der Sieben, den Sumeriern, und in den vom Gebirge abstammenden andern Sieben, den Akkadern, die beiden Bestandteile entdeckt, die zur Familienbildung erforderlich sind, so muß auch, wenn die Vermischung beider erfolgte, in Babylonien ein Hüttenfest nachweisbar sein. Dies ist das Fest der Sakeen, wo unter Laubhütten und Zelten die Orgien des Sandan und der Anaitis gefeiert wurden. Hüttenfeste beruhen auf Reminiscenzen an die Verbindungen mit fremden dienenden Personen, d. h. an die Gründungen der Familien, der Einzelhütten. Da Hüttenfeste erst dann gefeiert werden, wenn die Familienheirat als rechtsgültige Ehe mit allen ihren Folgen betrachtet wird, d. h. wenn die Unebenbürtigkeit der Kinder aufgehört, aus Sklavenkindern freie Kinder (liberi) geworden und jene ihre Knechtschaft abgelegt und die Kindschaft empfangen haben, [19]) so bilden sie zugleich eine Art Versöhnungsfest und werden unter Zeremonien abgehalten, die auf die Emancipation der dienenden gegenüber der herrschenden Klasse hindeuten.

Nach Athenäus (lib. XIV. p. 639) hat Berossus im ersten Buch seiner Babylonischen Geschichte über dieses Fest (ἑορτὴ Σακέων) berichtet, es sei dabei Sitte, daß die Sklaven über die Herren herrschten, und daß einer aus dem Gesinde ein ähnliches Kleid wie der König trage und darum auch Zoganes heiße. Der weit über die Erde verbreitete Name Sak, dessen wir auch oben in Indien (S. 259) gedachten, bedeutet ursprünglich einen runden Steinhügel und erlangt infolge der Fa-

19) Diesen Entwickelungsprozeß habe ich in „Horde und Familie" ausführlich behandelt.

miliengründungen durch die Saken die Bedeutung Hütte. Saken können also ebensowohl Hüttenbewohner als auch Hügelbewohner sein. Am Namen selbst ist es nicht zu erkennen, sondern nur aus dem Sachverhalt. Im Mythos von der Sakuntala, die der Dichter Kalidasa dramatisch bearbeitete, kommt sowohl die alleinstehende Hütte als auch der Rundling (Ring) gleichzeitig zum Vorschein: der König Duschjanta hatte seine Geliebte Sakuntala in der Hütte eines Einsiedlers kennen gelernt und sie hier mit dem Ringe beschenkt, der ihn später am Hofe wieder an seinen Liebesschwur erinnerte. Im griechischen Mythos ist Sokos der Beschützer des Familienhauses und in der skandinavischen Mythe hütet Sygn an dem Palaste Wingolf die Eingänge. Wenn die hebräische Mythe die Sukkijim (Suchim) in die Begleitung des Pharao bringt (2. Chron. 12, 3), so sind jene dem Langhause (fara) gegenüber die Hüttenbewohner. Die Erzählung (1. Mos. 33, 17): Jakob sei gen Sukkoth gezogen, habe sich ein Haus gebaut und seinem Vieh Hütten: „daher heißt der Ort Sukkoth," ist nur gebildet, um das Wort zu erklären. Denn der Ortsname Sukkoth wird vielleicht ebenso oft in Palästina wiedergekehrt sein, wie in Deutschland die Ortsbezeichnung Hütten. Ob aber im gegebenen Fall der Ausdruck immer Hütten bedeutet, ist bei den meisten Hüttenbezeichnungen, die vom Rundkreis entlehnt sind, ohne Angabe näherer Umstände kaum zu entscheiden. Dasselbe gilt auch für den weit verbreiteten Ausdruck Anu, den wir ebenfalls schon bei den Indern kennen lernten; denn auch er erlangt die Bedeutung von Einzelhaus (Anaitis).

Bei Strabo finden wir beide Ausdrücke in folgender Erzählung[20]) vereint: „Die Saken waren, nachdem sie „Bak"triana erobert und einen Teil von Armenien besetzt hatten, auch bis zu den Kappadociern am Pontus gedrungen, wurden aber hier, als sie in der Nacht von der gewonnenen Beute Feste feierten, von den persischen Feldherren überfallen und geschlagen. Die Uebriggebliebenen legten ein Heiligtum in dem späteren Zela (sic!) an. Sie warfen über einem in der Ebene liegenden Felsen einen Damm auf, und auf dieser künstlich aufgeworfenen Höhe (sic!) gründeten sie den Tempel der Anaitis . . und stifteten ein alljährliches Fest, die Sakäen, τὰ Σάκαια, welches die Einwohner von Zela noch zu Strabos Zeit zu feiern pflegten."

Wir ersehen auch hieraus wieder, daß der Mythos nur erfunden

20) Nach Movers, die Phönizier I. Bonn 1841. S. 481.

ist, um das Hüttenfest und zugleich den Hügel mit seinem Namen zu erklären. Der Name Zela bedeutet das Ruhehaus (Silo, Zilla), Ana aber sowohl Hügel, als auch Einzelhütte. Auch die Römer hielten an den Iden des März ein dem babylonisch-assyrischen Fest ähnliches Fest der Anna an den Ufern der Tiber ab, wobei ein unter dem Namen Mamurius in Tierfelle gehüllter Mensch mit Stäben geschlagen wurde; er habe, hieß es, die Schilde der Salier nachgemacht. Die Schilde sind, wie wir schon oben sahen, in der mythologischen Sprache die Hütten, und die Salier sind überall, wo uns dieser Name in der Völkerkunde begegnet, ihrem Ursprung nach die freien Bewohner der Zela=Sala, des großen Hauses.

Da wir auch in Babylonien künstliche Hügel erwähnt finden, so sind auch sie Zeugnisse, daß einst in Babylonien Sumpfbewohner (Sumer) und Hochlandsbewohner (Akkad) neben und durcheinander gehaust haben. Selbstverständlich haben sich an diese Hügel, wie anderwärts, auch in Babylonien Sagen angereiht. Und aus diesen Sagen sind Mythen entstanden. So weiß uns Herodot (I. 93) vom Grabmal des Alyattes, des Vaters des Krösos, zu berichten, „dessen Untergrund von großen Werksteinen, das übrige aber ein Erdschutt sei, gefertigt durch die Krämer des Marktes, durch die Handwerksleute und die feilen Dirnen . . . An dasselbige Grabmal stößt ein großer See, der nie versiegt, wie die Lyder sagen, und heißt der Gyges-See". Nun ist aber Alyatt der Hügel selbst, ebenso wie sein Vater Krösos. Noch heute unterscheiden die Araber die von den Hügeln abstammenden eingewanderten Berber, die Ulad von den Beni; letztere sind die indigenen, aus der wässerigen Ebene abstammenden (ben=ven und fen = far oder bar). Es sind diejenigen Berber, die noch das große einem umgestürzten Schiffe ähnliche Haus haben. An „König" Krösos knüpfte sich eine ähnliche Sage wie an viele andere Hügel, in denen man metallene Schätze fand. Angeblich soll auch Semiramis einen 5400 Fuß hohen Tumulus aufgeworfen haben, der bald als Grab des Ninus, bald ein Denkmal des Sardanapal genannt wird. Man berichtet auch, daß Semiramis ihre Buhlen getötet und unter solchen Erdhaufen begraben habe (Diod. II. 13) und dergl. mehr.

Wenn ein Volk, wie wir bereits oben (S. 150) bemerkt haben, erst durch die Sagen und an den Sagen seiner vorvolklichen Vergangenheit sein nationales Selbstbewußtsein erlangt, so muß auch das babylonische Volk eine Menge von Sagen gehabt haben. Wo sind seine Sagen? Sie können unmöglich verloren gegangen sein. Sie sind vorhanden in seinen Mythen, und diese erkennt

man an dem Widerspruch der Idee des Darstellers mit den von ihm dargestellten Tatsachen. Rührt der Zusammenhang, in welchem die Ereignisse zu einander stehen, von der Idee des Darstellers her, so wird immer der Nachweis von Ursache und Wirkung den Berichten mangeln und die angebliche Geschichte des Volkes wird das Ansehen erhalten, als sei im Anfange des Volkes alles vollkommener gewesen, als später. Daraus kann man schließen, daß die Chronologie in den Ereignissen falsch ist.

Wer die Geschichte des babylonischen Volkes schreiben will, muß daher die einzelnen gemeldeten Ereignisse wieder aus dem Ideenzusammenhange herauslösen, in die sie einst die Historiographen gebracht haben. Denn nur die Einzelereignisse können uns die Sagen wiederbringen, und sie allein sind für uns die Quellen der ältesten Geschichte eines Volkes. Denkmäler ausgraben ist eine gewöhnliche Arbeit, ihre Inschriften lesen ist eine Kunst; aber den objektiven Inhalt der Inschriften einem Erkenntnisprozeß zu unterwerfen, der uns ein deutliches Bild gewährt, wie ein Zustand aus dem andern durch das Einwirken des einen Faktors auf den andern hervorging, d. h. wie nach und nach das Volk sich entwickelt hat, ist Wissenschaft. So lange man sich der Wissenschaft dadurch entfremdet, daß man sich ins Schlepptau der primitiven Historiographen nehmen läßt und sich nicht über ihren Erkenntnisstandpunkt erhebt, so lange wird auch das Problem der Völkerverwandtschaft ungelöst bleiben.

Es würde viel unnützes Hin- und Herreden über die Verwandtschaft der Babylonier zu den Semiten erspart werden, wenn man zuvor feststellte, wer die Semiten gewesen sind. Denn wenn es ein Volk bezw. ein Urvolk der Semiten gegeben hat, so muß dieses Volk irgendwo gewohnt haben. So lange das Wissen darüber fehlt, kann die Wissenschaft keine Folgerungen daraus ziehen. Der Beweis der Verwandtschaft der Babylonier mit den Semiten kann nur dadurch geführt werden, daß man einerseits eine Entwickelungsgeschichte der Babylonier zu gewinnen sucht, indem man die Elemente ergründet, aus denen das Volk der Babylonier hervorging, und daß man anderseits denselben Prozeß auch an dem Volke der Semiten vornimmt, um dann endlich noch die Elemente beider Völker mit einander zu vergleichen. Diejenigen Elemente, welche sie gemeinsam haben, zeigen die Identität, diejenigen aber, die jedes Volk besonders für sich hat, zeigen den Gegensatz. Beide gehören dazu, um eine Verwandtschaft nachzuweisen.

Alle Entwickelung, auch die des Völkerlebens, beruht auf Berührung und Verschmelzung von Gegensätzen. Völker hätten nie ent-

stehen können, wenn nicht in größeren Bereichen der Erdoberfläche heterogene Horden mit verschiedenen (Kunst-) Fertigkeiten durch ihr Durcheinanderwohnen sich gegenseitig näher getreten wären und sich mit einander vermischt hätten. Solche Gegensätze hätten sich aber nicht bilden können, wenn nicht die Gestalt der Erdoberfläche mit ihrem Formenreichtum die Bedingungen dazu geboten hätte. Daher finden wir denn auch, daß die Völkerbildung nicht überall gleichzeitig erfolgt ist. Denn solange die beiden Gegensätze, die zur Völkerbildung hingeführt haben, sich noch nicht, wie es z. B. auf mehreren Inseln der Fall war, zusammengefunden hatten, hat auch die Völkerbildung auf sich warten lassen. Haben wir ja doch im zweiten Abschnitte an den Mortlockern gesehen, daß wir dort noch Zustände fanden, aus denen wir deutlich erkennen, wie die Entstehung der Familien einer nicht allzu fernen Vergangenheit angehört. Denn auf gebirgslose Inseln kann die Hochlandsbevölkerung nur durch ebensolche unfreiwillige Wanderungen hingeführt worden sein, wie die durch die schiffsförmige Arche charakterisierte Bevölkerung (vgl. oben S. 225).

Auch die Bevölkerung des Hochlandes besitzt nämlich ein Fahrzeug. Nur hat es nicht die oblonge Gestalt einer umgekehrten Wohnarche, sondern ist rund und gleicht der umgekehrten Behausung, welche man in der Völkerkunde mit Bienenkorb bezeichnet. Alle Hügelbewohner der Urzeit sind, weil die Hügel rund sind, Rundbauer. Daher ist diesen Horden das Runde eigenartig, und es ist sprachlich bemerkenswert, daß die diese Horden betreffenden Bezeichnungen, die zugleich auch Hügelnamen sind, den Begriff des runden mit einschließen. So z. B. die durch die Wurzel tr oder dr bezeichnete Horde (Tar, ter, tyr, tur, bezw. mit d geschrieben), die wir schon oben z. B. unter dem Namen Turanier in Gegensatz zu den Persern (Fars) kennen lernten.

„Die Turanier Chaldäas stellten sich die Erde als einen umgekehrten und auf der unteren Seite ausgehöhlten Kahn vor (Diodor von Sicilien II. 31, 7), nicht als einen von den länglichen bei uns gebräuchlichen Kähnen, sondern als einen von jener ganz runden Trogart, welche die Bas-Reliefs uns so häufig vorführen, und deren die Stämme am unteren Euphrat sich noch gegenwärtig bedienen.“ [21])

Während bei den Bewohnern der Ebene, welche in dem länglichen, einem umgestürzten Schiffe ähnlichen Hause, der Arche, wohnten, das

21) G. Maspero's Geschichte der morgenländischen Völker. Uebersetzt von Richard Pietschmann. Leipzig 1877. S. 138.

lange Schiff ihre Phantasie belebt, ist es bei den in Rundlingen und bienenkorbähnlichen Behausungen Wohnenden der runde Trog. Nach Diodor (I. 57) war in Theben dem höchsten Gott ein Schiff von 280 Ellen Länge geweiht. Im Tempel des Zeus zu Philä erblickt man unter zahlreichen hieroglyphischen Darstellungen, welche seine Wände bedecken, auch ein Schiff, in dessen Mitte ein heiliger Bau emporsteigt. Alle Volksstämme, die nachweislich aus dem Schiffshause der feuchten Ebene abstammen, haben, wenn sie beim Vermischungsprozeß mit andern Horden das Uebergewicht behalten haben, das lange Schiff als Symbol, und da sie es im kleinen nachgeahmt haben, so erinnern auch ihre Gerätschaften an dasselbe. So begraben beispielsweise die Ostjaken ihre Toten in Schiffchen (Kaffka, Rußland S. 39) und die Lappen haben (nach Scheffer) die Wiegen ihrer Kinder in Schiffsgestalt, nur in der Mitte ein Loch für den Kopf des Kindes. Die Chippewas setzen, wie sie glauben, nach dem Tode in einem steinernen Schiffe nach einer schönen in einem großen See gelegenen Insel über (Wuttke).

Welch schöpferisches Element der Wohnraum im Urleben der Menschheit gewesen ist, zeigt uns die unbewußte Erfindung der Fahrzeuge. Denn sie sind umgekehrte Wohnhäuser. So sehen wir zugleich, wie der Mensch (nach dem psychologischen Gesetze, daß wir ohne sinnliche Anschauungen nicht zu geistigen Vorstellungen gelangen können) nur das, was seinen Sinnen durch die Außenwelt zugeführt wurde, in seiner Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit erkannt hat. Da die Hügelbewohner der Natur des Hügels entsprechend rund bauten, so konnten ihre runden Wohnungen, zumal man sie ebenso im Kleinen nachahmte, wie es die Bewohner der länglichen Arche taten, auch ihnen zeigen, wie ein umgekehrtes Haus als Fahrzeug benutzt werden kann, wenn man die Bedachung jenes Hauses verdichtet.

Wie wir uns ein solches rundes Fahrzeug zu denken haben und wie man dasselbe gebraucht, schildert uns sehr anschaulich Herodot in seinen „Geschichten" (I. 194) von den Babyloniern: „Was mich aber die größte Merkwürdigkeit dünkt in dem Lande, nächst der Stadt selber versteht sich, das will ich gleich erzählen. Ich meine ihre Fahrzeuge, auf denen sie den Fluß hinunter gen Babylon fahren; dieselben sind rund (κυκλοτερέα) und alle von Leder. Nämlich in der Armenier Lande, das oberhalb Assyrien liegt, schneiden sie Weiden ab und machen daraus des Schiffes Bauch und darüber spannen sie Felle aus zur Decke, gleich wie ein Estrich, aber Schnabel und Spiegel machen sie nicht daran, sondern alles ist rund wie ein Schild.

Sodann füllen sie dieses ganze Fahrzeug mit Stroh (καλάμην) an und bringen ihre Ladung hinein, und dann geht es den Fluß hinunter. Meist haben sie Fässer mit Palmwein geladen. Gelenkt wird es durch zwei Ruder (δύο πλέκτρων) und zwei Männer, die stehen aufrecht, und der eine zieht an, der andere aber stößt ab. Dergleichen Fahrzeuge machen sie von verschiedener Größe; die allergrößten tragen wohl eine Last von fünftausend Pfund. Auf einem jeden ist ein lebendiger Esel, auf den größeren wohl mehr denn einer. Wenn sie nun auf ihrer Fahrt gen Babylon gekommen und ihre Waren los sind, so bieten sie auch des Schiffes Bauch und alles Stroh feil, die Felle aber packen sie auf die Esel, und so treiben sie heim nach Armenien. Denn den Fluß hinauf kann man durchaus nicht fahren, weil er so reißend ist, und eben deswegen machen sie auch ihre Fahrzeuge nicht aus Holz, sondern von Leder. Sind sie nun mit ihren Eseln in Armenien angelangt, so machen sie sich andere Fahrzeuge auf die nämliche Weise. Also sind ihre Fahrzeuge beschaffen."

Diese runden Fahrzeuge, welche in späterer Zeit namentlich als Handels- und Kauffahrteischiffe verwendet wurden, hießen bei den Griechen γαῦλος (Eustath. zu Hom. Od. IV. 223 γαῦλος . . εἶδος πλοίου στρογγύλου. Fest. h. v. Gaulos, genus navigii paene rotundi). Aber selbstverständlich gibt es für diese Fahrzeuge bei verschiedenen Völkern auch verschiedene Bezeichnungen. So nannten sie die Araber fulk (= Rundling), angeblich nach der Frauenbrust so benannt. Die Griechen hatten dafür außer γαῦλος noch die Ausdrücke στρογγύλον oder κύπη, die Römer cupa oder auch cybea, weshalb die alten Glossatoren (cupa seu vagna; βοῦττες μεγάλη, ἣν τινες γαυλὸν καλοῦσι) die genannten Ausdrücke für gleichbedeutend nahmen. Wegen der hüpfenden Bewegung, welche diese Rundlinge den Fluß abwärts machten, verglich man sie mit Pferden (ἵπποι, Strabo II. 3), und weil diese Rundlinge auch tyr heißen, entstand die Sage, es habe sie Hippos, ein Tyrier, erfunden (Plinius H. N. VII. 57). Die späteren Mythendarsteller bilden infolge dessen die Rundlinge meist mit dem Kopfe eines Gaules bezw. Pferdes ab. So finden wir z. B. ein solches Schiff mit Pferdekopf auf einem Denkmal von Khorsabad, wo an der einen Seite vier Ruderer, dargestellt in der Tunika, ohne Gurt sichtbar sind. Der Mast wird von zwei Seilen gehalten und ist auf der Spitze mit einem korbähnlichen Gehäuse versehen, in dem bei ägyptischen Darstellungen häufig ein Krieger sich befindet. [22])

22) Vgl. die Abbildung bei Layard, Nineveh vol. II, Newyork 1850, p. 293.

Da der Gaulos auch in den Sagen und Mythen anderer Völker wiederkehrt, so treffen wir ihn beispielsweise als Gyller bei den Skandinaviern an, wo sich dieses Rosses die Asen bedienen. Kaum im Ausdrucke wiedererkenntlich wegen der Umformung durch die spätere Volkssprache lebt dieses Roß auch als Guldfaxi, welches Thor von Hrugner erbeutet hatte und an die Jornfax verschenkte, oder in dem Rosse Guldtoppr, welches dem Heimdall gehörte, oder in Gullinbörste, auf dem Freir durch Land und See so schnell wie auf den Flügeln des Windes dahin ritt; nur wird es wegen der sprachlichen Mystik von börste als „goldener Eber" gedeutet. In ganz späterer Zeit wurden diese runden Fahrzeuge, welche, wie auch Herodot erwähnt, von verschiedener Größe waren, in kleiner Form als Unterlagen für Schiffsbrücken gebraucht (Lucian, Pharf. IV. 420. Herodian VIII. 4).

Daß die Bezeichnungen für das runde Fahrzeug ursprünglich nur Namen für die Hügel mit ihrer runden Behausung gewesen sind, ergibt die Tatsache, daß dieselben Bezeichnungen in lautlicher Abweichung oder in abgeänderter Schreibweise[23]) auch zu Bezeichnungen der Einzelbehausungen geworden sind. Denn, wie wir schon oben zu bemerken Gelegenheit hatten, werden Namen, wie z. B. mag oder cat, die ursprünglich nur den bewohnten Berg oder Hügel bedeuteten, zu Be-

23) Es ist erst die Schriftsprache, die dem Prozesse der Begriffsbildungen gerecht wird, indem sie für jeden allmählich abgegliederten und nunmehr selbständig gewordenen Begriff eine besondere Schreibweise wählt. Hierbei kommt der Volkssprache die dialektisch abweichende Aussprache zu Hilfe, sodaß die Schriftsprache imstande ist, eine Auswahl zu treffen. Durch diesen auf keinem Gesetze beruhenden, nur von wenigen Personen willkürlich verrichteten Vorgang mußte, weil die Volksmasse den Ausdruck in ihren Dialekten vorerst behielt, später Mystik entstehen. So, wenn z. B. der oben im Texte erwähnte Ausdruck cybea oder cybele und kebale = (Berg-)Kuppe oder Hügel außer der Bedeutung von Becher (vgl. oben) auch die Bedeutung von Einzelhütte und (menschlichem) Kopf angenommen hat. Darauf beruht die Sage, Athene sei aus dem Haupte des Zeus entsprungen. Der Sageninhalt meldet nur, daß Athene aus Cybele (κεφαλή) stammt, und in diesem Falle bedeutet das Wort die Einzelhütte. Denn Athene ist, wie wir oben sahen, nicht im großen Hause, sondern im Allein (oden) der Einzelhütte geboren. Wenn die Sachsen Dialekt sprechen, so gebrauchen sie für die Bergspitze, für die Obertasse, für das menschliche Haupt, für einen Kohl- oder Salatkopf den gleichen Ausdruck „Kupp". Der Dialekt verschwindet aber um so mehr, je geringer die Zahl der Analphabeten bezw. derjenigen geworden ist, die nicht täglich ihre Zeitung lesen. Nur in der Umgangssprache sind Mißverständnisse möglich, nicht aber in einer Schriftsprache, die dem Gesetze der Orthographie im oben dargelegten Sinne gerecht geworden ist, d. h. sich bei der Schreibweise nicht nach Lautgesetzen, sondern von dem Prinzip leiten läßt, gleichlautenden Wörtern ein verschiedenes Aussehen zu geben.

zeichnungen von Einzel- oder Familienbehausungen (mag und cat = Hütte), wenn sich Hügelbewohner mit seßhaften Horden vermischen. Denn da die fremden Familienangehörigen, mögen sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, ihre Hütten selbst bauen, so haben ihre Hütten dieselbe Form, wie die große runde Behausung, von der sie abstammen.

Man würde sich auch täuschen, wollte man annehmen, man habe die erwähnten Fahrzeuge nach dem Namen des Pferdes genannt, sondern die Sache verhält sich gerade umgekehrt. Hippos bedeutet ebenso wie Gaulos den Hügel mitsamt der Behausung und ihren Bewohnern. Wir können dies auch an dem Ausdruck erkennen, der durch die Wurzel pg (bk) charakterisiert wird und unter andern Varianten als Pegasos auftritt und die Bedeutung Roß erhält. Auf diesen Ausdruck kommen wir später noch einmal zu sprechen. Ferner an dem Ausdruck tros (drus, druhyu) mit zahlreichen Varianten, und auch dieser erhält die Bedeutung Roß (das hölzerne Pferd in der griechischen Trojanersage). Aber wie erwähnt, werden diese Bezeichnungen, die alle aufzuführen hier zu weit abführen würde, infolge der Familiengründungen zu Ausdrücken für Hütten. Wegen dieser mehrfachen Bedeutungen entsteht dann eine sprachliche Mystik. Wenn z. B. der König von Israel ermahnt wird, daß „er nicht viel Rosse halte" und es in dem darauf folgenden Verse heißt, „er solle auch nicht viel Weiber nehmen" (5. Mos. 17, 16), so haben wir unter den „Rossen" nur die Hütten zu verstehen, in denen die fremden Weiber (vgl. oben S. 81) angesiedelt wurden.

Daß aber die erwähnten Ausdrücke Hippos und Pagos ursprünglich Rundhügel (tumulus = tmolos) bedeuten, ergibt ihre Zusammenstellung in den Mythen. Denn weil hip, bak und tmol identische Bezeichnungen sind, so ist die Nymphe Hippa Erzieherin des Bakchos und beide wohnen zusammen auf dem Berge Tmolos. Hippotos hat zur Mutter die Pylo, den Pfahlbau. Weil Hippo-thoos vom Hochland (al) stammt, ist er ein Sohn der Alope. Diese zwang der Repräsentant des Seeenlandes Neptun, ihm ihre Gunst zu schenken; aus dieser Umarmung ging Hippothoos hervor, der aber „ausgesetzt" wurde. Die kostbaren Stoffe, in die das Knäblein gehüllt war, verrieten die Mutter, und Hirten, die es von einer Stute gesäugt fanden, brachten es zu Kerkyon, dem Vater der Alope. Kerkyon, der die Mutter töten ließ, setzte das Kind zum zweiten Male aus, und weil Hirten es wieder bei einem Pferde fanden, nannten sie den Knaben Hippothoos. Pausanias erzählt, daß er auf dem Wege von Eleusis nach Megara sowohl

das Denkmal der Alope als auch den Ringplatz des Kerkyon gesehen habe, woselbst dieser alle Fremden durch seine Stärke überwand und tötete, bis ihm Theseus ein Gleiches tat.

Kerkyon ist aber ebenfalls nur eine Personifikation des Rundhügels, dem derselbe Sageninhalt zu Grunde liegt, wie er uns im Mythos von der Kirke (Circe) [24]) und der Kirrha vorliegt. Es ist die Mystik von der kreisrunden Befestigung bezw. von den Ringen, die die Hügel infolge der der nächsten Umgebung entnommenen Erde umwallen, was den späteren Geschlechtern die Veranlassung gegeben hat, „auf den Höhen", wie es die Bibel benennt, zu opfern. Bei den Litauern und Preußen hießen die alten Opferstätten, auf denen man dem nach ihnen benannten Gotte Opfer brachte, Kurchen oder Kurko. Dieser selbe Gott heißt bei den Japanern Kurokosi: er vermag Reichtümer zu verleihen, weil diese Hügel, insofern sie einst vielfach Werkstätten der gewerblichen Horden waren (vgl. oben das über die Greife gesagte) und sich daher in ihnen oft wertvolle Gegenstände befanden, von den späteren Geschlechtern als Schatzkammern betrachtet wurden, in denen man eifrig nachgrub. Eine ähnliche Mythe wie die von Kurokosi der Japaner bestand in Griechenland in bezug auf Kerkyra und die Karkinoi, die Schmiedegötter auf Lemnos. Denn in hohlen Hügeln lebten eben vor Zeiten hauptsächlich gewerbetreibende Genneten, besonders die Gentes der Schmiede. Daher galten sie in der mythischen Tradition, z. B. als Kirkowäki in der skandinavischen Mythologie, auch als Klopf- oder Poltergeister (Kobolde).

Selbst der Herzog Krok von Böhmen, der, wie Kirke, der Zauberkunst huldigte und sie auch lehrte, ist nichts anderes als der kreisrunde Hügel, auf dem er selbst geopfert haben soll. Wie die Karkinoi auf Lemnos, so ist auch Krukis in der slavischen Mythologie der Schutzpatron der Schmiede. Aber zum Erfinder des Blasebalgs für die Schmiede ward der König von Arkadien Chorikos. Chorikos' Söhne hatten sich nämlich, ebenso wie Kerkyon, durch Erfindung der Ringkunst berühmt gemacht. Aber ihre Schwester verriet deren Kunstgriffe an

24) Ich finde in Georg Smith's „Chaldäische Genesis" S. 305 die Bemerkung: „Die Grundbedeutung des akkad. Kirkir muß zur Zeit noch unerklärt bleiben", und auf S. 304 „in Kirkir habe Smith wohl mit Recht einen Namen des Drachens, der Schlange erblickt. Der gewöhnliche akkadische Name sei es freilich nicht, dieser sei sir ... mit sieben Köpfen". Auf den Unterschied des runden Drako von der längslagernden Schlange habe ich schon in meiner „Urgeschichte" hingewiesen. Deshalb will ich mich hier nicht wiederholen. Die siebenköpfige Schlange „ser"pens ist die Schlange Adams; es sind die sieben Hütten um die Arche. Der Kirkir (Drako) ist aber eine Rundlagerung von je 12 Personen.

Merkur. Die Brüder darob erzürnt hieben auf den Rat ihres Vaters dem Merkur im Schlafe die Hände ab. Zeus heilt ihm die Hände wieder an, bestraft aber den Vater Chorikos wegen des bösen Rats, indem man ihm die Eingeweide aus dem Leibe riß und ihn zu einem lebendigen Blasebalg machte.

Man sieht auch hieraus wieder, wie weit verbreitet eine einzelne Bezeichnung für einen solchen Hügel ist. Noch gegenwärtig gebrauchen russische Gelehrte mit Vorliebe für sie den Ausdruck K u r g a n y oder Bugory, während Andere sie Mogylen, Majaken, Sopken, Homolken, Zelniken usw. benennen. Die Zahl der über die Erde verbreiteten Hügelnamen ist geradezu unfaßbar groß und wird um so größer, je mehr man dabei die verschiedene Aussprache bezw. Schreibweise berücksichtigt. Man kann sich daraus einen Schluß machen, daß wohl ein dem oben (S. 42) geschilderten Zustand „mitten zwischen mehreren hundert verschiedenartigen Sprachen" ähnliches Sprachengewirr einst überall bestanden haben muß, wo es zur Bildung größerer Völker gekommen ist. Berücksichtigt man nur bloß die fünf bei den Indern im Rigveda genannten Namen Yadu, Turwa, Druhyu, Anu und Puru in den vorkommenden V a r i a n t e n, so erhält man allein schon eine große Menge von Namen. Namen, die sich oft kaum ähnlich sehen, aber demselben Sachverhalt dienen. Meine Spezialuntersuchungen darüber dem Leser in dieser Schrift vorzuführen ist nicht Zweck dieser Abhandlung.

Wie wir schon mehrfach erfuhren, sind solche Wohnhügel mancherwärts von den späteren Geschlechtern als Schatzkammern betrachtet worden, weil man in ihnen verschiedene, namentlich aus Metall bearbeitete Gegenstände fand. Die darauf bezüglichen Mythen lassen erkennen, daß sie schon im Altertum stark ausgebeutet worden sind. Denn viele dieser Hügel waren nicht bloß Wohn-, sondern zugleich Arbeitsstätten der ersten Handwerker. Und da der Mensch, was psychologisch leicht begreiflich ist, das nächstliegende nachgeahmt hat — und das war sein Wohnraum —, so treffen wir bei diesen gewerblichen Horden eine ebensolche Nachahmung ihres Wohnlagers im Kleinen an, wie bei den Sumpfhorden die schiffsförmige Behausung.

So finden wir z. B. auch den Gaulos[25]) (κύπη, cybea, Kuppe) als Milchgefäß, in welches die Hirten die Milch gossen (Hom. Od.

25) Auch hierbei kann man erkennen, wie die Schriftsprache bestrebt ist, gleichlautendes aber begrifflich verschiedenes durch Akzentuation zu trennen: γαυλός der Becher, γαῦλος das Fahrzeug.

XI. 223) oder als Holzkübel zur Aufbewahrung des Weins (Suid. v. γαῦλος oder als Schöpfeimer, als Becher zum Trinken usw. Und diese Benennungen für die dem Wohnlager im Kleinen nachgeahmten Gegenstände rufen wieder neue Mythen hervor; z. B. soll der phönizische Herkules, dem man die Schiffahrt zuschrieb, in einem Becher nach Erythia gefahren sein.

Wer ein vollständiges Bild von einem Rundhügel gewonnen und sich dasselbe, was man bei urgeschichtlichen Forschungen nie unterlassen sollte, weil zum Verständnis des primitiven Menschen dessen sinnliche Anschauungen gehören, auch plastisch nachgebildet hat (die inneren Höhlen ebensowohl wie die Umringung und Umwallung), dem wird erst das richtige Verständnis für die nachahmende Betätigung der Bewohner dieser Rundlinge aufgehen. Jedem Ethnographen und Archäologen sind die Nachbildungen der Behausungen in Form von Urnen längst bekannt; aber auch andere Gerätschaften, Kruken, Becher, Schüsseln, Kessel usw., ja auch Instrumente, wie die Pauke, sind Nachbildungen von Teilen dieser Rundlinge, und es ist sprachlich kein Zufall, daß die Benennungen für die den Rundlingen nachgeahmten Gegenstände sich in den Völkersprachen im Wurzelwort mit der Bezeichnung der Hügel selbst decken. Man denke z. B. bei Kruke und Krug an den Ausdruck Krok, bei Becher an Pek, bei Schüssel (scutula) an Skot, bei Kessel an Cat (cas) usw. Alles Bezeichnung für die Hügel und ihre Bewohner. Da auch diese Uebereinstimmung der Ausdrücke für die Gerätschaften mit den Wohnräumen Mystik hervorgerufen hat, so haben wir eine Menge darauf bezüglicher Mythen, die anzuführen ich mir in dieser Schrift versagen muß.

So gleichen auch die ältesten Ringe ganz genau den Umringungen, welche wir um die Hügel herum finden; sie sind nicht total geschlossen, sondern haben eine Oeffnung, entsprechend der Eingangspforte in die sog. Ringburgen. Diese Gestalt ist unabhängig vom Material, aus dem die Ringe gemacht sind. Sollen wir annehmen, ihre Erfinder seien die Pfahlbauer gewesen? und dürfen wir bei gesundem Sinn vermuten, daß die Ringbewohner die Nachbildner der kleinen Miniatur-Archen waren? Beobachten wir vielleicht, daß das Söhnchen eines Schiffers sich aus Lehm Kringelchen nachahmt und daß der kleine Sohn eines Bäckers sich aus Holz Schiffchen schnitzt? Woher soll die große Masse Ringe, die plötzlich im Tauschverkehr der Horden auftaucht, sich erklären lassen, wenn nicht zuvor ein aus der Wechselwirkung des menschlichen Nervensystems mit den Objekten der menschlichen Umgebung sich entwickelnder Gestaltungstrieb einen großen Vorrat von Ringen in

den Hügeln der gewerblichen Horden aufgespeichert hätte. Denn nicht allein zur Schmückung des menschlichen Körpers, sondern auch als Tauschobjekte, als Ware, ja als Ware κατ' ἐξοχήν d. h. als Geld werden die Ringe gebraucht, das Ringgeld aber, dessen Form z. B. in Westafrika „an manche europäische Fundstücke erinnert“ [26]) und sich der Hauptsache nach überall ähnelt, hat genau die Gestalt der Ringe oder Drachmen der Ringburgen, „an der Oeffnung mit zwei großen senkrecht gegen die Bügel gestellten und beim Schluß des Ringes parallelen Platten besetzt.“

Es ist psychologisch nur zu sehr begründet, daß der menschliche Geist die Hinterlassenschaft seiner Vorfahren zu deuten versucht; aber er tut es im gewöhnlichen Leben nicht anders als mit dem Erkenntnisstandpunkte, den er hat. Denn es ist erst der wissenschaftlich geschulte Geist, der dem Werden der Dinge nachgeht, indem er den Inhalt der Ueberlieferungen in seine einzelnen Bestandteile zerlegt und in ihnen die Entwickelungsfaktoren entdeckt, durch deren gegenseitiges Einwirken das Produkt, das er anschaut, entstanden ist. Wir können dies im Völkerleben im Großen wie im Kleinen beobachten.

Die zahlreichen Hügel, welche wir über die Erdoberfläche zerstreut vorfinden, sind weder den alten noch den modernen Völkern entgangen. Doch sind sie von ihnen immer nur gemäß der Idee, mit der sie an die Beobachtung herangetreten sind, gedeutet werden. Da diese Hügel auch zu Grabstätten benutzt worden und später auch zum Zwecke des Begrabens errichtet worden sind, so besteht im Lande der Namaqua der Glaube, „diese Hügel seien für einen Mann errichtet, der an vielen Orten gestorben, begraben und wieder auferstanden sei.“ [27])

Wenn auch diese Hügel den Toten eingeräumt worden sind, so waren sie doch, wie der historische Tatsachenzusammenhang lehrt, in ihrem Ursprunge Wohnstätten für die Lebenden, nämlich für die Hochlandsbewohner. Man hat der Untersuchung vorgegriffen, wenn man sie nach ihren inneren Befunden hat bestimmen wollen und wenn man wohl gar auf Grund der inneren Befunde die Frage, ob diese Hügel überhaupt einmal menschliche Wohnstätten gewesen seien, einfach verneint hat, nur weil man in ihnen das nicht fand, was man apriori zum Leben der Menschen früherer Zeit notwendig hält. So wenn

---

26) Vgl. z. B. Verhandl. der Berliner Gesellschaft für Urgeschichte. 1887. S. (560).

27) Bastian, Der Mensch in der Geschichte. II. Leipzig 1860. S. 382.

beispielsweise Fritz Regel (Thüringen II. S. 487) über die Thüringer Tumuli urteilt, „am allerwenigsten dürften wir an ständige Wohnstätten denken; dazu fehlen uns solche Gegenstände, wie Handmühlen, Kornquetscher, Spinnwirtel, Webgewichte, Lehmbewurf der Hütten u. a. m., Dinge, wie sie sich in den vorgeschichtlichen Wohnstätten häufig finden". Als ob alle Horden ausnahmslos sich von Getreide ernährt und Weberei getrieben hätten! Geht ein anderer Forscher von einer anderen Idee aus und findet er in den von ihm beobachteten Hügeln teilweise das, was Regel in seinen Hügeln vermißt, so wird er alsdann ähnlich, wie z. B. E. Schmidt[28]) in bezug auf die nordamerikanischen Mounds, andere Folgerungen daraus ziehen. Denn Schmidt sagt: „Auch die Seltenheit des Vorkommens pflanzlicher Nahrungsmittel in den Mounds darf uns nicht zu dem Schluß verleiten, daß die Erbauer jener Erdwerke keinen Ackerbau gekannt hätten. Nur sehr ausnahmsweise begegnet man in der Asche alter Herde oder in den Kehrichthaufen der Hütten halbverkohlten Resten von Maiskolben; auch den Tongefäßen sind, wie die Geflechte und Netze, so auch die zierliche Zeichnung der Oberfläche dieser Kolben als Ornament aufgedruckt. Aber vielmehr als diese spärlichen Funde von pflanzlichen Nahrungsmitteln sprechen für den Ackerbau der Mound-Erbauer die Häufigkeit von Reibsteinen und Steinmörsern, sowie die Funde zahlreicher Steinhacken, die nicht anders (?) als Ackerbaugeräte gedeutet werden können."

Wenn die Ideen verschieden sind, mit denen man an die Erscheinung herantritt, so müssen auch die Ergebnisse der Untersuchung verschieden sein. Können wir überhaupt aus den Befunden innerhalb der Hügel Schlüsse auf den Zweck ihrer Bestimmung ziehen? Das könnte doch nur dann gestattet sein, wenn sämtliche in Frage kommenden Hügel (mounds) Befunde aufweisen würden. Da dies aber nicht der Fall ist, so bilden die Befunde ein wechselndes Merkmal jener Hügel. Aber ein wechselndes Merkmal kann niemals den Grund einer Sache kennzeichnen. Wir treffen Hügel auch ohne Befunde an.

So schreibt in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie (Jahrg. 1883 S. 299) Eimer (Tübingen) von den Tumuli in Bulgarien; er sei von Konstantinopel aus zu Land an die Donau gereist über den Balkan. Dabei seien ihm schon auf der Landreise Tumuli aufgefallen, welche häufig in größerer Anzahl — zu 9

28) E. Schmidt, Vorgeschichte Nordamerikas im Gebiet der Vereinigten Staaten. Braunschweig 1894. S. 114.

bis 12 — vereinigt, je weiter man sich dem Balkan nähere, um so mehr der Landschaft einen ganz eigentümlichen Charakter verleihen. „Sie liegen meist in der Ebene, zuweilen aber auch auf den hervorragendsten Höhen der Berge. . . . Diese Tumuli gleichen nun äußerlich durchaus jenen, welche man im Vorbeifahren am Ufer in der Nähe von Troja sieht. . . . Zwei derselben sind von einem Herrn in Sofia untersucht worden. Den einen davon habe ich mir angesehen. Es war ein etwa 5 Fuß breiter Ausschnitt durch denselben gegraben. *Man hat nichts darin gefunden. Desgleichen im zweiten.* Ich meinte, es könnte *unter* dem Niveau des Landes, bis zu welchem nur gegraben worden ist, sich etwas finden. Wie ich höre, ist aber auch in anderen nachgesucht und *nichts gefunden worden.* Da und dort haben Zigeuner ihre Wohnungen in den Tumuli aufgeschlagen, indem sie Löcher, Höhlen in dieselben gruben. Sollten sie etwa nur Familienwahrzeichen hervorragender Geschlechter sein?"

Wenn also nicht in allen Hügeln Befunde sind, so können die Befunde kein Merkmal sein, welches uns Aufschluß über das Wesen dieser Hügel abgibt. Es ist eine sehr wohlfeile Redensart, zu erklären, die Hügel seien zum Schutze und zu Verteidigungszwecken errichtet worden. Das kann man schließlich von anderen Wohnungen auch sagen, und hat es, wie schon oben bemerkt wurde, z. B. auch von den Pfahlbauten behauptet. Daß sie zum Schutze und zur Verteidigung dienen können und vielleicht auch gedient haben, ist eine andere Frage. Hierbei gilt das, was wir gelegentlich unserer Betrachtung der Pfahlbaue bemerkten (S. 153), daß, weil die Zweckmäßigkeit einer Sache immer in der Einheit des Endresultates liegt, der Zweck uns immer erst später ins Bewußtsein tritt.

Von der Entwickelung der Vorstellungen und dem langsamen Reifen menschlicher Einsicht haben viele, selbst im übrigen oft ganz tüchtige Gelehrte eine wunderliche Meinung, weil sie sich nie Rechenschaft darüber ablegen, durch welche *sachliche* Faktoren sich die Sachen entwickeln, von denen unsere Vorstellungen erst abhängig sind. Die Völkerkunde kann an zahlreichen Beispielen lehren, daß nichts im Intellekt ist, was nicht zuvor in den Sinnen war. „Die Eingeborenen von Celebes, deren Bambushütten gar häufig umgeweht wurden, machten die Entdeckung, daß sie durch einige an den Seiten der Hütte angebrachte krumme Balken dieselbe vor dem Umfallen bewahren können. Sie wählen demgemäß die krummsten, die sie finden können; aber sie kennen die Erklärung dieser Vorkehrung nicht und sind auch nicht auf den Gedanken gekommen, daß gerade Pfähle, die in schräger

Richtung befestigt sind, dieselbe Wirkung haben und dem Gebäude Festigkeit verleihen würden." [29])

Es ist wohl zu unterscheiden die Entstehung der Sache von der Nachahmung der Sache. Die Errichtung der künstlichen Hügel ist, wie wir an den Chatti und Chauci des Tacitus bemerken konnten, eine Nachahmung der früheren Wohnsitze ihrer Errichter. Denn die Bewohner der künstlichen Hügel in den Niederungen sind ja doch erst von den Gebirgen, wo sie auf den runden Höhen eine ihrem geographischen Individuum entsprechende Rundlagerung hatten, herabgekommen. Wenn sie sich zwischen die Seenbewohner eindrängen, so suchen sie zunächst die natürlichen Erhöhungen auf, helfen aber, wo es nötig ist, der Natur künstlich nach, indem sie mit ihren Händen Erde ausgraben, um dadurch den natürlichen Hügel zu erhöhen. Die Folge ist, daß um denselben herum sich ringförmige Gräben bezw. auch Wälle bilden. Diese unbewußt zustande gekommenen Umwallungen mit Gräben werden dann, wenn und weil sie sich als zweckmäßig erweisen, nachgeahmt, und da sich diese Hügelbewohner ebenso nach ihrem geographischen Individuum ausbreiten, wie die Bewohner der Seen, so finden wir sie ebenso verbreitet, wie diese.

Was Schmidt (a. a. O. S. 107) von den amerikanischen Mounds schreibt, gilt für die Hügelbewohner auch der übrigen Erdteile: „Ihre Form ist fast immer kegelförmig, auf runder, selten auf ovaler Grundfläche aufgerichtet. Wenn auch einzelne Riesen unter ihnen eine Höhe von 70 Fuß und mehr erreichen, ... so sind doch solche Größen seltene Ausnahmen. Bei weitem die meisten haben eine Höhe zwischen drei und zehn Fuß. — Diese Tumuli kommen ebensowohl auf weit sichtbaren Höhen, wie auf dem Alluvialboden der Flußtäler vor; oft stehen sie einzeln, oft gruppenweise, durch gemeinsame Umwallung umschlossen mit anderen zusammen. Das Material dieser Mounds ist gewöhnlich der Oberfläche der Umgebung entnommen; nicht so häufig sind sie aus Steinen aufgeführt; im Korallensand Floridas geben Muschelschalen gewöhnlich das Material für sie her."

Also im letzteren Fall sehen sie genau so aus, wie das in der Nähe der Gräber des Telephanes und der Kleopatra gelegene Grabmal von Kar, des Königs von Megara, das ursprünglich nur aus aufgeschütteter Erde bestanden, dann aber nach einem Orakelspruch der Gottheit mit Muschelmarmor bekleidet gewesen sein soll. Daß diese Hügel zu Begräbnisplätzen benutzt worden sind, kann niemand bezweifeln, weil man

29) Wallace's Malay Archipelago zitiert in Tylor's Anfänge der Kultur, übers. von Spengel. I. S. 62.

in mehreren von ihnen Skelette gefunden hat. Und ebensowenig wird jemand in Abrede stellen, daß die umwallten Hügel auch zu Verteidigungszwecken gedient haben und zu diesem Behufe später sogar ausgebaut und erweitert worden sind. Aber wohl müssen wir uns hüten, aus ihren Befunden, mögen es Skelette oder mögen es Tonwaren, Stein-, Bronze- oder Eisengegenstände, Ueberreste von Nahrungsmitteln oder was sonst immer sein, auf ihre ursprünglichen Bewohner zu schließen. Diese Hügel können wiederholt von einer ganz anderen Bevölkerung zeitweilig benutzt worden sein, ähnlich wie die Hügel, welche uns Eimer in Bulgarien beschreibt, der in dem oben (S. 320) von mir abgedruckten Berichte mitteilt: „Da und dort haben Zigeuner ihre Wohnungen in den Tumuli aufgeschlagen, indem sie Löcher, Höhlen in dieselben gruben."

Die Bedeutung dieser Hügel für das Problem der Völkerverwandtschaft beruht nicht in erster Linie in ihrer späteren mannigfachen Benutzung zu profanen oder religiösen Zwecken und dgl., noch direkt in den in ihnen gemachten Befunden, die verschiedenen Zeitaltern angehören können, sondern in den verschiedenen Formen, insoweit sie von der geographischen Oberflächenform in ihrer ursprünglichen Gestalt abhängig sind. Denn sie lassen Rückschlüsse auf ihre Errichter machen. Mir will scheinen, daß die im Jahre 1882 mit der Untersuchung der amerikanischen Mounds beauftragte Kommission auf der rechten Fährte ist, wenn sie (nach dem Globus 56. B. 1889, S. 79) erklärte: „Es sind Anhaltspunkte genug dafür, daß bestimmte Eigentümlichkeiten der Mounds bestimmten Stämmen eigentümlich sind, und daß somit ihre geographische Verteilung es möglich macht, die Wanderungen mancher Stämme bis zu einem gewissen Grade zu verfolgen. Den Cherokesen sind nicht nur die meisten Hügel im östlichen Tennesee und im westlichen Nordkarolina zuzuschreiben, sondern auch die meisten alten Werke am Kanawha-Tal; auch die Tallegwi, die Erbauer der wichtigsten Hügel am Ohio waren Cherokesen." Ob freilich das letztere richtig ist, möchte ich bezweifeln.

In der Art ihrer vom geographischen Individuum abhängigen Gestalt, die zwar im wesentlichen bei allen Hügeln rund und kreisförmig ist, und vor allem in der Art, wie die Hügel befestigt sind, liegen die unterscheidenden Momente, die auf Hordenverwandtschaft schließen lassen. Sie im einzelnen in dieser Schrift zur Darstellung zu bringen, würde über den Rahmen der mir vorerst gestellten Aufgabe weit hinausgehen und möchte vielleicht gar den Zweck verfehlen, den ich mit vorliegender Arbeit verfolge.

Nur weil die von mir zugleich zu widerlegende Urvölkertheorie ihre eigentliche Basis in der mythischen Geschichtsschreibung besitzt, die keine Völkerentstehung, sondern nur Völkerablösungen kennt und infolgedessen auch nicht erkennt, daß die Könige auf den Inschriften mythische Gestalten sind, so will ich kurz zeigen, wie auch die Namen der Wohnhügel ebenso zu Königsnamen geworden sind, wie die Bezeichnungen für das schiffsförmige große Haus. Es wird angesichts der ungeheuren Menge derselben genügen, wenn ich mich auf Schweden beschränke. Der meine Schrift nicht flüchtig durchblätternde, sondern mit mir denkende und forschende Leser wird aus den von mir bereits angeführten Namen überdies längst schon seine Beobachtungen nach dieser Richtung gemacht haben. Ich erinnere nur an die Dynastie der Ringe (Hringe), der Beherrscher des Ringareichs, an die Fylkiskönige, an die Könige Hake, Helge, Dag, Olof, Kettil, Ane, Bore, Gylf, Kore, Sigge, Boje, Egil, Ottar usw. Sämtlich Namen von Hügeln, die nur dadurch zu Königsnamen geworden sind, daß man glaubte, in ihnen liege ein König begraben, der so geheißen, wie der Name des Hügels im Volksmunde weiter lebte.

Greifen wir irgend einen der vorstehenden Namen beliebig heraus und hören wir, was der Geschichtsschreiber berichtet. Nach Dalin[30]) „starb König Egil etwa ums Jahr 620 und wurde in einem Hügel bei Upsala begraben." Nun ist aber Egil in Schweden der Hügel selbst, genau so wie Achill in Griechenland sein eigenes berühmtes Grabmal ist. Es würde weder ein Mythos von Egil (auch Egill geschrieben) noch ein solcher von Achill entstanden sein, wenn sich nicht an den Grabhügel eine Sage geknüpft hätte, die dem Mythenbildner die erste Anregung zur Verbindung mit anderen Sagen bot. Wenn Achill unter dem Namen Pyrrha als Mädchen verkleidet beim König Lykomedes auf Skyros erscheint und mit dessen Tochter den Pyrrhus erzeugt, so ist auch unter Pyrrh nur ein Hügel mit dem Feuerplatz zu verstehen, derselbe Name, den wir bei den Indern (vgl. oben S. 245) neben Druhyu und Anu als „Puru" antrafen. Da Druhyu nichts anderes als Drus und Dros ist, so wird Achill in die griechische Trojanersage[31]) mit hineinverwebt.

30) Olof Dalins Geschichte des Reiches Schweden; übersetzt durch Benzelstierna und Dähnert. I. Greifswald 1756. S. 289 ff.

31) Die bei mehreren Völkern anzutreffende Trojanersage ist nur geographisch zu erklären. Die Drus (Dros) oder Drömlinge sind von Wasser umfangene Hügel. Meine diesbezüglichen Untersuchungen hier vorzuführen, gestattet der Raum nicht.

Nach des Königs Egil Tode besteigt dessen Sohn Ottar den Upsalischen Thron, und Dalin berichtet: „man hat vorgegeben, Ottar sei im Treffen geblieben, und sein Körper in der Gegend auf einem Hügel hingeworfen und den wilden Tieren und Raubvögeln preisgegeben. Die Dänen sollen an seiner Stelle nach Schweden eine Holz-Krähe geschickt haben, mit vermelden: mehr sei der schwedische König nicht wert, und davon habe er den Beinamen Wendil-Kräka erhalten." Dalin glaubt freilich die Wahrheit dieser Erzählung bezweifeln zu müssen, aber nur deshalb, weil schon Ottars Vater, Egil, denselben Beinamen gehabt habe. „Ein Teil von Upland habe Wendeln geheißen und war zu der Zeit, da das Wasser so viel höher stand, nichts als ein Morast zwischen Bergen und Klippen." „Auch Ottar ist im Wendelschen Kirchspiel in einem großen Hügel (130 Ellen hoch), der noch Ottars Hügel heißt, begraben, nachdem er etwa ums Jahr 650 sein Leben beschlossen." (a. a. O. S. 291.)

Liest man die Erzählung von Egil und Ottar mit allen Einzelheiten, wobei sogar die Todesjahre dieser Könige angegeben sind, so könnte man beim ersten Eindruck glauben, es handele sich um wirkliche Geschichte. Aber gerade die Anschaulichkeit der Darstellung ist ein Kennzeichen des Mythos. Ottar (Otrar, Atr usw.) ist nur eine Bezeichnung für einen auf wässerigem, bezw. morastigem Terrain liegenden Hügel. Deshalb weiß auch der griechische Mythos von einem König „Otr"ynteus zu berichten, der auf dem schneeigen Tmolos (tmol = tumulus) einst wohnte. Und „Atr"eus Reich war ein Land im Sumpfe, dessen Unfruchtbarkeit die Mythe als Strafe für den an Thyest begangenen Frevel hinstellt.

Wenn im skandinavischen Mythos Egil und Ottar den Beinamen „Wendil-Kräka" haben, so bezeichnet der erste Teil des Namens das Seenland, mythisch ausgedrückt: das Land der Venus oder der Vanen, ethnographisch ausgedrückt: das Land der Wenden. Der zweite Teil des Namens aber die inmitten von „Wendil" liegenden „Berge und Klippen". Denn Kräka bedeutet ebenfalls Hügel, bezw. eine felsige Anhöhe. Da der Hirt Kragal-eus sich in der Streitfrage, wem Ambrakia zugehöre, ob Apollo, Diana oder Herakles, sich für letzteren entschieden hatte, so verwandelte ihn der erzürnte Apollo in einen felsigen Berg. Nach des Lykiers Tremiletes' (Drömeling ist identisch mit drus) Sohn, namens Kragos ward in Lykien ein Berg benannt. Und nach des Königs Thessalos Sohn Gräkos sind die Griechen genannt. Denn Griechen sind dasselbe, was Hellenen sind, nämlich die von den Höhen Abstammenden. Da bei der in Frage

stehenden Bezeichnung für Hügel eine ähnliche Mystik in bezug auf die den Berg (Grip, bei den Hebräern Jerem. 31. 39: gareb) umkreisenden Vögel (Greife, Raben) besteht, so will ich ganz kurz auf die Krähen hinweisen. Was vom κόραξ gilt, gilt auch vom γέρανος dem Kranich. Der runde Steinkreis führt auch die Bezeichnung Krone (κορώνη, corona) und ist personifiziert in der Königin der Pygmäer Gerana, welche von den Göttern des Olymp ihrer Anmaßung wegen in einen Kranich verwandelt wurde. Die Krone der Könige ist nur eine Nachbildung der cyklopischen Hügel; und da diese auch Kype, bezw. Cybele und Bur bezw. Tyr heißen, so soll der Sage nach Tiryns der Erbauer von Tirynth sein, dessen Mauern von Cyklopen aufgeführt worden sein sollen. Bei den Römern heißt Cybele Turretia, weil sie Türme trägt (Virgil IV. 785 ff.):

„So fährt durch die phrygischen Städte
Turmgekrönt auf dem Wagen die berekynthische Mutter.

Soll ich noch weiteres Material für die mythische Verwendung der zahlreichen, sehr verschiedenen, aber im Völkerleben gleichwohl wiederkehrenden Namen für die Hügelbewohner anführen? Was liegt denn dem Mythos vom König der Hegelinger, Hettel, und seiner Tochter Chaudrun (Gudrun) anderes zu Grunde als die einfache Sage eines Frauenraubes einerseits und eines Kampfes zwischen See- und Moorbewohnern anderseits? Demjenigen Leser, der mir vorurteilsfrei gefolgt ist, glaube ich genug geboten zu haben, demjenigen aber, der „fertig ist", werde ich in diesem Buche ebenso wenig von seiner Völkertheorie bekehren, wie ich es mit meinen vorausgegangenen Schriften imstande war, alle zu überzeugen, daß es überhaupt die beiden Gegensätze: einerseits Bewohner der Ebene (Hera), und anderseits Bewohner des Hochlandes (Gäa), bezw. Längslagerer und Rundlagerer überall da gegeben hat, wo es zu Stammes- und Völkerbildungen gekommen ist. Es würde keine Völker und es würde keine höhere Kultur geben, wenn nicht die Erdoberfläche mit ihren Gegensätzen, von der die Menschheit nun einmal nicht getrennt werden kann, durch die Wechselbeziehungen zwischen der Erdoberfläche und dem Menschen zu ethnischen Gegensätzen hingeführt hätte.

Es gehört eine große Befangenheit dazu, um nicht zu erkennen, daß die vom Hochlande in die Niederung herabkommenden Horden, welche sich auf teilweise selbst errichteten Hügeln zwischen die von altersher seßhaften eindrängen, ganz anders geartet sind als diese. Sehr ausführlich habe ich diese Wanderhorden in meiner „Urgeschichte" nach der Art, wie sie sich in Rundkreisen nach Zehnerschaften und

Hundertschaften lagern, geschildert und auch (S. 225) gezeigt, wie die Benennungen dafür in vielen Sprachen wiederkehren, welche gleiche Organisation sie im kleinsten und größten ihre Gebilde charakterisiert und wie ihre Kampfweise ganz anders ist als bei den Horden der Niederung, die ich im Gegensatz zu jenen Rundlagerern Arier genannt habe.

Da wir auch in Germania nach den ältesten Ueberlieferungen diese zweifache Bevölkerung vorfinden, nämlich die vom Hochlande abstammenden und die in den Sümpfen Wohnenden, schrieb ich unter anderm (S. 293): „Nicht einmal die Sueven, die doch den größten Teil Germaniens inne hatten, sind nach Tacitus ‚ein Volk', sondern durch eigentümliche Stämme und Namen gesondert (propriis adhuc nationibus nominibusque discreti), wiewohl sie insgesamt Sueven genannt werden (c. 38). Wenn Tacitus von den Chatten, die sich durch ‚stärkeren Körperbau, viel Muskelkraft, drohenden Blick auszeichnen und für Germanen viel Verstand und Klugheit haben', aussagt: Alios ad proelium ire videas, Chattos ad bellum, d. h. ‚die andern sähest du zur Abwehr gehen, die Chatten zum Wechselkampf', so erblicke ich darin zwei wichtige Gegensätze. Es ist eine im ganzen Völkerleben bekannte Erscheinung, daß die seßhafte (Ackerbau-) Bevölkerung sich in der Defensive hält; dies drückt eben proelium aus, wogegen bellum den zweiheitlichen, d. h. wechselseitigen Kampf bezeichnet, wie er den nichtseßhaften Horden eigen ist. ‚Ausgelesene vorzusetzen, Vorgesetzte zu hören, Ordnungen zu kennen, Gelegenheiten wahrzunehmen, Angriffe zu verschieben, tags zu disponieren, nachts zu verschanzen, Glück unter das Zweifelhafte, Mannesmut unter das Gewisse zu rechnen: und was das Seltenste und nur durch die Art der Unterweisung gewährt ist, mehr auf den Führer als auf das Heer zu bauen' (c. 30). Eine solche Schilderung, wie sie Tacitus von den Chatten gibt, paßt mehr oder weniger auf alle Wanderhorden. Daher hat bei ihnen auch ‚keiner ein Haus oder einen Acker oder irgend eine Sorge; sowie sie zu jemandem kommen, lassen sie sich ernähren; Fremdes verprassend, Verächter des Ihrigen, bis blutloses Alter sie zu so hartem Mannesmut untauglich macht.' Wer will angesichts dieser Schilderung glauben, daß ein solches Volk, das weder Haus noch Land besitzt, seßhaft sei? ‚Jeder Tapferste trägt überdies einen eisernen Armring', der, wie wir oben (S. 237) erwähnten, ein Charakteristikum vieler Ringbewohner, d. h. Rundlagerer ist."

Es verrät einen hohen Grad geistiger Befangenheit und einen ungewöhnlichen Mangel an Verständnis für einen Sachverhalt, wenn

der Kff. unterzeichnete Rezensent meiner „Urgeschichte“ im Literarischen Zentralblatt 1899. Nr. 16 Alfred Kirchhoff schreiben kann: „So fanatisch tritt der Verfasser für seine Theorie auf, daß er den Rundlagerern Vorliebe für alles Runde überhaupt zuschreibt, ja aus dieser wieder die Zubehör zu den Gauvölkern folgert. Weil die Tapfersten der Chatten einen eisernen Armring tragen, deshalb waren sie keine reinen Arier, sondern Gauleute.“

Der unparteiische Leser mag aus Vorstehendem selbst urteilen, ob ich die Chatten nur deshalb nicht zu den Ariern gerechnet habe, weil die Tapfersten, was ich nur ganz beiläufig angefügt habe, einen Armring tragen oder ob ich meine Behauptungen nicht anders und besser begründet habe, als Kirchhoff hinzustellen beliebt. Ich berufe mich auf den Gegensatz, in den Tacitus die auf Hügeln wohnenden, vom Hochland abstammenden Chatten zu den Sumpfbewohnern stellt, auf einen Gegensatz, der Körperbau, Kampfweise, wirtschaftliche Stellung usw. betrifft. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,“ und er sieht selbst dann noch nicht, wenn man ihm den Sachverhalt deutlich vorlegt. Denn seine fertige Idee ist die Schranke seines Erkennens. Seine vorgefaßte Meinung ist es, die ihn borniert macht.

„So fanatisch tritt der Verfasser für seine Theorie auf, daß er den ‚Rundlagerern‘ Vorliebe für alles Runde überhaupt zuschreibt.“ Man muß sich über die Unbelesenheit des Rezensenten ebenso wundern, wie über seine geringe Kombinationsbegabung. Ein dickes Buch könnte man schreiben, wollte man alle darauf bezüglichen Tatsachen und darauf gegründeten Urteile der Reisenden aufführen, welche diese Vorliebe beweisen. Wir hörten schon oben (S. 54) Livingstone's Klage, daß seine afrikanischen Arbeiter „eine seltsame Ungeschicklichkeit besitzen, etwas viereckig zu machen; *denn ihre Hütten sind rund.*“ Es ist jedem Ethnographen bekannt, daß sich europäische Frauen beklagen, ihre farbigen Dienstboten seien wegen ihrer Vorliebe für das Runde außerstande, in ihrem Salon die Stühle in einer geraden Linie zu setzen. Selbst bei Erdarbeiten kommt diese Vorliebe für das Runde zur Geltung. So berichtet beispielsweise Joest über seine im Jahre 1883 gemachte Reise:[32]) Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die man bei *allen* Kolonialkaffern machen kann, daß sie Idiosynkrasie vor einem rechten Winkel oder vor einer geraden Linie haben. Der Kaffer ist nicht imstande, einen 5 Meter langen geraden Strich in den Boden zu zeichnen; *immer wird aus einer Gera-*

32) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. 1885. S. 485.

den der Teil eines Kreises. Wir steckten z. B. in Bloemfontein einem Masuto eine gerade Linie mit Bindfaden auf dem Boden ab und hießen ihn, diese Linie entlang mit dem Spaten hacken. Kamen wir nach einer Viertelstunde zurück, so konnten wir sicher sein, daß die von uns bezeichnete Linie tangentenmäßig von der von dem Masuto abwich." Doch genug darüber!

Auch wenn wir solche Berichte nicht besäßen, so würde uns schon unser gesundes Denkvermögen sagen müssen, daß, weil alles in der Welt in Wechselwirkung zu einander steht und wir nicht imstande sind, uns den Eindrücken unserer Umgebung zu entziehen, eine Vorliebe für alles Runde bei den Rundlagerern eintreten muß. Fragen wir uns nach dem Grund solcher Befangenheit, so kann er nur in dem Bestreben gesucht werden, die Welt der Erscheinungen nicht aus ihren Merkmalen, sondern nur mit der Idee zu deuten, die man fertig in sich trägt. Sie ist es, die es verhindert, durch Analysieren sich in das völkerkundliche Material zu vertiefen.

Wer nicht an der Oberfläche schöpft und nicht mit der Deduktion, sondern mit der Induktion, nicht mit der Syntheſe, sondern mit der Analyse den Urteilsprozeß beginnt, findet unter dem Namen der Cat-ari, Chas-ari, Chasu-arii, Chattu-arii, Caz-iri usw. kleine Völkerschaften, die, wenn er sie analysiert, ihm deutlich zweierlei Elemente offenbaren. So wird uns von den ältesten arabischen Schriftstellern über die Chasaren gemeldet, daß sie aus zweierlei Racen bestehen, von denen die eine von schwarzer, die andere aber von weißer Hautfarbe ist: duplex Chasarorum genus exstat. Alteri nomen est Kara Chasar (i. e. Chasari nigri): hi fusco calore sunt, sed propter fusci intensionem ad nigredinem vergenti, ita ut species Indorum esse videantur. Genus alterum albo colore est atque pulchritudine et forma insigne.[33]) Chasari sind ein Gemisch von Chatten und Ariern.

Diese zwiefache Rasse innerhalb eines Volksstammes kommt auch in dem Namen mit zum Ausdruck. Es handelt sich hierbei um eine weitverbreitete Erscheinung, die sich auch bei Ortsnamen findet, daß der Volksstamm nach seinen beiden Bestandteilen benannt wird, aus denen er zusammengesetzt ist. So z. B. mit al (il), Ala-manni, Allobroges, Alo-brites, Ill-yrii, oder mit akat: Acatz-iri, Acit-avones usw. Namen, wie Hermunduren, Vandalen, Bajowaren, dienen zur Bezeichnung solch kleiner Völkergemische. Der Geograph oder Ethnograph, der derartige Namen aus dem Gesichtswinkel des Sprachforschers

33) Des Arabers Jakut geograph. Wörterbuch aus Ibn-Foszlan bei Frähn, de Chasaris Exe. p. 15.

deutet und sie nicht dem Prinzip seiner eigenen Wissenschaft unterwirft, d. h. von seinem Standpunkte aus den Sachverhalt untersucht, erklärt seine Wissenschaft für impotent, selbständig vorzugehen.

Da die von der Gestaltung der Erdoberfläche ausgehende Geographie die Wechselbeziehungen der Kleinsträume mit den auf ihnen befindlichen Lebewesen zu untersuchen hat, so können ihr bei einer Durchforschung des Völkerlebens unmöglich die Gegensätze entgehen, in welchen die rundlagernden Hügelbewohner überall auf der Erde zu dem längslagernden Bewohner der Ebenen, namentlich in alten Zeiten gestanden haben. Und wenn er auch die Benennungen beider Elemente in seine Forschungen mit aufnimmt, so kann es ihm ferner nicht entgehen, daß der Ausdruck Arier in seinen verschiedenen Schreibweisen nirgends für Hügelbewohner in Gebrauch ist, und daß hinwiederum der Ausdruck Chat in seinen mannigfachen Schreibweisen immer nur in der Bedeutung von Hügel — Hügelnamen werden freilich auch Namen für Rundhütten — bezw. Rundling vorkommt. [34])

Bei den Indern fanden wir die Arya in Gegensatz gestellt zu den sie umgebenden, „sie öfters einengenden" Dasyu. Unter Dasyu haben wir jenes Gewirr der Hochlandsbewohner zu verstehen, das sich unter verschiedenen Namen unter die Arier eindrängte. Der Name Dasyu ist nur eine lautliche Variante der durch die Wurzel Dg gekennzeichneten Höhenbewohner, die unter dem Namen Daci, Δάκοι, Dusti (mythisch), Thusser, Doxani (deren Landschaft Dassia, Dasseri), Tadzans, Czudi, Thiudi und vielen, ja sehr vielen ähnlichen Bezeichnungen wiederkehren. Die lautlichen Abweichungen erklären sich auch hier aus dem Durcheinanderwohnen, wodurch ja vorerst lokale Dialekte entstehen. Ueberall sind sie die „Gigantes" oder Riesen, z. B. Söhne des Riesen Bergelmir im nordischen Mythos. Sie sind Berghorden und daher Wanderhorden und führen sehr verschiedene Sonderbezeichnungen, z. B. wie wir oben (S. 245) bei den Indern sahen, die Benennungen: Yadu, Turvaça, Druhyu, Anu, Puru.

Was die Yadu in Indien sind die Chatti in Germania. Bei keiner andern ethnischen Erscheinung hebt Tacitus den Unterschied zwischen Hochlandsbewohnern und Sumpfbewohnern so hervor, wie bei den Chatti, sowohl was ihre Abstammung (initium sedis) als auch

34) Ich will auf die Mythen von Kad-mos (die Erzählung vom Drachen, von den Gräbern der Burg Kad-men), vom Kottos und Kotys, vom Kissas, dem Bruder von Gyas usw. nicht eingehen, sondern nur an die 1660 gemachten Ausgrabungen auf dem Berge „Kot"autsch (Mähren) erinnern, wo wir eine der besten kreisförmigen Hügelanlagen mit künstlichen Höhlen haben.

ihre körperliche Konstitution, ihre Kampfweise, ihre Raubluft und wirtschaftliche Sorglosigkeit betrifft. Warum stellt denn Tacitus die Chatti den übrigen Völkerschaften, auf die sich Germania erstreckt (ceterae civitates, in quas Germania patescit) entgegen? Doch nur deshalb, weil er einen ethnisch-geographischen Gegensatz zwischen Höhenbewohnern und Sumpfbewohnern zur Darstellung bringen und uns in den Chatten eine unstete Bevölkerung schildern will. Die Arya wohnen in Indien am Wasser, die Yadu aber wie die übrigen Dasyu mitten unter jenen auf Höhen. Chatti sind Tjudi; sie sind die Deutschen gegenüber den Bewohnern der Ebenen (vgl. weiter unten).

Wollen wir also den Ausdruck Arier in der Ethnographie in Gebrauch nehmen, so dürfen wir ihn nur in demselben Sinne gebrauchen, den er bei den alten Indern gehabt hat. Denn wenn wir die Hügelbewohner in Germania ebenfalls zu den Ariern zählen, so ist das ganz dasselbe, als wenn ein Geograph die Hügel und Berge zu den stillstehenden Gewässern rechnet. Dann sieht man aber gar nicht ein, weshalb man heterogene Dinge überhaupt noch mit verschiedenen Namen belegen soll. Solchenfalls hört alles wissenschaftliche Erkennen auf. Wir müssen uns auch in der Geographie und Ethnographie darüber klar werden, ob wir in den Namen die Hauptsache erblicken oder in den Dingen, bezw. Personen, denen die Namen gelten. Eine Sache bleibt doch dieselbe, trotzdem sie in verschiedenen Völkersprachen verschieden benannt wird. Denken wir uns ein Völkergewirr mit hundertfach verschiedenen Sprachen, wie es uns Spix und Martius oben (S. 42) geschildert haben, so müssen doch für dieselben Sachen und Personen eine ganze Zeit lang sehr verschiedene, wenigstens lautlich abweichende Ausdrücke neben einander bestanden haben.

Wir werden das Problem der Völkerverwandtschaft nie lösen können, wenn wir mit den Sprachforschern behaupten, daß z. B. Chatti Gauti, Gioti, Goti, Scoti, Jutae, Cassi usw. unmöglich mit einander verwandt sein können, weil es irgend ein „Lautgesetz" nicht zuläßt, trotzdem man erweisen kann, daß sie sämtlich Hügelbewohner sind.

Finden wir denn nicht noch in der Gegenwart nach einem Jahrhunderte bereits andauernden Vermischungsprozeß zwischen den Bergbewohnern und Bewohnern der Ebenen deutlich erkennbare Unterschiede im äußeren Habitus der beiden Gegensätze? Und wenn wir ihn noch in der Gegenwart finden, ist es denn nicht von der Geographie geboten, durch eine allgemeine systematische Völkerbeobachtung diese Erscheinung zu untersuchen, unbekümmert um das, was die verschiedenen Sonderwissenschaften darüber behaupten?

Wie oft begegnet man Aehnlichem, wie dem, was Fr. Ratzel in seiner Abhandlung „über den Ursprung und die Wanderungen der Völker“ [35]) schreibt: „Eine weitverbreitete Erscheinung ist das Auftreten der dunkelen Schattierungen in den Gebirgsvölkern Mitteleuropas. Die Slaven in den Ebenen Rußlands sind ebenso blond, wie die Germanen in den Ebenen Deutschlands; und die Slaven des gebirgigen Böhmens sind ebenso dunkel wie die Germanen des Schwarzwaldes. Gewöhnlich führt man die stärkere Vertretung des dunklen Elements in den Gebirgsländern Europas auf die Zurückdrängung dieses Elementes aus den Ebenen zurück. In manchen Fällen trifft die Erklärung, die ja in einzelnen Fällen sich auf geschichtliche Tatsachen stützen kann, das Richtige. Wir dürfen in Gebirgsvölkern, die so fremd in ihrer Völkerumgebung stehen, wie die des Kaukasus, immer Zurückgedrängte vermuten. Das starke Anschwellen des braunen Typus im Herzen von Böhmen, merkwürdigerweise gerade an der tschechischen Sprachgrenze zeigt, daß hier ein fremdes Element aufgenommen ist. Aber wichtiger scheint denn doch zu sein, daß in diesen Gebirgsländern sich die großen und dunkeln Wellen von Norden und Süden her begegnen.“

Der objektive Tatbestand in dem Vorgeführten besteht darin, daß „das Auftreten der dunkelen Schattierungen in den Gebirgsvölkern Mitteleuropas eine weitverbreitete Erscheinung ist“, daß sich dagegen in den Ebenen eine blonde Bevölkerung befindet: „die Slaven in den Ebenen Rußlands sind ebenso blond, wie die Germanen in den Ebenen Deutschlands.“ Faßt man diese Erscheinung als geographisches Problem auf, so ist der Weg der Forschung von der Logik genau vorgeschrieben. Das übereinstimmende konstante Merkmal ist hier, daß auf gleichen geographischen Räumen eine ihrem Aeußern nach gleiche Bevölkerung anzutreffen ist: auf den Gebirgen eine dunklere, in den Ebenen eine hellere Bevölkerung. Das abweichende und veränderliche Merkmal besteht dagegen darin, daß sowohl dort wie hier die Sprache der Bevölkerung verschieden ist: man hört ebensowohl im Gebirge, wie auch in den Ebenen slavisch sprechen. Nun ist nach der Lehre der Logik „von der Identität und dem ausgeschlossenen Dritten“ als identisch nur das anzusehen, was das gleiche Grundmerkmal hat. Sind die Bewohner der Gebirge ebenso durch ein gleiches Grundmerkmal charakterisiert, wie die Bewohner der Ebenen, so sind

35) In den Verhandl. d. K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philol.-histor. Klasse. 52. Bd. 1900. S. 82.

jene unter sich ebenso identisch, wie diese unter sich. Das ausgeschlossene Dritte ist also bei einer geographischen Betrachtung das veränderliche Merkmal der Sprache.

Faßt man dagegen die in Rede stehende Erscheinung als ein sprachwissenschaftliches Problem auf, so gilt als identisch, was eine gleiche Sprache spricht: die Bevölkerung in den Ebenen Rußlands sind mit den Bewohnern des gebirgigen Böhmens ebenso verwandt wie die Einwohner auf den Ebenen Deutschlands mit denjenigen vom Schwarzwald. Als ausgeschlossenes Drittes bleiben in diesem Falle aber zwei Merkmale übrig: das anthropologische der Hautfarbe und das geographische des bewohnten Raumes. Will man sich auf den sprachwissenschaftlichen Standpunkt stellen, wie es der Geograph Ratzel tut, so kommt man, weil das ausgeschlossene Dritte in zwei Momenten besteht, über so hohle Redensarten, wie: „Gewöhnlich nimmt man an" . . . „in manchen Fällen trifft die Erklärung zu . . . „wir dürfen vermuten" nicht hinaus oder man muß sich durch die Bildersprache „große helle und dunkele Wellen begegnen sich" über das Problem hinwegsetzen.

Ueberläßt der Geograph und Ethnograph dem Sprachforscher die Lösung dieses Problems, dann tut er besser, überhaupt zu schweigen. Denn wenn er mitspricht, so kann in diesem Falle, wie wir es ja schon oben in der Behauptung, die Chatti seien Arier, erfahren haben, seine geistige Tätigkeit nur im Nachschwätzen dessen, was ihnen der Sprachforscher vorberichtet hat, bestehen. Der Sprachforscher kümmert sich weder um das geographische noch um das anthropologische Merkmal, sondern sagt mit Friedrich Müller (vgl. oben S. 4): Es ist wohl besser, die Völker nach ihren Sprachen als nach den Knochen ihrer Vorfahren zu klassifizieren."

Aber vom Standpunkt des Sprachforschers aus ist das Problem der Völkerverwandtschaft eigentlich schon gelöst, nämlich durch die Fiktion der Urvölker, und es ist infolgedessen auch ein wissenschaftlicher Erkenntnisprozeß, der dem Werden der Völker nachgeht, von vornherein ausgeschlossen. Alles, was von den Indogermanen abstammt, gehört zu den Ariern, was von den Ursemiten abstammt, dagegen zu den Semiten usw. Um reale Tatsachenmerkmale hat man sich dabei nicht zu kümmern. Nur ist dabei der Willkür Tür und Tor geöffnet. Aber das tut der Liebe für die vorgefaßte Meinung keinen Abbruch. Die alten Historiographen, Geographen und Chronikenschreiber müssen herhalten, um das zu beweisen, was man beweisen will. Sprechen sie das Gegenteil von dem aus, was bewiesen werden soll, so liegt der Irrtum

bei jenen. Die Folge ist ein beständiges Hin- und Herstreiten, wobei immer die Meinung des einen Schriftstellers gegen die Meinung des andern ausgespielt wird. Fragt man sich aber nach dem Nutzen dieses Streites, so findet man die richtige Antwort darauf in der Tatsache, daß in den allermeisten Fällen vor Jahrhunderten genau dasselbe behauptet worden ist, was die Gegenwart als Neues darbietet.

Wenn „die Slaven des gebirgigen Böhmens ebenso dunkel sind, wie die Germanen des Schwarzwaldes", und wenn „die Slaven in den Ebenen Rußlands ebenso blond sind wie die Germanen in den Ebenen Deutschlands", so kann doch die Frage nach dem „warum?" nur durch eine geographische Untersuchung des Sachverhalts beantwortet werden, indem man die Wechselbeziehungen der kleinsten ethnischen Gebilde mit ihren geographischen Individuen untersucht. Einen andern Weg gibt es nicht, weil unser logisches Denken keinen andern Weg offen hält.

Wir haben im Verlaufe unserer Darstellung gesehen, daß es in Germanien zu der Zeit, wo wir die erste Kunde von dessen Bevölkerung erhielten, kein einheitliches Volk gegeben hat, daß vielmehr eine große Anzahl kleiner Horden und Stämmchen mit sehr verschiedenen Namen bunt durcheinander wohnten, und zwar Bewohner teilweise in den sumpfigen und wässerigen Ebenen bezw. an Flüssen, teilweise aber auf Hügeln. Und zwar konnten wir die ersteren ebenso wie die letzteren auch außerhalb Germaniens wiederfinden. Umfaßt nun Germanien ganz heterogene Horden und Stämmchen, die, weil sie einander fremd sind, sich nach den Ueberlieferungen gegenseitig befehdeten oder, wie die Chatten, die anderen brandschatzten, so kann Germanien nur als eine geographische Bezeichnung für das den Römern bekannt gewordene weite Ländergebiet vom Rhein bis zum Osten betrachtet und unter Germanen nur ein Gesamtname für alle durcheinander wohnenden Horden bezw. Stämme aufgefaßt werden. Die Germanen waren zu Caesars und Tacitus' Zeiten kein einheitliches Volk, sondern eine nach geographischen Individuen durcheinander wohnende Masse heterogener Völkerelemente.

Wir sahen, daß z. B. die Chauken als Hügelbewohner sehr weit über die Erdoberfläche zerstreut wohnten und unter andern auch das gebirgige Böhmen als Kechoi besetzt hielten. Wenn nun die heutigen Czechen ihrer Sage nach gleich nach der Sintflut eingewandert sind und sich für die Ureinwohner Böhmens halten, deutsche Schriftsteller dagegen behaupten, Böhmen sei einst von Bojern besetzt gewesen,

diese aber seien ausgewandert und deren Sitze erst seien von „slavischen Czechen eingenommen worden," wer soll und kann in einem solchen Falle das entscheidende Wort reden? Alle Schriftsteller, welche die Auswanderung der Bojer behaupten, erklären zugleich: „Bestätigung findet sich in echten gleichzeitigen Quellen keine; keine Andeutung bei Cassiodor, daß sich ein neues, zahlreiches Volk außerhalb des Gebirges niedergelassen habe." (Zeuß S. 370.) Hier kann doch nur der Geograph das entscheidende Wort fällen.

Die Boji sind ebenso zerstreut wie andere Horden angetroffen worden. Wir finden sie in Italien im Kampfe gegen die Römer, ebenso im herzynischen Walde, wo sie dem Andrange der Cimbern Widerstand leisten, auch an der Donau, wo sie mit den Norikern vereint gegen die Daken kämpfen, also durchaus zerstreut unter diesem Namen vor. Dieses Zerstreutsein wird auch in diesem Falle so gedeutet, die Bojer seien einst ein großes Volk gewesen, später aber (durch wen?) zersplittert worden. Weil Plinius (hist. nat. III. 24) berichtet: „an die Noriker grenzt der See Peiso und die Wüsten der Bojer (deserta Bojorum)", so meint Schafarik (I. 384), „ihr Land sei dergestalt (von den Chatten) geplündert worden, daß es über hundert Jahre den Namen bojische Wüste führte." Nun ist aber Deserta Bojorum nur der Inbegriff aller einzelnen von ihnen besetzten öden Hügel. Denn wo wir Bojer finden, wohnen sie ebenso wie die Noriker auf öden Hügeln. „Die Noriker," sagt Plinius (hist. nat. III. 20), „sollen ehemals Taurisci geheißen haben." Nun sind aber bog, nor und taur nur drei Bezeichnungen für Berg bezw. für solche Bewohner, die Hügel befestigen. In der schwedischen Mythengeschichte sind Nore und Gor (Gotr) Söhne des Thor, und beide haben eine Schwester Göya, die angeblich Rolf Suadason entführt und die ihre Brüder aus dessen Klauen entrissen (Dalin I. 67). Gor, Nor und Thor (= taur) sind Berghorden, und die Göya hätte der Mythenschreiber statt zur Schwester der Genannten ebenso oder besser zu ihrer Mutter machen können, wie der griechische Mythologe es mit „Ner"eus tat, der diesen zum Sohne der Gäa und des Pontus macht. Denn die Nereiden wohnen, ähnlich wie die Chauken des Plinius, in ihrem Palaste auf dem Meeresgrund, wo sie sich wie die Tritonen und Delphine auf den Wellen des Okeanos schaukeln, d. h. von den Wellen geschaukelt werden. Weil Nor = Gor, so ist im griechischen Mythos Norax der Enkel des Geryon. Die Noren gehören zu den Wanderhorden, weshalb der indische Mythos sie beständig und noch immer auf Erden wandern läßt. Wir würden längst wissen, wer die Normannen gewesen sind, die

einst in Rußland eingebrochen sein sollen, wenn man die mythischen Ueberlieferungen in ihre einzelnen lokalen Sagen auflösen und ihren Inhalt geographisch bestimmen würde.

Unter Nor haben wir Hügelbewohner zu verstehen, die sich zwischen die Bewohner der Ebenen drängen und hier Hügel befestigen. In Sardinien bezeichnet man deshalb diese Hügel mit dem Ausdruck Nurhagen, — eine Tautologie, weil Hag dasselbe wie Nur ist. „Die Nurhagen," schreibt Ermling,[36]) „waren nach Spano einfach Wohnstätten und Zufluchts-Wohnstätten und Zufluchtsorte (?) der ältesten Bewohner Sardiniens; sie folgten, dafür spricht ihr cyklopischer Bau, gleich auf die Zeit der Troglodyten. . . . Das Bedürfnis des gemeinschaftlichen Wohnens führte die alten Sardinier zusammen, und so errichteten sie die gruppenweise bei einander vorkommenden Nurhagen. . . . Spano hat einige hundert Nurhagengruppen, gleichsam Nurhagenstädte, nachgewiesen, deren wichtigsten die von Macomer, Terralba, Bonorva, Iglesias, Paulilatino sind. Sie alle liegen in sehr fruchtbaren Landstrichen, nur die Gruppe von Nurra in einer unfruchtbaren Gegend."

Ich führe dieses Beispiel nur an, um dem Leser anzudeuten, daß künstliche Hügel ebensowohl in fruchtbaren als in unfruchtbaren Landstrichen gelegen sind, weil ihre Bewohner sehr verschiedenen Beschäftigungen obgelegen haben. Es ist durchaus unrichtig, worauf ich schon in meiner „Urgeschichte" hingewiesen habe, in allen Rundlagerern Viehzüchter erblicken zu wollen. Deshalb bemerkte ich wörtlich (S. 250): „Im Gegenteil sind die Wandergenossenschaften, die Gentes, weil sie abgesondert lebten, die Erfinder der Industrie geworden. Sie werden auf der Ebene bei ihrer Berührung mit den seßhaften Ackerbauern zum Bleiben genötigt." [37]) In der Art des inneren Ausbaues der Hügel für gewerbliche Zwecke dürfte daher apriori schon ein wichtiges Moment für die Bestimmung der Völkerverwandtschaft erwartet werden. Darauf näher einzugehen ist in diesem Buche noch nicht mein Zweck.

Daß dieselben Hügelbewohner eines und desselben Landstriches verschiedene Namen haben, beruht, wie wir schon oben mehrfach dar-

36) Ermling, Die Nurhagen Sardiniens. Im Globus. 60. Band. 1899. Nr. 22. S. 337 ff.

37) Kirchhoff scheint nicht einmal die Kapitelüberschriften, geschweige denn mein Buch selbst gelesen zu haben. Wie könnte er sonst gegen mich polemisieren wegen des von mir angeblich aufgestellten „Gesetzes der fast mystischen Trennung der Welt" im Ackerbauer und Viehzüchter? Ich habe die „Welt" in Bewohner der Ebenen und Hochlandbewohner eingeteilt und in dem einen Abschnitte die gewerblichen und in einem andern die viehzüchtenden Bewohner behandelt.

gelegt haben, auf dem Durcheinanderwohnen der Horden mit verschiedenen Sprachen, indem eben, weil es sich ja doch um rein lokale Verhältnisse vorerst gehandelt hat, für ein und dasselbe Objekt jede Horde ihren besonderen Ausdruck hatte. Eine Erscheinung, die wir noch gegenwärtig an den lokalen Dialekten von Völkerschaften beobachten können, deren Schriftsprache noch keine lange Vergangenheit hinter sich hat. Denn erst die Schriftsprache vollendet den Prozeß der Völkerbildung, indem sie die von einander getrennten verwandten Bestandteile durch ein geistiges Band verknüpft. Im Anfange des Vermischungsprozesses der Horden handelt es sich nur um lokale Verhältnisse, und was ein Volksstamm von seiner Vergangenheit weiß, kann ihm daher nur durch lokale Sagen übermittelt sein. Wenn die Kechoi (Kech = Kauk) ihrer Sage nach sich am Berge Rip angesiedelt haben, so bedeutet das, daß sie sich auf dem Hügel- bezw. Bergland niederließen, und da rip = kech = bog ist, so können die Boji zugleich die Kechoi sein. Wenn eingestandenermaßen keine einzige Urkunde den Auszug der Boji aus dem heutigen Böhmen berichtet und wir nur wissen, daß dort, wo früher die Boji genannt wurden, später die Czechen sitzen, so liegt die Folgerung, daß man die Bojer später Czechen genannt hat, sehr nahe. Und wenn die heutigen Gebirgsbewohner Böhmens ebenso dunkelfarbig sind wie die Bewohner Deutschlands auf den Gebirgen, wo früher der Name Bojer oder ein anderer Hordenname für die Hochlandsbewohner bestand, so kann es, wenn beide verschiedene Sprachen jetzt sprechen, unmöglich von jeher ein Volk der Slaven und ein Volk der Germanen mit eigentümlichen Sprachen gegeben haben.

Nicht bloße Namen können uns einen Sachverhalt klarlegen, sondern die Wechselbeziehungen der Sachen, für die die Namen gegeben sind. Der Ausdruck bog kehrt in lautlichen Varianten und Schreibweisen als boj, baj, paig, pag, peg neben den übrigen Ausdrücken für einen runden, umzäunten Hügel bei weit von einander abgelegenen Völkern wieder, und zugleich auch in den Mythen der Völker. So als König Pekah von Samarien, und zwar, weil (vgl. oben S. 305) gilead ebenfalls ein anderer Ausdruck für den Rundling ist, in Verbindung mit Gileaditen, mittels deren er, um auf den Thron zu gelangen, Argob und Arje beseitigt (2. Kön. 15, 23 ff.) und den König Pekaja selbst ermordet. Arje ist der ethnisch-geographische Gegensatz zu Pek. Und da Arche = Seba ist, so vertreibt in der bulgarischen Mythengeschichte Paganus den Sabinus. Weil das Pfahlhaus (Bel) in der Erinnerung bezw. Sage neben dem Rundhügel (Beg) lebt, so gelten Bel-dek und Beg-dek für die beiden Stammväter der Angel-

sächsischen Könige in England. Bei den Römern ist der Rundhügel (Beg = Pik) personifiziert durch Pic-umnus und der Pfahlbau (Bel = Pil) in Pil-umnus und in ihrem Mythos sind sie ein Brüderpaar. Pic-umnus hat, weil im Pagus die Viehzucht (pecus) erfunden wurde [38]) und diese dem Ackerbau sich verband, die Düngung des tragbaren Bodens für seinen Bruder Pilumnus erfunden. Wie der runde Bakchos in Griechenland den Weinbau einführt, so erfand in Skandinavien Bauge den Meth. Die vom Mythendarsteller benutzte Sage von dem durchbohrten Berge und dem Bohrloche in demselben, das zu machen angeblich Odin dem Bauge anbefohlen, wird uns erst klar, wenn wir in dem Berge, wo Bauges Bruder wohnen soll, den Bauge selbst erblicken. Denn Bauge ist der Hügel, der mitten im Wasser steht. Dieses geographische Landschaftsbild, das wir oben bei den Chauken kennen gelernt haben, lag auch Ovid vor, als er eine der anmutigsten Fabeln in Baucis und Phile-mon dichtete.

Da der Mythenschreiber bei Benutzung der lokalen Sagen zugleich dialektisch abweichende Wörter mit einverleibt, so finden wir jene oft neben einander mit Unterlegung des Sinnes, den sie in den Volkssprachen haben. So wenn z. B. in der Geschichte der Bulgaren nach Vertreibung des Sabinus „der neue Herrscher P a g a n u s im Gefolge seiner B o j a r e n nach Konstantinopel" kommt und dann B a j a n s Bruder Herrscher wird. Wie ich schon oben zeigte, bedeuten die meisten Namen der Gebirge überhaupt nur „Berg" schlechthin, d. h. ihre gegenwärtige Bezeichnung war in der Hordensprache nur ein Ausdruck für Berg und Hügel überhaupt. So die Riphäen (rip), Alpen (alp). Die Polen nennen das Karpathengebirge bekanntlich Góry, die Russniaken Horby (Chrby). Gor bedeutet aber ebenso wie Chrb nur Berg, bezw. Hügel. Dasselbe gilt eben auch für Bog mit seinen zahlreichen Varianten, zu denen auch Peuk (ἡ Πεύκη ὄρος), Bučes (Berg zwischen Siebenbürgen und der Walachei) zu rechnen sind. Namen wie Buko-wina deuten Vermischungen von Hügel- (buk) und Wasserbewohner (wina) an. Auch in den Dialekten der griechischen Sprache findet sich die lautliche Aussprache „poik" für Berg. Ich erinnere an den Fels ποικίλη in Cilicien (Strabo XIV. 5. 670: ἡ λεγομένη πέτρα) oder an den Berg Ποικίλον in Attika (Pausanias 1, 57, 7: καλούμενον ὄρος). Ptolemäus schreibt auch Peuke (ἡ Πεύκη ὄρος).

Da für den Rundkreis auch der Name Centaur vorkommt, so ist im griechischen Mythos Peukeus ein Centaur, und weil der Rundling

38) Vgl. meine Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. S. 255 ff.

auch circe heißt, so wird im römischen Mythos Picus mit Circe in Verbindung gebracht:

Picus, dem Rossebezähmer, der voll begehrender Liebe
Circe mit güldner Ruthe gerührt, durch Gifte verwandelt
Und zum Vogel gemacht.

Vergil erzählt nämlich, Picus sei ob seiner Treue zur Venilia in einen Specht verwandelt worden. Man vergleiche das oben über den Greif Gesagte und beachte, daß auch hier, ähnlich wie bei den oben erwähnten Rundlingen (Gaulos usw.), vom Rosse die Rede ist. Denn die im Sumpfe stehenden Rundlinge sind die ersten Fangplätze der Pferde, bezw. ihre Bewohner die ersten Rossebändiger gewesen. Daher auch „Peg"asos, der Sohn des Neptun und der Medusa (med = Sumpf) als Roß gedacht wird, und weil der Pagus ein Rundling ist, so beißt sich Pegasos in seinen eigenen Schwanz.

Auch die Peuciner in Germanien gehören zu diesen Hügel- oder Rundlingsbewohnern. Von ihnen berichtet Tacitus in seiner Germania (c. 46): „Ob ich die Völkerschaften der Peuciner samt Veneten und Fennen den Germanen oder Sarmaten zuschreiben soll, ist mir zweifelhaft (Peucinorum Venetorumque et Fennorum nationes Germanis an Sarmatis adscribam dubito). Obgleich die Peuciner, die einige Bastarnen nennen, in Sprache, Kultur, Sitz und Wohnort sich wie Germanen benehmen (Quamquam Peucini . . sermone, cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt), besteht Unflätigkeit aller und Trägheit bei den Vornehmen (sordes omnium ac topor procerum). Durch eheliche Vermischungen sind sie etwas nach der Sarmaten Aeußerem hin entstellt (cunnubiis mixtis nonnihil in Sarmatum habitum foedantur). Die Veneten haben viel von ihren Sitten angenommen (Vineti multum ex moribus traxerunt); denn was unter Peucinern und Fennen als Wald und Berg hervorragt (nam quicquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur), durchschweifen sie mit Räubereien (latrociniis pererrant). Doch werden letztere mehr unter die Germanen gerechnet (Hi tamen inter Germanos potius referuntur), weil sie auch Häuser bauen und Schilde führen und gern zu Fuß gehen und hurtig sind (quia et domos figunt et scuta gestant et pedum usu ac pernicitate gaudent), was alles verschieden von Sarmaten ist (quae omnia diversa Sarmatis sunt), indem diese auf Wagen und Rossen leben (in plaustro equoque viventibus).

Wir lernen also außer den bereits erwähnten Chatten und Chauken als Hügelbewohner in Germania drittens noch die Peuciner kennen. Denn wenn Tacitus sagt, die Veneten hätten viel von den

Sitten der Peuciner angenommen und als Hauptgrund, ja sogar als einzigen Grund dafür nur anführt: „denn (nam) was als Wald und Berg hervorragt, durchirren sie mit Räubereien"; so folgt daraus, daß die Peuciner diese Sitte bereits hatten, bevor sie sich mit den Veneten vermischten, und zweitens, daß die Veneten, weil sie ja doch diese Sitte von den Peucinern erst angenommen haben, vorher diese Sitte nicht hatten. Bei korrektem logischem Denken stoßen wir somit auch hier wiederum auf Gegensätze. Und zwar sind die Peuciner den Chatten ähnlich; denn auch von diesen wurde (oben S. 326) ausgesagt: „zu wem sie kommen, lassen sie sich ernähren, Fremdes verprassend" usw. Stellen wir diese Gegensätze noch unter den Gesichtswinkel des Geographen, so ergibt sich, daß die Peuciner als Hügelbewohner auch vom geographischen Standpunkt aus den Chatten näher verwandt sind, als den Sumpfbewohnern der Ebene, zu denen die Chatten von Tacitus in Gegensatz gestellt werden. Die Veneten sind somit den am Wasser wohnenden Horden der Ebene zuzurechnen. Ist das aber der Fall, so müssen die Veneten vor ihrer ehelichen Vermischung mit den Peucinern zu den Horden gehört haben, die sich über die Ebenen ausbreiteten. Zu ihnen sind erst später die vom Hochlande abstammenden Peuciner gekommen. Folglich sind die Veneten auf Grund der allgemeinen Völkerbeobachtung von altersher Ansässige.

Sich an bloße Namen haltend ergehen sich die Gelehrten in allerlei Vermutungen über die Peuciner. So sagt Schafarik (I. 120): „Die Peuciner und die Bastarner, von den Alten bald für Kelten, bald für Deutsche erklärt, scheinen ursprünglich Kelten, die sich späterhin durch Vermischung mit deutschen Einwanderern am schwarzen Meer und Dniester zum Teil germanisierten, gewesen zu sein." Und an einer anderen Stelle (I. 394): „Neben diesen eigentlichen Wohnsitzen der Bastarner und Peuciner war auch der Gebirgszug zwischen der oberen Theiß und dem Dniester von ihnen bewohnt und die Peuciner scheinen bloße Kolonisten derselben in Siebenbürgen, namentlich in der Umgegend des heutigen Butschesgebirges (mons Peuce bei Ptolemäus) gewesen zu sein, man stößt daselbst auch auf Dorfschaften, wie Butschesd, Butschesne, Butscherde und andere. Von den Peucinern auf der gleichnamigen Insel in dem Donau-Delta ist es gewiß, daß sie aus diesen Bergen kamen."

Gewiß werden die Peuciner, ähnlich wie die Chatten, bevor sie sich auf Hügeln mitten unter die Bewohner der sumpfigen Ebene eindrängten, von Bergen herabgekommen sein. Aber das Ursprungsland (initium sedis) der Peuciner ergründen wollen ist ebenso vergeblich,

als wenn ein Geograph nach der Heimat des „Berges" forschen wollte. Peuciner sind Hügelbewohner überhaupt; denn Peuke bedeutet, wie wir bereits sahen, einen Hügel schlechthin, und zwar einen runden zum Wohnen eingerichteten und befestigten Hügel. Daher ist Peukeus im griechischen Mythos ein Centaur. Centauren aber sind Bewohner von runden Steinhügeln, weshalb Kentauros ein Bruder des Lapithes ist (lapis = Stein). Kentauros und Lapithes stammen von „Hyp"sos, und dessen Mutter war Kreusa. Es handelt sich hier um Verwandtschaft von lauter Hügelnamen, die nur in der durch das Durcheinanderwohnen verursachten Sprachverwirrung ihre Erklärung finden kann. Was der eine Peuk nannte, bezeichnete ein zweiter mit Hyp, ein dritter mit Lap, ein Vierter mit taur usw. Was in der späteren Volkssprache von den Wörtern keine Aufnahme fand, verblieb im Bereiche der Sage, bis der Mythenbildner an die Wörter herantrat und sie zu Königen und Fürsten erhob oder ihnen sonst eine Stellung anwies. Das erklärt uns, weshalb wir in der einen Volkssprache ein Wort für Berg finden, das in einer anderen nur als sagenhafte oder mythische Gestalt weiterlebt oder allenfalls nur in veränderter Form in irgend einem lokalen Dialekte noch zu finden ist. In dieser Hinsicht eröffnet sich uns noch ein weites Gebiet der Forschung auch auf sprachlichem Gebiete.

Forschen heißt ein bestimmtes Material selbständig durchdenken. Deshalb wird der Weg der Forschung vom *Material* bestimmt und somit ist auch unsere Erkenntnis im letzten Grunde vom Material abhängig. Unter Material versteht aber die Forschung immer nur den *objektiven* Inhalt, der uns dargeboten wird. Beruht der Stoff auf Traditionen, wie beim historischen Material, so muß er losgelöst werden von der subjektiven Auffassung dessen, der den Stoff überliefert hat. Tut man das nicht, so ist eine Durchforschung des Materials, die zu einem *neuen* Erkenntnisstandpunkt hinführt, absolut unmöglich. Denn man kann sich alsdann, wenn Meinungsdifferenzen über eine Sache entstehen, immer nur dem Urteil des einen oder dem des andern Autors anschließen, und hierbei hängt die Entscheidung rein von der Subjektivität dessen ab, der irgend einer Meinung beitritt.

Wir würden längst über die Entstehung und Verwandtschaft der Völker zu größerer Klarheit gekommen sein, wenn wir unser Vorurteil, das in unseren Tagen nicht zum wenigsten vom Nationalstolz abhängig ist, zu besiegen versuchen würden. Wir unterscheiden uns in dieser Hinsicht oft nicht viel von den ältesten Historiographen und Mythen-

schreibern, die ihre Geschichte mit dem Königtum beginnen, weil sie in dem Wahne lebten, sie seien das Volk, in dem sie jetzt leben, schon vor Jahrhunderten bezw. Jahrtausenden gewesen.

Seit Menschenaltern streiten sich die Gelehrten über die Größe und Ausdehnung der Völker, denen der Einzelne von ihnen angestammt ist. So weisen die Gelehrten unter den sog. slavischen Volksstämmen ihren Vorfahren ein Reich von ungeheurer Ausdehnung zu und die Gelehrten der sog. germanischen Stämme tun ein gleiches in bezug auf die Weite ihres Volkes. Ganz dieselben Völkerstämme beschlagnahmen die einen als germanische, die anderen aber als slavische, und dabei berufen sie sich beide auf die Urteile der älteren Autoren. Wenn Tacitus z. B. sagt, es sei ihm zweifelhaft, ob er die Völkerschaften der Peuciner, Veneten und Fennen den Germanen oder Sarmaten zuschreiben soll, so nehmen die Deutschen die Veneten in gleicher Weise für sich in Anspruch, wie sie die slavischen Schriftsteller als den Slaven zugehörig betrachten. Der Grundirrtum auf beiden Seiten beruht aber darauf, daß jene von einem Volke der Germanen, und diese von einem Volke der Slaven in alter Zeit zu sprechen wissen.

Wenn wir auf dem Boden des alten Germanien ebensolche ethnische Gegensätze finden wie in den Ländern, die man slavische nennt, und zwar nicht bloß Gegensätze, sondern gleichzeitig auch die gleichen Völkerelemente, so kann man doch unmöglich von einem Volke der Germanen und Slaven sprechen, zumal wir noch die Beobachtung machen, daß diese heterogenen ethnischen Gebilde sich gegenseitig bekämpfen, berauben und verdrängen. Worauf beruht denn unsere Anschauung von einem Volke der Germanen und Slaven? Doch nur auf der Tatsache, daß die Bewohner des Gebietes, welches gegenwärtig Deutschland heißt, eine Sprache reden, die von der Sprache der Völker verschieden ist, die man slavische nennt. Wir gehen also von den fertigen Zuständen aus. Da nun aber der Zustand einer Sache der Punkt ist, in welchem der kontinuierliche Prozeß des Tuns und Werdens aufgehört hat, so offenbart uns der Zustand als solcher nichts über das, *wie* er zustande gekommen, d. h. Zustand wurde. Man kann und darf somit nicht von einem fertigen Zustande der Gegenwart auf Zustände der Vergangenheit schließen. Denn einen Zustand der Vergangenheit kann ich nur dadurch gewinnen, daß ich von dem gegenwärtigen Zustande nach und nach das abwickele, was im Verlaufe der Zeit neues hinzugetreten ist, indem ich den Elementen nachgehe, deren Produkt der gegenwärtige Zustand ist. Erst wenn ich die Elemente abgewickelt habe, bin ich imstande, eine Entwickelungsreihe zu finden.

Es ist durchaus wahr, wenn Schafarik[39]) sagt: „Jedes große Volk der Gegenwart mußte seine Vorfahren bereits im tiefsten Altertum haben.“ Aber es ist eine nur aus einer fertigen Idee, nicht durch den Prozeß des Begriffes gewonnene Ansicht, wenn der genannte Gelehrte unmittelbar fortfährt: „Klar ist es ferner, daß alle jetzigen unvermischten (sic!) und selbständigen Urvölker, wie z. B. das slavische und das deutsche, ebenfalls wenigstens zu Anfang der historischen Zeit, d. h. vor dreitausend Jahren einen eigenen Stamm bilden mußten; denn wären sie erst später in der historisch bekannten Zeit aus einer Vermischung anderer Stämme entstanden, so hätten sie dadurch aufgehört ein reines, selbständiges Urvolk zu sein. Wer aber dürfte mit gesundem Menschenverstande (sic!) zu behaupten sich unterfangen, die Slaven wären nicht ein ebenso reines Urvolk als wie die Deutschen, Kelten, Lateiner, Griechen u. a., sondern erst in neuerer Zeit, nach der Geburt Christi, aus einer Mischung anderer Stämme hervorgegangen, etwa wie die Walachen aus alten Geten und Römern? Wer dergestalt urteilte, würde damit bezeugen, daß er der Geschichte der alten Völker, der natürlichen sowohl körperlichen als moralischen Eigentümlichkeit der Slaven, namentlich ihrer gediegenen, aus sich selbst (sic!) erwachsenen Sprache total unkundig wäre. Denn, ohne noch den Charakter der Slaven in Betracht zu ziehen, die slavische Sprache trägt in Stoff und Form ein so sichtbares Gepräge von Originalität an sich, daß sie zugleich den unwiderleglichsten Beweis für die Ursprünglichkeit des Volkes selbst bildet.“

Selbst wenn uns Schafarik oder irgend ein anderer Slavist durch sprachliche drei tausend Jahre zurückliegende Denkmäler den Beweis von der Existenz der slavischen Sprache erbracht hätte, so müßte er uns noch beweisen, wie die slavische Sprache entstanden sei. Denn wenn die slavische Sprache eine Tochtersprache der indogermanischen oder, wie Schafarik lieber sagen will, indoeuropäischen Sprache ist, wie ist es denn gekommen, daß die Tochter der Mutter nur entfernt ähnlich und von ihr ebenso abweichend ist, wie die deutsche, lateinische, griechische usw. Sprache? Die Erklärung der Abweichung bezw. des Gegensatzes ist ebenso notwendig wie die Erklärung des Identischen, weil ja doch im Begriffe der Verwandtschaft die beiden Bestandteile Identität und Gegensatz zugleich vorhanden sind, d. h. ebensowohl zu zeigen ist, wie und warum sie differieren.

---

39) Slawische Altertümer. Leipzig 1843. 1. S. 40.

Gibt es denn überhaupt eine slavische Sprache? oder nicht vielmehr eine russische, serbische, polnische, tschechische, wendische usw.? Es kann doch nur als ein konventioneller Ausdruck bezeichnet werden, wenn man die Gruppe sich näher stehender Sprachen „slavische" Sprachen nennt. Wo wir Verschiedenheiten bemerken, kann es sich doch nicht um etwas Ursprüngliches, sondern nur um Entwickelung handeln, und diese setzt immer äußere Einflüsse voraus, d. h. Faktoren, die den Zustand, der sich unserer Wahrnehmung darbietet, hervorgebracht haben. Diese Faktoren der Völkerbildung müssen vor allem gesucht werden, wenn wir die Verwandtschaft nachweisen wollen.

Welche Unklarheit vom Begriffe Entwickelung liegt der Behauptung von „unvermischten Völkern" und „selbständigen Urvölkern" zugrunde und der Ansicht einer „aus sich selbst erwachsenden Sprache"! Ein Volk kann doch selbst nur als das Produkt seiner Faktoren betrachtet werden. Wären aber die Faktoren identisch, so könnte es doch, weil das Produkt gleicher Faktoren nur eine breiartige Masse bilden kann, in einem Volke gar keine Gegensätze geben. Wenn aber in einem Volk keine Gegensätze vorhanden wären, so würde das Volk auch keine Entwickelung haben.

So viel auch von einem Urvolke der Slaven bisher immer gesprochen worden ist, so hat doch noch niemand auch nur den leisesten Versuch gemacht, dieses Urvolk nachzuweisen. Man hält sich einfach an überlieferte Namen und untersucht, wenn man die Bedeutung derselben ins Auge faßt, höchstens die formellsprachliche, aber nicht materiell-sachliche Seite derselben.

„Bekannt ist," sagt Schafarik (I. S. 40), daß die slavischen Völker noch jetzt den größten Teil Europas mit ihren Sitzen einnehmen und in Bevölkerung und Zahl keinem andern Stamme dieses Erdteils nachstehen. Nun belehrt uns aber die Geschichte, daß sie vor tausend Jahren einen noch viel ausgedehnteren Raum in Europa inne hatten; denn fast die Hälfte der jetzigen deutschen Länder, namentlich ganz Norddeutschland, sodann das ganze heutige Ungarn vor der Eroberung der Magyaren, endlich viele heutzutage von den Türken beherrschte Landstriche auf der thrakischen Halbinsel, ja sogar in Kleinasien, waren von ihnen besetzt. Vergleichen wir nun die bekannte Anzahl des slavischen Volkes in unserer Zeit mit der Zahl des germanischen Volkes, da diese beiden Stämme in der Volkszahl sich am nächsten kommen dürften, so gewinnen wir daraus einen Maßstab, nach welchem sich die Volkszahl auch in viel älteren Zeiten bestimmen läßt. Vor allem ist aus der alten Geschichte ersichtlich und erweislich, daß vor 1000 Jahren,

also etwa 800 nach Chr., der slavische Stamm dem deutschen in der Ausdehnung seiner Wohnsitze und der Zahl seiner Volksmenge wenigstens nicht nachstand, wo nicht gar, was wahrscheinlicher, ihn übertraf. Gehen wir nun drei Jahrhunderte, etwa bis zum Anfange des 6. Jahrhunderts zurück, wo die Slaven unter diesem Namen in der Geschichte bekannter wurden, so werden wir auch hier dasselbe Verhältnis der Bevölkerung der beiden Stämme annehmen müssen. Oder sollen wir glauben, daß die stillen, friedliebenden, ackerbautreibenden und eben darum von allen Seiten unterdrückten Slaven im Laufe dieser drei Jahrhunderte (500—800) urplötzlich sich so vermehrt hätten, während die mächtigen, kühnen, ihre Herrschaft weit und breit glücklich erweiternden Deutschen unterdessen an Bevölkerung in nichts oder unbedeutend zugenommen hätten? Eine solche Annahme widerspräche nicht nur der inneren Wahrheit der auf dem natürlichen Laufe der Dinge fußenden Wahrscheinlichkeit, sondern auch den ausdrücklichen Zeugnissen gleichzeitiger Berichterstatter. Die Schriftsteller des 6. Jahrhunderts, Jornandes und Prokop, sprechen mit Verwunderung von der Menge der slavischen Völker, indem der erstere erzählt, daß die Länder hinter den Karpathen, der andere daß die Länder am Schwarzen Meere mit unzähligen windischen, antischen und slavischen Völkern erfüllt gewesen seien. Nicht lange darauf sehen wir in der Tat diese Völker über alle Länder zwischen der Elbe, dem adriatischen, ägäischen und schwarzen Meere in den von ihnen eingenommenen Sitzen fremder Völker verbreitet. Daß aber jene Besetzung so vieler und ausgedehnter Länder keine kriegerische Herrschaft, wie etwa die der Waräger über das alte Rußland oder der Bulgaren über Mösien, sondern eine wirkliche Seßhaftigkeit gewesen sei, geht aus der allgemeinen Besitzergreifung des Ackerlandes und aus der heutigen Bewohnungsweise der slavischen Völker in diesen Ländern hervor. Eine solche Verbreitung der slavischen Völker über einen so gewaltigen Teil Mitteleuropas in der kurzen Zeit von 180 Jahren (460—638) wäre ohne eine übermäßige, in der Geschichte fast beispiellose Volksmenge unmöglich gewesen. War das slavische Volk zu Anfang des 6. Jahrhunderts so zahlreich, warum sollten wir, auf einer so sicheren und breiten Grundlage stehend, nicht weiter zu gehen wagen? Warum sollte es unwahrscheinlich sein, daß schon in viel früherer Zeit als etwa um die Geburt Christi, dieser volkreiche Urstamm ebenso unter den übrigen europäischen Nationen hervorgeragt habe? Warum sollte der slavische Stamm nach Art der übrigen volkreichen europäischen Völker weit und breit nicht schon damals ausgedehnte Länderstriche besessen haben. Sicherlich gilt das,

was wir von den Deutschen jenes Zeitalters annehmen, auch von den Slaven."

Niemand wird, wenn man die hierzu herangezogenen Völkernamen, auf die ich hier nicht näher eingehen will, und unter denen der Name Veneten besonders hervorsticht, in Betracht zieht, in Abrede stellen können, daß diese über große Räume hin verteilt gewesen sind. Aber es ist doch noch nie von einem Gelehrten irgendwie bestritten worden, daß nicht gleichzeitig inmitten der Slaven auch andere Völkerstämme ebenfalls noch mitgewohnt haben. Und das ist wesentlich. Sagt doch Schafarik (Slavische Altertümer I. S. 183) selbst: „Sodann wird es für ausgemacht gehalten, daß, obschon die Weneden der größte und ausgebreitetste Völkerstamm des europäischen Sarmatiens waren, nichtsdestoweniger andere mehr oder weniger große fremde Stämme teils auf der Grenze des Wenedenlandes, teils inmitten der Weneden wohnten". Dabei faßt Schafarik den Zeitraum von Herodot (459 v. Chr.) bis auf Jornandes (552 n. Chr.) ins Auge, und versteht unter „europäisches Sarmatien", wie er sagt, nur „eine der Kürze wegen angenommene geographische Bezeichnung".

Wenn „teils auf der Grenze des Wenedenlandes, teils inmitten der Weneden" andere fremde Stämme wohnten, so wohnten also alle Stämme im „europäischen Sarmatien", mögen sie benannt sein, wie immer sie wollen, mögen sie Slaven sein oder nicht, bunt durcheinander. An diese Erscheinung allein — denn das ist das einzig tatsächlich Gegebene — hat der Erkenntnisprozeß anzuknüpfen. Was nicht in dieser Erscheinung gegeben ist, darf somit unser Urteil nicht beeinflussen.

Jedes Urteil entsteht durch die Verknüpfung einer Subjekts- und Prädikatvorstellung und hat den Zweck, den durch das Denken ausgesonderten Gegenstand durch seine Beziehungen zu den andern Gegenständen zu erkennen. Wollen wir aus jenem Durcheinander der Völkerstämme die Slaven aussondern, so können wir das, was sie sind, und wie sie sich entwickelt haben, nur dadurch begreifen, daß wir einesteils das Subjekt der Slaven durch seine Prädikate, die, wie wir schon oben dargelegt haben, nur Umstände des Subjektes, d. h. dieses umstehende andere Subjekte sind, zu bestimmen suchen. Die Prädikate sind in diesem Falle nur die sie ehemals umzingelnden andern Volksstämme. Der Urteilsprozeß, was wir unter Slaven zu verstehen haben, ist also seiner logischen Natur nach eine Untersuchung des tatsächlichen Durcheinanderwohnens der Volks-

stämme, insoweit wir darüber durch objektive Merkmale unterrichtet worden sind. Die subjektiven Aeußerungen der Schriftsteller, denen wir diese Merkmale verdanken, können uns aber bei dem Urteilsprozesse nicht nur absolut nichts nützen, sondern im Gegenteil das von uns zu gewinnende Resultat nur gefährden.

In bezug auf das Merkmal des Zerstreutwohnens der Slaven stimmen alle Schriftsteller, die uns von den Slaven Kunde gebracht haben, überein. Das haben wir schon oben (S. 50) erwähnt, wo wir den Bericht Ibrahims zum Abdruck brachten: „Die Lande der Slaven ziehen sich hin vom Syrischen Meer bis zum umringenden Meere im Norden, und Stämme des Nordens haben sich einiger von ihnen bemächtigt und wohnen bis zu dieser Zeit zwischen ihnen. Sie bestehen aus vielzähligen verschiedenartigen Stämmen . . . Und die bedeutendsten der Stämme sprechen slavisch, weil sie sich mit ihnen vermischt haben, wie z. B. die Stämme al-Trschkin und Anklij und Badshnakia und Rus und Chasaren. Wäre nicht ihre Zerrissenheit infolge der vielfältigen Verzweigungen ihrer Geschlechter und der Zerstückelung ihrer Stämme, so würde sich kein Volk auf Erden mit ihnen an Macht messen."

Wer können denn aber die Stämme des Nordens anders sein als die Gesamtheit der Höhenbewohner, die sich zwischen die in den wässerigen Niederungen ansässige Bevölkerung auf Hügeln niedergelassen? Das sind eben die rundlagernden Wanderhorden, die in sog. Hunschaften (Hundertschaften), deren Organisation ich in meiner „Urgeschichte" sehr ausführlich geschildert habe, weit über die Erde wandern. Sie haben wie die Chatten weder Haus noch Acker noch sonst eine Sorge. Zu wem sie kommen die müssen sie ernähren; fremdes verprassend und eigenes verachtend (nulli domus, aut ager, aut aliqua cura: prout ad quemque venire aluntur; prodigi alieni, contemptores sui (Tac. Germ. 31).

Insoweit sie Vieh besitzen, „wenden sie sich", wie Strabo (VII. 1) von den Sueven sagt, „wohin es ihnen gefällt". Da es zu jener Zeit auf dem weiten Gebiet, von dem wir jetzt sprechen, noch keine politische Landesgrenzen gab, deren Ueberschreitung hätte verboten werden können, so dürfen wir in den späteren Volksstämmen sehr häufig auch ganze gleiche Wanderhorden als Entwickelungsfaktoren vermuten. Es gibt somit in den jetzigen Völkern nicht bloß eine durch die Bewohner der Ebene, sondern auch eine durch die Bewohner des Hochlands begründete Verwandtschaft. Nur wird die letztere nicht in der Stärke hervortreten, wie die erstere, weil ja doch die Horden des Hoch-

landes unter sich trotz aller äußeren Aehnlichkeit doch mehr verschieden sind als das Element auf den Ebenen.

Hätten sich die Bewohner der Ebenen unbeeinflußt von andern Elementen immer nur auf gleichen geographischen Individuen ausgebreitet, so könnten wir eine vollständige Identität unter ihnen erwarten. Das ist nun aber nicht der Fall gewesen, weil sich andere zwischen sie eingedrängt und sich mit ihnen vermischt haben. Mit je weniger Ingredienzien eine Masse, z. B. eine Flüssigkeit, sagen wir Wasser, vermischt wird, desto mehr wird das Wasser seinem ursprünglichen Zustande gleichen; je größer aber die Anzahl der beigemischten Stoffe ist, desto mehr wird sich das Wasser von seinem Urzustande entfernen. In ähnlicher Weise muß der Vermischungsprozeß der Horden aufgefaßt werden. Wohin sich minder zahlreiche heterogene Hügelbewohner zu den Bewohnern der Ebenen drängten, dort war die Möglichkeit gegeben, daß die letztere Art der Bevölkerung den Zugewanderten ihren Stempel aufdrückte. Wo dagegen die zugewanderten Elemente nicht bloß der Zahl, sondern auch der Art nach über die Bewohner der Ebenen prävalierten, da mußten die ersteren nach allen Lebensseiten hin ihre Eigenarten den Alteingesessenen oktroieren. Hier ist das punctum saliens für die Detailforschung, d. h. für diejenigen, welche spezielle Verwandtschaften für einzelne Volksstämme nachweisen wollen. Die beste Führerin dabei wird die Geographie sein.

Die Geographie wird es auch sein, die unter anderm uns andere Vorstellungen von dem Verhältnis der Germanen zu den Slaven bringen wird. Weil man sich die Slaven als ein einheitliches Volk vorstellt und sich die Völkerwanderung als eine aus weiter Ferne erfolgende Zuströmung ungeheurer Menschenmassen, voran die Germanen, ihnen nachdrängend die Slaven, „deren Naturtrieb es war, den Germanen überall zu folgen, das von diesen verlassene Land mildern Himmels und meist auch gewiß besseren Bodens in Besitz zu nehmen,“[40]) so fehlt selbstverständlich jedes Verständnis für die Erscheinung, daß mitten im deutschen Reich noch heute eine slavische Bevölkerung sich befindet. „Wer die Ostmarken des heutigen deutschen Reichs auf der Völkerkarte betrachtet,“ schreibt Schultheiß,[41]) „der muß sich sagen, daß das Durcheinander deutscher und slavischer Bevölkerung eine unparteiische Abgrenzung, woran noch die Frankfurter Nationalversammlung sich versuchte, heute und nach menschlichem Ermessen noch auf

40) v. Wietersheim, Gesch. d. Völkerwanderung. III. S. 35 ff.

41) Polonisierung oder Germanisierung? Im Globus 66. (1894). S. 373.

Jahrhunderte hinaus unmöglich gemacht hat. Die Natur hat es versäumt, in dem weiten Tiefland zwischen Oder und Weichsel Schranken aufzurichten, die der geschichtlichen Entwickelung die Bahnen gewiesen hätten, sie hat es der Tatkraft der Völker überlassen, sich die Grenzen ihrer Verbreitung auszustecken. Und das Heute ist nur eine Phase in dem tausendjährigen Hinüber- und Herüberwogen der Germanen und Slaven. Bis zur großen Völkerwanderung, die Goten, Burgunder, Vandalen usw. nach Süden lockte, hat die Weichsel im großen und ganzen die Ostgrenze der Germanen dargestellt; und vielleicht (sic!) saßen auch damals schon hier und da slavische Untertanen mitten zwischen den Ostgermanen. Nach deren Abzug (?) taucht weit und breit das Slaventum aus dem Dunkel der Zeiten und dehnt sich aus bis zur Elbe und darüber hinaus; was von Germanen zurückgeblieben war, wie die Silinger in Schlesien, verschwindet in der slavischen Ueberwucherung."

Das hört sich sehr schön an und liest sich auch gut, wenn man von allem Tatsächlichen abstrahiert und sich alles aus der Idee heraus deutet. „Ein Naturtrieb der Slaven war es, den Germanen überall zu folgen, das von diesen verlassene Land in Besitz zu nehmen." Worauf gründet sich dieses Urteil?

Der Leser, der meiner Darstellung vorurteilslos gefolgt ist, wird erkannt haben, daß das Problem der Völkerverwandtschaft mittels seiner bisherigen Behandlung unmöglich zu lösen ist. Der Grundirrtum der Ethnographie liegt in der Fiktion von Urvölkern. Diese Lehre trifft die Schuld, daß man nicht dem allmählichen Werden der Völker nachgegangen ist und deshalb auch keinen Versuch gemacht hat, die Völker in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen. Da es ohne Analyse keinen Einblick in das Innere eines Gebildes gibt, im Innern allein aber nur die Gegensätze zu entdecken sind, aus deren wechselseitigem Einwirken auf einander das fertige Gebilde überhaupt erst entstand, so ist man ohne Analyse nur auf einen rein äußerlichen Vergleich der fertigen Völker angewiesen. Und diese Völker erscheinen alsdann schon im Anfang ihres historischen Auftretens oder richtiger: bereits in der Zeit, wo die Geschichtsschreibung ihrer Erwähnung tut, als einheitlich nationale Produkte, sogar mit einer einheitlichen Sprache. Aber man versteht alsdann gar nicht, wie in einer späteren Zeit sich alles Einheitliche wieder aufgelöst hat und die Entwickelung nochmals von vorne beginnt. Es ist diese Geschichtsauffassung unserer heutigen Völker nicht viel besser als die mythenhafte Darstellung des altpersischen oder altbabylonischen Reiches, an die ein großer Teil selbst un-

seres gebildeten Publikums als an eine festgestellte Tatsache mit vollem Ernste glaubt.

Es ist ein erfreuliches Zeichen ernsthafteren Arbeitens, wenn von seiten einzelner Forscher der Geschichte Deutschlands, wie beispielsweise von W. Schultze [42]) allmählich ein besseres Verständnis für die Entstehungsgeschichte der Völker angebahnt wird. So weist Schultze darauf hin, wie sich nach dem sog. Markomannenkrieg „im inneren Deutschland eine in ihren Einzelheiten vielfach dunkel bleibende Entwickelung vollzieht, welche die kleinen Völkerschaften zu größeren Komplexen zusammenfaßt, die freilich fürs erste noch wenig straff organisiert sind, die sich aber mit der Zeit immer mehr zur Einheit kondensieren." Durch ein solches Erkennen müssen wir immer mehr zu der Einsicht gelangen, daß es vor diesem Prozeß des Zusammenfassens der „kleinen Völkerschaften zu größeren Komplexen" einst eine viel größere Anzahl von noch kleineren Gebilden in Germanien gegeben haben muß, um „die kleineren Völkerschaften", die wir jetzt zu „größeren Komplexen" heranwachsen sehen, früher selbst erst zu bilden. Deren Entwickelung kann nicht als „Zertrümmerung" eines einheitlichen Ganzen, sondern nur als ein Verschmelzungsprozeß von Elementen gedacht werden.

„Im Markomannenkriege", sagt Schultze, „ist noch nicht von einem gemeinsamen Handeln der verschiedenen germanischen Stämme, noch viel weniger von einer einheitlichen Führung die Rede; jede einzelne Völkerschaft kämpft und verhandelt für sich. Der Krieg erscheint daher lediglich dem Historiker als ein einheitliches Ganzes; in Wirklichkeit zerfällt er in eine Mehrzahl völlig selbständiger Kämpfe. Schon vierzig Jahre nach dem Kriege tauchen indes eine Reihe neuer großer Stämme auf: 213 die Alamannen, c. 234 die Franken, c. 285 die Sachsen (als Gruppe), c. 380 die Thüringer. Aber diese Stämme sind noch lange nicht ein geschlossenes Ganzes; von einer gemeinsamen äußeren Politik ist zunächst noch nicht die Rede; selbst zwischen den den Stamm bildenden Völkerschaften kommen innere Kriege vor. Eine gemeinsame Oberleitung fehlt ganz; es bestehen mehrere unabhängige Fürsten oder Könige neben einander. Man kann daher eher von losen Vereinigungen völkerrechtlicher Natur, als von einem wirklichen Stamm reden; doch darf man auch anderseits nicht in den neuen Stammesnamen

42) In B. Gebhardt's Handbuch der deutschen Geschichte. I. Stuttgart 1891. S. 84 ff.

lediglich Kollektivbezeichnungen erblicken wollen. Das Unifizierende beschränkt sich zunächst auf ein gemeinsames Heiligtum und manchmal auf eine gemeinsame Versammlung, die indes da, wo sie vorkommt, nur für den Krieg, nicht für den Frieden Kompetenz hat. Die Bildung der einzelnen Stämme ist ganz in Dunkel gehüllt, und auch die Kombinationen bleiben vielfach unsicherer Natur. Das treibende Element ist doch wohl in den Kämpfen mit den Römern zu suchen, die in den durch Abstammung verwandten oder durch Wohnsitz benachbarten Völkerschaften ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit weckten; waren auch die von ihnen je nach dem Bedürfnis geschlossenen Verbindungen zunächst nur momentane und vorübergehende, so konnten doch mit der Zeit daraus dauernde Vereinigungen erwachsen. Wohl in derselben Richtung wirkten auch die inneren Veränderungen, die der Uebergang zum Ackerbau mit sich brachte. Die neuen Stämme decken sich nicht mit den alten, so daß diese etwa jetzt unter neueren Namen wieder auftauchten, sondern es handelt sich um *Verbindungen und Mischungen* der ursprünglichen Völker. Ueber die Wohnsitze und die Wanderungen der neuen Stämme besitzen wir gleich wenig Angaben wie über ihre Entstehung."

Zu einem klaren Einblick in all diese Verhältnisse können wir, wie eben bemerkt, nur gelangen, wenn wir auf die Elemente zurückgehen, aus denen die kleinen Völkerstämme in Germanien entstanden sind. Dann auch ist es uns erst möglich, „die inneren Veränderungen, die der Uebergang zum Ackerbau mit sich brachte," zu begreifen. Es gehört zu den widersinnigsten Lehren der Wirtschaftsgeschichte, daß der Nomadismus dem Ackerbau vorausgegangen sei und daß die Nomaden den Ackerbau erfunden hätten. Es gibt kein einziges Nomadenvolk auf der Erde, das nicht Ackerbau treibt; nur sind bei allen Nomadenvölkern die Ackerbauer die unterworfenen Horden, während der Ackerbau mit Viehzuchtbetrieb durch die Verheiratung der Ackerbauer mit Viehzüchtern erfolgt ist. Ich glaube durch meine Interpretation der Worte des Tacitus (Germ. 26), welcher berichtet, wie die Aecker von allen in Gegenseitigkeit in Besitz genommen und entsprechend den Raumabständen bei der Stellung der Okkupanten verteilt wurden, für jeden Unbefangenen dargelegt zu haben, daß bei diesem Ackerbaubetrieb, der primitiven Gemengelage, von einer Benutzung von Spannvieh gar keine Rede sein kann, zumal Tacitus ausdrücklich bemerkt, daß die von ihm geschilderten Germanen nicht, wie es bei Viehhaltung erforderlich ist, „Wiesen absondern (prata separent)", daß bei ihnen vielmehr „nur Fruchtsaat der Erde

geboten wird (sola terrae seges imperatur)". [43]) Es hat sich in Germanien unter den verschiedenen kleinen Horden niemals um einen allgemeinen „Uebergang zum Ackerbau" gehandelt. Denn es hat in den Ebenen von altersher in Germanien Ackerbauer ohne Viehzucht und auf dem Höhenlande neben den gewerblichen Horden Viehzüchter ohne Ackerbau gegeben. Diese Viehzüchter aber waren, wie z. B. die Sueven, keine Nomaden, sondern Wanderhorden, weshalb Strabo (VII. 1) ganz richtig von ihnen bemerkt, „ihre Nahrung gewährten ihnen meistenteils ihre Horden, wie (sic!) bei den Nomaden." Alle Nomaden sind seßhaft; sie wechseln nur die Weideplätze; die Distanz zwischen Sommer- und Winterlager beträgt z. B. nach Hugonnet bei den Beduinen nur 5—20 Kilometer, weshalb der eben genannte bemerkt, „es gäbe vielleicht kein Volk, das weniger wandere und mehr an der Heimat hänge als die Beduinen." Ich verstehe kaum, wie A. Kirchhoff als Rezensent meiner Urgeschichte, der alles, was ich behaupte, einfach negiert, ja mir selbst nicht einmal zugibt, daß die Gräser schon ursprünglich „gesellig" gewachsen sind, sagen kann: „Darüber, daß gerade weite Ebenen von Steppencharakter innerhalb der Ostfeste von je her (sic!) Heimstätten von Hirtenvölkern gewesen sind, werden wir mit der Versicherung beruhigt, augenscheinlich seien die Bergvölker mit ihren Herden dorthin erst in einer verhältnismäßig späteren Zeit gelangt."

„Wüsten und Steppen," sagt Ratzel, „konnten nicht von Menschen mit primitiver Kultur bewohnt werden." Aber das sagt nicht bloß Ratzel und jeder vorurteilslose Geograph, sondern unser gesunder Menschenverstand verbietet uns zu behaupten, daß „weite Ebenen von Steppencharakter von je her Heimstätten von Hirtenvölkern gewesen sind". Wenn ein Geograph von Fach solch widersinniges Zeug vom Katheder herablehrt, dürfen wir uns wundern, wenn unsere jungen Historiker, die dieses Zeug im Zwangskolleg haben einschlucken müssen, eine ganz schiefe Vorstellung von der Entwickelung des Völkerlebens gewinnen?

Mit der Vermischung der Horden erfolgt auch eine Vermischung der verschiedenen Kunstfertigkeiten, die ein Hauptbeweggrund zur Familiengründung gewesen sind. Wenn der altindische Sänger den Arya sagen läßt (vgl. oben S. 245): „Und zur Bedienung schenkten mir Yadu und Turva zwei geschickte Sklaven (dasa), die eine Fülle von Rindern besitzen," so können wir darin den Grund erkennen, weshalb

43) Vgl. meine Urgeschichte des Ackerbaues usw. 3. Abschnitt, insbes. S. 139ff.

sich der Ackerbauer von der zugewanderten Hügelbevölkerung Sklaven zur Bedienung wünschte, nämlich um der Rinder willen, die diese in Fülle besaßen, die jener selbst aber noch nicht hatte. Und das Gleiche galt auch in bezug auf die gewerblichen Horden, indem die nichtgewerblichen Horden solcher „zur Bedienung" begehrten. Dadurch erst, daß die Gegensätze im Völkerleben in Berührung traten und ein gegenseitiges Verlangen und Empfangen im Durcheinanderwohnen der Horden entstand und entstehen mußte, war eine Entwickelung möglich. Je mehr Gegensätze, desto größer die Möglichkeit eines Kulturfortschrittes. Weshalb sehen wir denn auf den stillen abgelegenen Inseln die Entwickelung so spät kommen? weshalb finden wir denn noch bei ihnen den Pfahlbau, der bei anderen Völkern längst verschwunden ist? Und sehen wir ihn denn nicht überall verschwinden, wo der Prozeß der Familiengründung mit seinen Gegensätzen sich vollzieht?

Alles muß sich verändern, wenn Gegensätze sich berühren. Auch die Sprache kann davon nicht ausgeschlossen sein. Man denke nur an das Kauderwälsch (Jargon), das in Pennsylvanien durch Berührung von Englisch und Deutsch zu hören ist. Es ist bei den von mir oben für Germanien hervorgehobenen Gegensätzen, die zwischen den Hügelbewohnern (Chatten, Chauken, Peucinern) einerseits und den Bewohnern der Ebenen anderseits gar nicht denkbar, daß es nicht einst in Germanien ein ähnliches Sprachgewirr wie vormals in Brasilien (vgl. oben S. 42) gegeben haben sollte. Vielmehr erst ganz allmählich kann sich durch Verschmelzungen der Horden zu Stämmen und der Verbindung der Stämme zu größeren Gemeinschaften die deutsche Sprache entwickelt haben.

So wie uns oben Schultze belehrt hat, daß „von einem gemeinsamen Handeln der verschiedenen germanischen Stämme im Markomannenkriege noch nicht die Rede ist," daß vielmehr „selbst zwischen den den Stamm bildenden Völkerschaften innere Kriege vorkommen," so finden wir auch in Germanien lange Zeit hindurch noch keine vom nationalen Geiste erfüllte Geschichtsschreibung. Nur Nichtgermanen unterziehen sich in späterer Zeit der Aufgabe, die die Germanen betreffenden Begebenheiten chronistisch zu verwerten. Man sammelt allmählich Sagen über Ursprung und Wanderungen, spätere Lebensschicksale nicht etwa über das nationale Volk der Germanen, sondern beginnt Völkergeschichten der Goten, Franken, Langobarden und später auch der Sachsen zu schreiben, und zwar stehen diese Autoren ganz auf dem Boden der alten Welt. Die Idee, unter welche sie die Ereignisse stellen, ist die Idee, die sie von der römischen Geschichte haben.

Und wie ist die Sprache jener Niederschriften aus dem 6. und 7. Jahrhundert? Georg Waitz [44]) bezeichnet sie als „höchst eigentümlich" und fügt hinzu: „Nennt man sie lateinisch, so wird man kaum Worte finden, die Barbarei auszudrücken, die hier sich vorfindet — nicht nach den Ausgaben, nach den alten Handschriften muß man urteilen —; alle Gesetze der Sprache haben aufgehört und haben, scheint es, der wildesten Formlosigkeit, Unregelmäßigkeit und Verwirrung der Worte wie der Begriffe Platz gemacht."

Wir dürfen nicht verkennen, wie Schultze im oben abgedruckten Zitat ganz richtig bemerkt hat und was auch ich bereits in meiner „Urgeschichte" hervorgehoben habe, daß „das treibende Element" zur Verbindung der Völkerstämme in Germanien, „doch wohl in den Kämpfen mit den Römern zu suchen ist," ähnlich wie wir es jetzt in Südafrika den fremden weißen Eindringlingen gegenüber beobachten können. Nur kommt dort noch hinzu, daß es zwischen Römern und germanischen Stämmen keine so scharfen Rassenunterschiede gab, wie sie zwischen der dunklen Bevölkerung Afrikas und den Europäern bestehen. Zahlreiche Mischungen werden nicht ausgeblieben sein und der innige Verkehr zwischen beiden kann unmöglich einflußlos auf die Sprachentwickelung gewesen sein. Wer die ersten Völkergeschichten niederschrieb, mußte ein Interesse an dem Volksstamm haben, dessen Geschichte er schrieb und er schrieb sie in der Sprache so nieder, wie sie ihm vom Volksmund übermittelt wurde. Mir will scheinen, daß nicht „alle Gesetze der Sprache aufgehört haben," sondern daß im Gegenteil in jener „wildesten Formlosigkeit, Unregelmäßigkeit und Verwirrung der Worte wie der Begriffe" die ersten Anfänge der „Gesetze" zu suchen sind, die die deutsche Sprache charakterisieren und sie von der römischen unterscheiden. Man wolle nicht glauben, daß die Sprache, welche die Missionare den Völkern oktroiert haben, die Sprache der Völker war, die sie vor ihrer Berührung mit den Missionaren sprachen. Wir haben Zeugnisse aus älterer und neuerer Zeit in Menge, welche besagen, daß diese oktroierte Sprache lange Zeit hindurch vom Volke unverstanden blieb.

Denn der Prozeß der Völkerbildung hebt doch, wie wir gesehen haben, mit lokalen Vermischungen an und schafft vorerst eine Anzahl lokaler Dialekte, und was die Verständigung der zahlreichen kleinen Gebilde für weite Entfernungen mit einander ermöglicht, ist

44) Georg Waitz, Historiographie im Mittelalter. In Adolf Schmidt's Zeitschrift für Geschichtsw. II. Berlin 1844. S. 46.

nur, wie wir an der Tupisprache, dem sog. Guarani, beobachten können, die Sprache der Bevölkerung, die sich über die Ebenen von alters her ausgebreitet hat. Was die Dialekte schafft, ist nur das zugewanderte Element, das sich zwischen die altangesessene Bevölkerung eingedrängt und das Durcheinanderwohnen verursacht hat und welches die kleinen Gebilde, von denen Tacitus sagt paucitas nobilitat, allmählich so einengt, daß sie gar nicht mehr ein- noch auswissen.

Hat das Durcheinanderwohnen diesen Höhegrad erreicht, dann ist es geradezu unmöglich, daß die einzelnen Horden überhaupt noch imstande sind, ihrem geographischen Individuum treu zu bleiben, d. h., daß sich die Bewohner der Ebenen noch ebenso ausbreiten können, wie zu der Zeit, wo die Söhne der Höhe noch nicht zu den Töchtern der Ebene herabgekommen waren. Die Unterwelt muß zur Oberwelt, wenn die Oberwelt zur Unterwelt gekommen ist. Es beginnt jener Prozeß der gegenseitigen Verschiebung, in dessen Gefolge Herrschaft und Unterdrückung unausbleiblich sind, ein Prozeß, der so lange andauern muß, bis sich größere Volksstämme gebildet haben, in denen die scharfen Gegensätze ihren allmählichen Ausgleich fanden. Je schärfer die Gegensätze waren, die sich berührten, je größer der Widerstand auf beiden Seiten und je länger die Unzufriedenheit anhielt, in der man sich auf allen Seiten wegen der Störung der alten Ordnung befand, desto länger wird das Hin- und Herwogen der heterogenen Völkerelemente haben andauern müssen. Und dieser Prozeß der Veränderung der lokalen Wohnsitze ist das, was man unter Völkerwanderung zu verstehen hat.

Man muß auch bei der sog. Völkerwanderung die Tatsache von der Auffassung der Tatsache unterscheiden. Nicht das kann für unsere Erkenntnis maßgebend sein, wie die ältesten primitiven Historiographen die in Frage stehende Erscheinung mit der Erkenntnis ihrer Zeit gedeutet haben. Nach ihrer Auffassung sollen ganze Völker von weit her ihren Einzug in Germanien gehalten haben, doch lassen sie uns im Ungewissen darüber, wo die vielen Horden und Völkerstämme, die es auf dem weiten Gebiete bereits gab, geblieben sind, wenn sich die großen Scharen eindrängten. Ihre Behauptungen, sie seien nach Süden gedrängt, befriedigen in keiner Weise und gehen dem Grundproblem aus dem Wege.

v. Sybel sagte schon vor sechzig Jahren in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 3. Band. Berlin 1845 S. 294: „Das größte Problem der älteren deutschen Geschichte ist, wie jeder weiß, die unbezwingliche Unruhe der germanischen Stämme, aus welcher die

Völkerwanderung entspringt, neben der unerschütterlichen Seßhaftigkeit, welche gleich nachher den Grundtypus der deutschen Staaten bildet. Keine Auffassung der ältesten Zeit, welche diesen Gegensatz unerklärt läßt, ist ausreichend oder berechtigt, wenn sie auch noch so friedlich sich mit den älteren Quellen abfindet." S. 294.)

Die Völkerwanderung entspringt in Germanien aus denselben Ursachen wie anderwärts, nämlich aus der Einengung der seßhaften Bevölkerung der Ebenen durch die zugewanderten Berghorden und der dadurch verursachten Unmöglichkeit für jene, sich in früherer Weise auf den ihnen zusagenden geographischen Individuen noch auszubreiten. Die altangesessene Bevölkerung in den Ebenen Germaniens war eine ackerbauende Bevölkerung. Nachdem aber zwischen diese sich die Hügelbewohner, die teils gewerbliche, teils viehzüchtende Horden waren, eingeschoben hatten, begann der Kampf um Land zwischen beiden, indem diese jene am Ackerbau verhinderten und schließlich zur Auswanderung nötigten. Das war z. B. schon der Fall (nach Caesar, de bell. gall. IV. 1) mit den Tenchtheren, die über den Rheinstrom setzten. „Die Ursache dieses Ueberganges," berichtet Caesar, „war, daß diese mehrere Jahre von den Sueven beunruhigt, durch Krieg bedrückt und am Ackerbau verhindert wurden." Denn die auf ihren Bergen an Einsamkeit gewöhnten Wanderhorden waren, weil sie ihre Lebensweise auf ihren Hügeln fortsetzten und dadurch ihrem Ursprungssitze (initium sedis) ihre Treue bewahrten, geradezu bestrebt, um der Einsamkeit willen die um sie jetzt herumwohnenden Ackerbauer aus ihren Aeckern zu vertreiben. Caesar schildert das sehr anschaulich mit den Worten (B. G. IV. 23): „Es ist den Gemeinschaften größtes Lob, möglichst weit um sich herum die Gewannen zu zerstören, um Einöden zu haben (civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere). Sie halten dies für eine Eigenschaft von Männlichkeit, wenn die aus ihren Aeckern vertriebenen Nachbarn weichen und niemand in ihrer Nähe zu bleiben wagt (Hoc proprium virtutis existimant expulsos agris finitimos cedere neque quemquam prope audere consistere)".

Wir erlangen ein durchaus falsches Bild vom alten Germanien, wenn wir uns vorzugsweise Viehzüchter in demselben denken. Im Gegenteil ist der Ackerbau vorwiegend, wenigstens ist das die in Cäsars Tagebüchern vertretene Ansicht. Denn es heißt (B. G. IV. 29): „Nachdem Cäsar durch ubische Kundschafter erfahren hatte, daß sich

die Sueven in ihre Wälder zurückgezogen hätten, bestimmte er, Mangel an Getreide fürchtend, weil, wie wir oben gezeigt haben, keineswegs alle Germanen (quod, ut supra demonstravimus, minime omnes Germani) sich des Ackerbaus befleißigen (agriculturae student), nicht weiter vorwärts zu dringen". Cäsar wollte sich nicht aus den Ebenen entfernen, wo das Getreide wuchs, weil keineswegs alle Germanen Ackerbau treiben. Denn dort, wohin sich die Sueven flüchteten, wuchs damals kein Getreide mehr.

Wer nun vollends gar der Ansicht lebt, in Germanien habe schon ein ausgebildeter Nomadismus bestanden, bezw. es habe bereits Nomadenvölker gegeben, der verkennt das Wesen des Nomadismus. Der Nomadismus ist seßhaft und setzt ein großes Terrain voraus, wo er einen bestimmten Turnus beim Wechsel der Weideplätze einhalten kann, um einen kräftigen Viehstand zu erzeugen. Den hatten die viehzüchtenden Horden in Germanien noch nicht. Sie besaßen nach Tacitus (Germ. 5) zwar viel, aber meist unansehnliches (plerumque improcera) Vieh. Das ist ein Kennzeichen des Viehs der Wanderhorden; denn diese besitzen nur sog. Treibvieh, und das ist bekanntlich recht mager.

Wenn man mit solchen Ideen: erst gibt es Nomaden und daraus entstehen Ackerbauer an die Völkerbetrachtung herantritt, statt dem Werden des wirtschaftlichen Lebens nachzugehen, so wird man das Völkerleben in seiner Entwickelung nicht begreifen. Auch nicht die Mythen der Völker. Abraham ist nicht von Haus aus Nomade, sondern er wird es erst, als er angeblich infolge einer Hungersnot nach Gerar gezogen ist. Von dort kommt er mit Vieh zurück, gerade so wie Hermes, der sich die Rinder des Geryon holt und mit Apollo sein Ackerland (liram) gegen die Herden austauscht, um mit diesem fortan ein Brüderpaar zu bilden. Denn Gerar und Geryon bedeuten das Bergland (gor = Berg), wo die Viehzucht ihren Ursprung hat. Japhet zieht in die Wohnung Sems, der Viehzüchter in die Wohnung des Ackerbauers und Kain, der Sohn Hams, der Repräsentant der gewerblichen Horden, wird ihr beiderseitiger Knecht. Denn der Nomadismus ist ebensowenig ohne Ackerbau wie ohne Handwerk denkbar. Die reichen Nomadenfürsten stellen doch wahrhaftig keinen Urzustand dar.

Wir können in Germanien nur ganz leise Anfänge des Nomadismus in der Vereinigung der Ackerbauer mit viehzüchtenden Horden in den gentes cognationesque hominum qui una coierunt, d. h. in den Wanderhorden mit Ackerbaugefolgschaften erblicken, wie ich sie ausführlich schon in meiner „Urgeschichte des Ackerbaues und der Vieh-

zucht" (S. 262 ff.) dargelegt habe. Diese allmählichen Vereinigungen sind es, welche das Hin- und Herwogen der kleinen Gebilde in Germanien verursachen und sie nötigen, ihre ursprünglichen Standorte zu verlassen. Es muß bei diesem Vermischungs- bezw. Völkerbildungsprozeß ein Durcheinanderwandern notwendig entstehen, und an solchen Stellen um so mehr, wo sich die Bevölkerung bereits stark verdichtet hat. Eine solche Völkerwanderung unterscheidet sich in nichts von den Völkerwanderungen, deren wir schon oben (S. 44) bei Betrachtung der Tupi Brasiliens gedacht haben.

Von einer Völkerwanderung in dem Sinne eines Zuwanderns fremder Völker hören wir von den Zeitgenossen absolut nichts, weshalb sich denn auch Waitz wundert,[45]) „wie mager (im 5. und 6. Jahrhundert) die Notizen sind, die man aufzeichnet, während die großartigsten, welterschütternden (sic!) Begebenheiten statt haben, die an den Schreibern wie spurlos vorübergehen." Wir zählen die Völkerwanderungen nur deshalb zu den „großartigsten welterschütternden Begebenheiten," weil wir sie unter demselben historischen Gesichtswinkel zu begreifen versuchen, unter den die ältesten Historiographen, deren Werke wir als „Quellen" betrachten, sie gestellt haben. Nehmen wir diese „Quellen" her und lösen wir den objektiven Inhalt von der Idee, unter die der Tatsacheninhalt gestellt ist, los, so erhalten wir eine Menge einzelner lokaler Sagen, die uns „die welterschütternden Begebenheiten" in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen und es uns begreiflich machen, weshalb sie „an den Schreibern wie spurlos vorübergehen" und „wir von den Zeitgenossen absolut nichts hören." Das „großartige und welterschütternde" sind nicht die Begebenheiten selbst, sondern die Auffassungen von den Begebenheiten vergangener Zeit.

Ein solcher Vermischungsprozeß zwischen den Söhnen der Höhen und den Töchtern der Ebenen, wie er durch das Durcheinanderwohnen veranlaßt wurde, verläuft nicht, wie die vorausgegangene Darstellung uns schon genügend gelehrt hat, ganz harmlos, sondern unter gegenseitigen Reibungen, Befehdungen und Unterjochungen. Die Folge davon ist das Entstehen zahlreicher Herrschaften, die sich ihrerseits ebenfalls wieder bekämpfen, indem sie Eifersucht hervorrufen, und dadurch immer wieder zu Loslösungen kaum erst verbundener Stämme führen. Daher bleiben denn auch in solchen Zeiten die Spuren des

45) Georg Waitz, Historiographie im Mittelalter a. a. O. S. 41.

Durcheinanderwohnens immer noch sichtbar in Form verschiedener Enklaven.

Wir können uns diese Erscheinung an den heutigen Völkerbewegungen in Afrika sehr gut veranschaulichen, und indem wir das tun, zugleich ein besseres Verständnis für diese Erscheinung in Afrika selbst gewinnen, als man gemeinhin hat. Denn auch in die Beurteilung afrikanischer Verhältnisse schleicht sich die übliche Völkertheorie mit ihren Urvölkern ein, weshalb man in den Völkerbewegungen keinen Aufbau von unten nach oben, sondern einen Zertrümmerungsprozeß von oben nach unten zu erblicken geneigt ist (vgl. oben S. 47 ff.).

Hören wir beispielsweise, wie Seidel diese Erscheinungen auffaßt. Er sagt: „Ein Negerreich ist nichts Festes und Stabiles, das lange Geschlechter überdauert, sondern ein schwankender Bau, der meist bei dem ersten ernstlichen Ansturm in wirre Trümmer zerfällt. Die ewigen Kriege der Schwarzen — unter sich sowohl wie gegen fremde Stämme — befördern ungemein den raschen und beständigen Wechsel in der Bevölkerung. Anderseits leisten die unzähligen, auf ihre vermeintliche Gleichberechtigung eifersüchtigen Häuptlinge der Auflösung größerer Volksgemeinden in zwerghafte Kleinstaaten kräftigen Vorschub; und das Ende ist, daß die von der starken Allgemeinheit abgelösten Teile in das Hörigkeitsverhältnis zu angrenzenden Despotenreichen sinken. Die Unterworfenen werden zu Frohndiensten verwendet und bilden sich allmählich zu einer besonderen Heloten-Kaste aus, die in der Regel von anderer Nationalität ist, als das herrschende Element. Ihrer Abkunft nach sind die Hörigen entweder Reste der ursprünglichen Bevölkerung des Landes vor dem Einbruch der fremden Sieger, oder sie sind von ferne her zugezogen und haben sich freiwillig unter den Schutz des größeren Staates begeben, oder sie sind endlich durch zwangsmäßige Kolonisation aus unterjochten Stämmen eingeführt worden. In allen Fällen bedeuten sie eine ‚untergeordnete, meistens zur Arbeit herangezogene Klasse', die jedoch nicht mit ihren Oberherren gemischt wohnt, sondern sich, wie gewöhnlich, zu verschiedenen Enklaven oder Volksinseln vereinigt hat. Deshalb ist es falsch, ohne weiteres anzunehmen, daß ein Negerreich ‚nur von einer bestimmten Völkerschaft', z. B. von den A-Sandé oder Mangbuttu oder Momvu bewohnt sei, vielmehr waltet allerorts eine überraschende ethnographische Zerrissenheit vor, die das Verschiedenartigste bunt durcheinander gewirbelt hat." [46])

46) H. Seidel, Das U'elle-Gebiet. Nach Dr. W. Junkers wissenschaftlichen Reiseergebnissen geschildert. Im Globus 56 (1889), S. 187.

Was hier als Eigentümlichkeit eines Negerreichs geschildert wird, kann uns als eine vorzügliche Illustration dienen, wie wir uns den Prozeß der Völkerbildung vor der Entstehung der historisch gewordenen Völker zu denken haben. Das oben wiedergegebene Bild hatte Seidel mit den Worten eingeleitet: „Seit Schweinfurth's epochemachender Reise sind die Namen der Niam-Niam, der Monbuttu, der zwerghaften Akka, der Babukr und Momvu in Fachkreisen allbekannt; wer aber die von Schweinfurth gezogenen Volksgrenzen mit den neuen Erhebungen durch Dr. Junker vergleicht, wird überrascht sein von den tief greifenden Veränderungen, die im Laufe von 10 bis 15 Jahren auf diesem Felde vor sich gegangen sind."

Verhält es sich etwa anders mit den Schilderungen, welche uns die ersten Beobachter von dem Volke, welchem wir selbst angehören, gegeben haben. Wie abweichend sind die Schilderungen z. B. von den „Germanen", die uns Cäsar und Tacitus gegeben haben und denjenigen der späteren Schriftsteller? Das muß uns zur Vorsicht im Urteil mahnen. Ganz wie in Afrika finden wir auch in Germanien ewige Kriege und Fehden der Stämme unter einander, wodurch ein Wechsel in der Bevölkerung befördert werden muß. Aber auch die Sitten und Wechselbeziehungen der einzelnen Stämme in bezug auf Freiheit und Unfreiheit müssen sich im Laufe der Zeit ändern, weshalb solche Schilderungen, wie sie z. B. Tacitus gegeben hat, weder allgemein für alle Germanen gelten, noch von stabiler Natur gedacht werden können. Mit „echt germanisch" oder „urgermanisch" können wir in dieser Hinsicht absolut nichts erklären. Denn wenn auf einen Zustand ein Faktor einwirkt, so muß eine Veränderung hervorgebracht werden. Die von Tacitus geschilderten Verhältnisse müssen sich verändert haben, wenn die kleinen durch einander wohnenden Völkerstämme sich unterjochten. Und ohne Unterjochung konnten keine Herrschaften und ohne Eifersucht der kleinen Häuptlinge (Fürsten) keine größeren Völkerschaften entstehen. Nun vernehmen wir aber, daß sich im Laufe einiger Jahrhunderte Völkerstämme gebildet haben und daß zahlreiche Völkernamen von der Bildfläche verschwunden sind. Folglich müssen die Träger dieser Namen in diesen größeren Gebilden aufgegangen sein. Kurz: es haben sich allmählich aus den durcheinanderwohnenden Horden und Stämmchen unter mannigfachem Kampf und Ortswechsel größere Völkerstämme entwickelt. Ist das aber erfolgt, so ist es ganz natürlich, daß „die unbezwingliche Unruhe der germanischen Stämme" sich später „in einer unerschütterlichen Seßhaftigkeit" kundgibt. Die Bildung zu Volksstämmen ist es, was die Ruhe gebracht hat.

Es wäre niemals weder ein Zustand „unbezwinglicher Unruhe“ noch ein Zustand „unerschütterlicher Seßhaftigkeit“ in Germanien eingetreten, wären die Germanen vom Beginne ihres Daseins an ein von einem Urvolke der Indogermanen abgelöstes Volk gewesen. Daß sie es nicht waren, sondern nur ein geographischer Begriff ganz heterogener Völkerelemente, nämlich einerseits von altersher auf den Ebenen zerstreut wohnender und anderseits von aus den Gebirgen herabgekommener gewerblicher und viehzüchtender Horden, erklärt uns einerseits den Zustand der Unruhe, der notwendig eintreten mußte, als das Durcheinanderwohnen ihre bisherige Ausbreitung nach zusagenden geographischen Individuen unmöglich machte. Und die durch die allmähliche Anpassung der vormaligen Horden an die neue Lage der Dinge und die dadurch verursachte Zufriedenheit mit der neuen Ortslage erklärt uns anderseits die unerschütterliche Seßhaftigkeit der jetzigen Völkerstämme.

Während vormals nur der eine indigene Teil der Bevölkerung, die Bewohner der Ebenen, seßhaft war, wurde nunmehr auch der zugewanderte Teil, weil sich ja doch beide vermischten, zum Bleiben genötigt. Und wie sie durch leibliche Vermischung ein ganzes wurden, so nahmen sie auch wechselseits die Sitten an und entwickelten durch ihren engeren Verkehr zugleich auch ihre Sprachen. Wir erfuhren ja bereits oben, wie die Veneten die Sitten der Peuciner annahmen.

Die Frage drängt sich uns noch auf: wer waren die Veneten? Die Gelehrten der sog. slavischen Völker antworten darauf: Slaven. Die deutschen Gelehrten halten sie dagegen für Germanen. Natürlich waren die Veneten Germanen, insofern sie innerhalb Germaniens wohnten. Aber sie wohnten auch außerhalb desselben, z. B. in Gallien, und dann hält man sie für Kelten; nur wenn sie in Ländern wohnten, die man heutzutage Slavenländer nennt, rechnet sie auch der deutsche Gelehrte zu den Slaven.

Wir haben gesehen, daß in Germanien ganz heterogene Völkerelemente bunt durcheinander wohnten, nämlich Bewohner der sumpfigen bezw. wasserreichen Ebenen und Hochlandsbewohner. Zu letzteren können die Veneten nicht gezählt werden; denn sie bilden ja den Gegensatz zu den Peucinern, und diese sind Hügelbewohner. Somit gehören sie zu denjenigen Völkerelementen, die sich über die wässerigen Ebenen von alters her ausgebreitet haben. Aber diese Ausbreitung war, wie uns der dritte Abschnitt gelehrt hat, keine begrenzte.

Wir trafen für dieses Völkerelement zwar sehr verschiedene Namen an. Aber die Verschiedenheit dieser Benennungen ist ja nur eine Folge

des Durcheinanderwohnens von heterogenen ethnischen Gebilden mit verschiedenen Sprachen. Haben wir ja doch beobachten können, daß ein und derselbe Volksstamm sogar mehrere Benennungen zugleich hat. Wenn der Russe, Pole, Schwede, Franzose usw. dem nämlichen Objekt eine verschiedene Bezeichnung gibt, so bleibt doch das Objekt trotzdem dasselbe. Denn ein Gegenstand wird nicht durch seinen Namen, sondern durch seine Merkmale charakterisiert. Mit bloßen Völkernamen kann man keine Völkerverwandtschaften bestimmen. Und eine geradezu nutzlose Spielerei ist es, wenn man sich noch dazu an die Schreibweise des Namens hält, um die Identität ethnographischer Gebilde zu bestimmen.

Das hat man, wie bei anderen Völkernamen, auch an dem Ausdruck „Veneten" getan, aber, wie das gar nicht anders möglich ist, in voller Willkür. Denn dadurch, daß man das Völkerleben nicht in seinem Werden erforscht, sondern aus einer fertigen Idee begreifen will, muß sich dieser vorgefaßten Meinung alles unterordnen. Sich, wo es die fertige Idee verlangt, streng an den Buchstaben haltend, scheidet man scharf Venedi von Veneti, und wenn Plinius genau dasselbe Völkerelement an genau derselben Stelle Venedi, Tacitus aber Veneti schreibt, so hat ersterer recht, dagegen ist „die Benennung von Tacitus falsch" (Zeuß S. 67). Läßt aber die vorgefaßte Meinung eine abweichende Schreibweise zu, dann können schließlich selbst die Enetoi in Illyrien (Ἰλλυριῶν Ἐνετοί) des Herodot (I. 196) Veneti sein. Denn der Name, sagt Zeuß, ist erst „nachher von den umwohnenden Kelten in Veneti umgestaltet worden". Nach all dem, was ich mit dem vorurteilslosen Leser in dem Vorausgegangenen behandelt habe, habe ich hier, wo wir bald am Ende des Buches stehen, nicht mehr nötig, die Buchstabenklauberei an diesem Worte besonders zu kritisieren. Was sollen keltische Veneden sein, wo es doch wissenschaftlich noch gar nicht festgestellt ist, wer die Kelten sind. Es gibt in Gallien Veneden, es gibt sie in Germanien, es gibt sie auch in vielen anderen Ländern, weil sich ja doch das Element der Wasserbewohner über sein ganz bestimmtes geographisches Individuum *zerstreut* ausgebreitet hat, und daß es auch unter diesem Namen vorkommt, erklärt sich einfach daraus, daß es die Nachbarschaft so benannt hat.

Wo es unter dieser Benennung, mag sie Veneten oder Veneden, Winiden, Winden, Wenden, Wanen usw. geschrieben sein, vorkommt, finden wir es geographisch dort, wo die mythische Venus oder der Vogel Phönix auftaucht, nämlich am Wasser, bezw. in einer Landschaft, die der des heutigen Venedig ähnelt. An dieses geographische

Individuum haben wir anzuknüpfen. Wo wir heute noch Wenden in ihren Dörfern finden, sitzen sie trotz aller Vermischung immer noch in der Tiefebene, die vormals unter Wasser stand oder noch steht. Es ist meist erst die Willkür der historischen Geographen, die sie auf Räume versetzt hat, die ihnen nicht zukommen. Wenn z. B. Ptolemäus die Wenden an die Küsten versetzt, so beruht das nach Zeuß (S. 266) auf „falscher Auffassung", weil er „das große Volk dem Meere zu nahe setzt". Denn seiner Ansicht nach müssen dort Aisten wohnen. Der Grundirrtum liegt eben darin, daß man nie das Durcheinanderwohnen der ethnischen Gebilde beachtet und das Völkerleben unter einer Idee betrachtet, die einem ganz andern Zeitalter angehört als dem, von dem wir Kunde haben.

Man denkt sich eben ein „Volk" der Germanen in Germanien, und in dieses Volk hinein drängte sich von Osten her ein Volk der Slaven, und da man Nachrichten von Wanderungen nordischer Stämme nach Süden hat, so meint man, weil sie für die Historiographen des Südens aus dem Lande der „Germanen" kommen, es hätten sich in die verlassenen Sitze der Germanen die Wenden oder Slaven niedergelassen. Man beachtet dabei aber nicht den Unterschied zwischen Hochlandsbewohnern und Bewohnern der Ebene, zwischen Rundlagerern und Längslagerern, zwischen Wanderhorden und ansässigen Horden.

Die große Bewegung, der wir überall auf der Erde, wo es zu größeren Völkerbildungen gekommen ist, begegnen, wird dadurch herbeigeführt, daß die Söhne der Höhe zu den Töchtern der Ebene herabkommen.[47]) Wo diese Gegensätze nicht vorhanden sind, sehen wir auch

47) Wie sie heißen, ist nebensächlich, obwohl auch darin sich eine Wiederkehr der Namen zeigt, wie wir das an den Elohim, Elamiten und Aloaden beobachten können. Die Ulom in Phönizien sind genau dasselbe: sie sind die himmlischen Geschlechter, die dem Mythos zufolge den aus dem Mot (= med) genannten Urschlamm entstandenen Geschlechtern, den „am Gestade ins Dasein getretenen Erstlingen", die nützlichen Einrichtungen, Künste und Wissenschaften, Städtebau usw. gebracht haben (Sanchoniathan p. 14). Die „aus dem Urschlamm Erzeugten" waren die eigentlichen Phönizier, die Poeni oder Punier (als Horden), deren Vogel auf der Arche der Phönix war, den die alten Aegypter bennu, die Chinesen Fong nannten. Dieser Ausdruck mit seinen lautlichen Varianten gehört zu den verbreitetsten Bezeichnungen für die Wasserbewohner, die in Mitteleuropa Wenden (Venedi) heißen. Was die Tupi in Brasilien, die Bantu in Afrika, das sind die Wenden in Europa: die ursprünglich zerstreut am Wasser wohnenden Horden. Beim Durcheinanderwohnen erhalten sie verschiedene Namen. Aber sie treten als Unterwelt in Kampf mit der Oberwelt. Daher handelt es sich in Germanien nicht um einen Kampf zwischen Germanen und Slaven (Wenden), sondern um einen Kampf zwischen Deutschen und

keine Völkerbildungen. Sind die Hochlandsbewohner zahlreich und finden sie auf den Hügeln der ihnen am nächsten gelegenen Ebenen keinen Platz, so müssen sie weiter wandern, und dann können größere Völkerzüge in Erscheinung treten. Aber auch dann ist dieses Vorrücken nur ein ganz allmähliches; es geschieht in kleineren Trupps. Die Völkerzüge erscheinen nur deshalb so groß, weil sie zeitweilig seßhafte Horden mit sich fortreißen und mit ihnen, wie beispielsweise die Teutonen mit den Cimbern, bezw. die Tigurner mit den Ambronen, verbündet auftreten. Wenn es mit ihnen irgendwo zur Völkerbildung kommt, so wird es dann auch nur dadurch verursacht, daß die einzelnen ganz lose zusammenhängenden Völkerelemente sich wieder getrennt und mit andern Elementen, die längst seßhaft waren, in ihrer Eigenschaft als Horden vermischen. Die in ihrem Gefolge befindlichen Bewohner der Ebenen kehren, wenn sie nicht unterwegs geographische Individuum finden, die ihnen zusagen, möglichst in ihre früheren Sitze zurück. Daher die Sagen von Rückwanderungen, die freilich von den Mythenschreibern sehr übertrieben sind. Völkerwanderungen, wie die der Araber nach Nordafrika, lassen sich ebenso wie die angeblichen Koloniengründungen der Phönizier nur auf die Tatsache der zerstreuten Ausbreitung der Bewohner der Ebenen zurückführen. Anhaltspunkte für ihre Auffassung fanden die Historiographen in der Wiederkehr gleicher Horden-, bezw. Völkernamen in verschiedenen Ländern. Nur durch Aneinanderreihung der verschiedenen Sitze gleichnamiger Horden sind die schon wegen ihrer Zickzackrichtung wunderlichen „Völkerwanderungen" zustande gekommen. Das Volk der italischen Langobarden könnte ich hierbei als ein vortreffliches Beispiel anführen.

Diese Langobarden sind nur in den Augen der Historiographen als Volk gewandert; die Horde der Langobarden ist überall das seßhafte Element, und was gewandert ist, sind die, welche sich mit ihnen vermischt haben. Die alte Streitfrage, ob die spätere Verfassung der italischen Städte römischen oder germanischen Ursprungs sei, würde gar nie aufgetaucht sein, wenn man das Volk in seiner Entstehung betrachtet hätte.

Slaven. Denn die Deutschen (thiud, teut) sind die ziehenden oder Wanderhorden vom Höhenlande, die Dasyu der Inder, während die Slaven die Sumpfbewohner sind; jene sind die gewerblichen und viehzüchtenden, diese die ackerbauenden Horden. Die Geschichte des deutschen Volkes wird ein ganz anderes Ansehen erhalten, wenn man auf die Quellen zurückgeht. Das sind aber nicht die mythischen Geschichtsdarstellungen, sondern die lokalen Sagen, auf denen die Geschichtsdarstellungen beruhen. Hic Rhodus, hic salta!

Die Fragestellung ist hier falsch. Sehr gut hat schon Flegler[48]) die Widersinnigkeit mit den Worten hervorgehoben: „Die Langobarden sollen, so heißt es, die Freiheit der Städte von Grund aus zerstört, dann mit dem germanischen Rechte eine neue Freiheit gegründet haben, und diese zweite Freiheit wird in den wesentlichsten ihrer Elemente jener zerstörten Freiheit wieder ähnlich. Es läßt sich dieses seltsame Widerspiel von Ergebnissen ungefähr folgendermaßen veranschaulichen. Man denke sich zwei verschiedene Personen A. und X. Nun tötet A. den X.; wenigstens vermutet man dies, und X. verschwindet. Später verschwindet aber auch A., und lange nachher kommt der totgeglaubte X. wieder zum Vorschein. Welch endloser Stoff zur Uebung gelehrten Scharfsinns! Denn nun läßt sich fragen: ist X. von den Toten auferstanden? oder hat umgekehrt X. den A. um das Leben gebracht? In diese endlose Kreisbewegung gerät man immer, wenn man mit vorgefaßten Ideen zur Sache kommt. Man beginnt mit einer Unbegreiflichkeit, springt zu einer zweiten Unbegreiflichkeit über, und nimmt endlich zu einer dritten seine Zuflucht, um jene beiden Unbegreiflichkeiten begreiflich zu machen."

Wie kann man von einem „germanischen" Recht reden, das der ganzen Sachlage nach bei dem noch Jahrhunderte lang andauernden Durcheinanderwohnen gar nicht gedacht werden kann, weil es noch gar kein „Volk" der Germanen damals gegeben hat.

Mit vollem Recht wird von den slavischen Geschichtsforschern die Behauptung aufgestellt, daß die Slaven unmöglich erst sich in späteren Jahrhunderten über das heutige Deutschland verbreitet haben können. Denn wo uns Kunde von ihnen wird, sitzen sie mitten unter andern Stämmen in Mitteleuropa so zahlreich, daß man bei ruhiger Ueberlegung sich dieselbe Frage vorlegen muß, die Martius (vgl. oben S. 44) in bezug auf die Tupiindianer stellte: „wie sollen sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen, in zahlreiche Horden verteilt, hervorgebrochen sein und sich zwischen zahllosen anderen Stämmen durchgefochten haben?" Nur darin irren die slavischen Schriftsteller, — und darin teilen sie den Irrtum mit nichtslavischen Gelehrten —, daß sie glauben, es habe einst ein großes Slavenvolk gegeben. Der Name Slave oder Wende kann keine andere Bedeutung als jeder andere Völkername beanspruchen: er soll eine bestimmte Persönlichkeit von einer anderen Persönlichkeit unterscheiden helfen. Die Charakteristika

48) Alex. Flegler, Das Königreich der Langobarden in Italien. Leipzig 1851. S. 21.

der Persönlichkeit, d. h. die die Person kennzeichnenden Merkmale, aber nicht der Name lassen uns die Person erkennen.

Daraus, daß die Griechen und Römer keine Slaven in Germanien kennen, folgt noch lange nicht, daß es zur Zeit der Römerkämpfe keine Slaven in Germanien gegeben hat, und Schafarik hat ganz recht, wenn er (1. S. 43) sagt, „es wäre nicht unmöglich, daß die Urahnen der Slaven den Griechen und Römern zwar bekannt, dies aber unter einem andern älteren Namen gewesen wären, der im Verlaufe der Zeit in der Heimat und im Auslande manchen Veränderungen unterlegen, wie ja so häufig in der Geschichte die Namen der Völker entstehen und wieder verschwinden."

Unter den Bezeichnungen, welche für das große Haus bestehen, fanden wir schon mehrfach im Völkerleben die durch die Wurzel sl, zl (oben S. 166) gekennzeichneten Ausdrücke, wie Silo, Sala, Zala usw. Die kleinen Völkergebilde, die einzeln hier aufzuzählen unnötig ist, sitzen sämtlich an den sumpfigen Seen und an den sie durchziehenden oder in sie mündenden Flüssen, die oft denselben Namen wie die an ihnen sitzenden Bewohner haben. So sitzen die Silinger und Salier auf demselben geographischen Individuum wie die Slaven und Wenden. Wer sich im vorstehenden Buche davon hat überzeugen lassen, daß es in den sumpfigen Niederungen eine einheitliche zerstreute, weil auf gleichem geographischen Individuum wohnende Bevölkerungsmasse unter sehr verschiedenen, sich aber immer wiederholenden Namen gegeben hat, und auch davon, daß erst später eine andersgeartete von den Bergen herabkommende, sich auf Hügeln mitten unter den Alteingesessenen sich niederlassende Bevölkerung als Entwickelungsfaktor für die ersteren hinzugekommen ist, für den brauche ich zur Begründung, woher plötzlich im sechsten Jahrhundert in Germania die Slaven gekommen sind, kein weiteres Wort hinzuzufügen. Ich enthalte mich auch deshalb jeder näheren Ausführung, weil ich einem meiner fleißigsten Schüler, der jetzt als akademischer Lehrer in Rußland wirkt, und von dem ich eine exakte Untersuchung zu erwarten berechtigt bin, dieses Thema vor sieben Jahren zur selbständigen Durchführung überlassen habe.

Nur das will ich bemerken, daß, weil es in Germanien von altersher unter verschiedenen Benennungen ein Völkerelement gegeben hat, das später unter dem Namen Slaven auftritt und unter diesem Namen auch außerhalb Deutschlands weit verbreitet ist, unmöglich Germanen und Slaven Gegensätze sein können. Denn unter Germanen haben wir ein Gemisch von Hochlandsbewohnern und Bewohnern der wässerigen Ebene zu verstehen, unter Slaven aber nur das Völkerelement, das sich

auf dem geographischen Individuum dieser Sümpfe und Gewässer ausgebreitet hat. In dem heutigen Volke der Deutschen sind die Slaven aufgegangen, insoweit die Gebirgsbevölkerung sich mit ihnen vermischt hat. Was man heute noch Slaven nennt, sind ebensolche Völkergemische, wie das Volk der Deutschen.

Wenn die Deutschen mit den Polen, Russen, Czechen usw. näher verwandt sind, als mit andern Völkern, so sind sie es deshalb, weil das Völkerelement, welches sich über Mitteleuropas Ebenen vor Jahrtausenden ausgebreitet hat, einen einheitlichen Charakter trug. Daß die genannten Völker nicht identisch sind, erklärt sich daraus, daß die Entwickelungsfaktoren, nämlich die Höhenbewohner, mit denen sich die zerstreut über die Ebenen ausgebreiteten Völkerelemente vermischten, heterogener Herkunft waren. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nicht auch durch die Bewohner der Hochlande ebenfalls eine Völkerverwandtschaft zwischen den heutigen Völkern begründet worden wäre. Denn wie sollten wir es sonst erklären, daß „die Slaven in den Ebenen Rußlands ebenso blond sind wie die Germanen in den Ebenen Deutschlands und die Slaven des gebirgigen Böhmens ebenso dunkel sind, wie die Germanen des Schwarzwaldes?" (Vgl. oben S. 331.)

Was die Völker Mitteleuropas trennt, das sind nur die Sprachen, bezw. der grammatische Ausbau derselben, insbesondere zu Schriftsprachen. Dieser ist aber einesteils von Verkehrsinteressen, namentlich aber von der Bildung der kleinen Herrschaften und was damit im Zusammenhang steht (Gerichtswesen: Gerichtssprache), abhängig gewesen. Nicht überall sind die Slaven zu Sklaven, sondern auch zu Herren geworden; und das ist auf die Entwickelung der Sprachen ebensowenig einflußlos gewesen, wie die Einwirkung der verschiedenen christlichen Missionare auf die Schriftsprachen der Völker. Der Name Slave hat nur dort die Bedeutung von Knecht angenommen, wo der Bergbewohner ihn unterdrückt hat; wo der Slave den Bergbewohner knechtete, nimmt das Wort für Berg, das unter anderem auch, wie wir oben (S. 290, 324) sahen, rab, bezw. otr heißt, die Bedeutung von Sklave an, daher rab und otrok in sog. slavischen Sprachen Knecht[49]) bedeutet. In andern Sprachen, z. B. im Aramäischen bedeutet rabbôu (ribbôu), im Hebräischen 'adôn den Herrn.

Es ist widersinnig, wenn Schafarik von „jetzigen unvermischten und selbständigen Urvölkern, wie z. B. dem slavischen und

49) Darüber habe ich mich schon in meiner „Urgeschichte" ausgesprochen. Ich besitze darüber eine ganze Sammlung von Namen, die ich bei der technischen Kombination zufällig erhalten habe.

deutschen" spricht und behauptet, „die Slaven wären ein ebenso reines Urvolk als wie die Deutschen, Kelten, Lateiner, Griechen u. a." und „seien nicht erst in neuerer Zeit aus einer Mischung anderer Stämme hervorgegangen, etwa wie die Walachen aus alten Geten und Römern." Wie will er sich alsdann die Verschiedenheit erklären, in der die sog. slavischen Völker gegenwärtig zu einander stehen? Er stützt sich bei seiner Ansicht namentlich auf das Einheitliche in der Sprache. Aber sprechen denn alle sog. Slaven dieselbe Sprache? Mit dieser Einheitlichkeit ist es nicht weit her. „Es geht dies schon daraus hervor, daß der panslavistische Kongreß, welcher im Jahre 1848 in der böhmischen Hauptstadt tagte, genötigt war, seine Verhandlungen in deutscher Sprache zu führen, weil anders eine Verständigung der Angehörigen der verschiedenen slavischen Nationen nicht zu erreichen war.[50])

Wenn die sog. slavischen Völkerschaften heutzutage keine einheitliche Sprache haben, ihre Sprachen aber unter einander verwandt sind, so kann doch diese Erscheinung nur aus Identität und Gegensatz erklärt werden, weil eben jede Verwandtschaft auf diesen beiden Kategorien beruht. Es ist bekanntlich viel leichter, in den Erscheinungen das Identische als das Gegensätzliche heraus zu finden und besonders zu erklären. Denn das Identische finden ist nur ein Wiederfinden von etwas Bekanntem, und dazu genügt eine einfache sinnliche Wahrnehmung, während zur Feststellung des Gegensatzes ein vollständiger Erkenntnisprozeß erforderlich ist. Wenn die slavischen Sprachen unter einander verschieden sind, so können sie nur deshalb verschieden sein, weil das ihnen allen gemeinsame Element von gegensätzlichen Entwickelungsfaktoren modifiziert worden ist. Will die Sprachvergleichung dies nachweisen, so muß sie diese Entwickelungsfaktoren ausfindig machen. Das wird sie erreichen können durch das Studium lokaler Dialekte. Denn die Entwickelung der Sprachen hat einen ähnlichen Gang durchzumachen gehabt, wie die Entwickelung der Horden zu Familien, Stämmen usw. zum Volk.

Mittels einer bloßen Fiktion kann die Sprachwissenschaft keine Völkerverwandtschaft nachweisen. Es ist nur eine fertige Idee, mit der sie an das Problem herantritt. Verlassen wir uns auf sie, so ist unsere Beobachtung immer eine beschränkte. Denn die Idee ist der Beobachtung selbst immer um einen Schritt voraus. So läßt denn auch die „Idee" unserer modernen Sprachwissenschaft, die sie apriori von der

50) Richard Böckh, Die statistische Bedeutung der Volkssprache. In der Zeitschr. f. Völkerpsychologie. 4. Band, Berlin 1866, S. 319.